

Jane, die Jüdin.

Erzählung

von

Philipp Galen.

Berlin.

Otto Janke.

1867.

ERSTES BUCH.

ERSTES CAPITEL.

Badebekanntschaften! Wer hätte nicht schon hier oder da eine solche gemacht und dadurch Gelegenheit gehabt, sich später in der häuslichen Stille mit Vergnügen der schönen Tage zu erinnern, an welchen ein günstiges Geschick ihm liebenswerthe Menschen in der Fremde entgegenführte! Freilich, die meisten derselben tauchen nur wie Meteore vor unseren Augen auf. Die Welle bringt sie und die Welle trägt sie unerbittlich wieder fort. Kaum sind sie an unsere Seite getreten, kaum haben sie uns die Hand gedrückt, kaum hat sich unser Herz einer warmen Neigung geöffnet, so steigen sie wieder in ihren Wagen, winken freundlich mit Händen und Tüchern, mitunter spiegelt sich auch eine Thräne in ihren Augen ab, aber – fort sind sie und der neue Tag bringt neue Gestalten an unsere Seite, das Geschick trägt uns auf unserer eigenen Bahn dahin, und wir glauben schon etwas Bedeutendes für uns gewonnen zu haben, wenn die wohlthuende Erinnerung an die kurzen glücklichen Stunden nicht ganz so flüchtig vorüberschreitend ist wie die lichte Wolke, die da oben am blauen Himmel nach fernen Zonen segelt!

Ja, so schonungslos spielt mit uns das Leben, so unerbittlich umwirbelt uns das Chaos der aufeinander folgenden und sich drängenden Ereignisse, der Wirrwarr von Handlungen und Empfindungen, und bald erheben

sie uns auf die höchste Spitze menschlicher Glückseligkeit, bald reißen sie uns in die dunkle Tiefe menschlichen Schmerzes hinab.

Aber das wunderbare Menschenleben ist nicht immer schonungslos und unerbittlich gegen uns. Oft giebt es uns ein Glück in die Hand, ohne es sogleich wieder zu nehmen, ja, es läßt es oft an unserer Seite, in unserm Herzen emporblühen, es häuft Frucht auf Frucht, und was wir im ersten Augenblick vielleicht für einen seltsamen Zufall zu halten geneigt waren, stellt sich später, wenn wir heller sehen, wenn wir den Umfang unserer Errungenschaft erst ganz ermessen können, als das Walten eines göttlichen Schicksals heraus, und wir bleiben der Vorsehung für ewige Zeiten dankbar, daß sie unseren Pfad mit dem Pfade Anderer einen Augenblick sich hat kreuzen lassen.

Solche wichtige Folgen hat bisweilen auch eine scheinbar flüchtige Badebekanntschaft. Das Gefühl, welches wir für vorübergehend hielten, als es uns ergriff, gestaltet und erweitert sich zur unvergänglichen Freundschaft, das leicht geschlungene Band erhält durch irgend ein unerklärbares, geheimnißvolles Etwas eine ewige Dauer, und so werden Verbindungen geschlossen, die das ganze Leben hindurch währen, dasselbe völlig umgestalten und es hier, falls die Begegnung unter einem glücklichen Sterne geschah, mit irdischer Wonne, dort aber mit endlosem Leide erfüllen, wenn der böse Geist, der mitunter die Fäden des Menschenlebens verknüpft, seine finstere Hand über uns ausgebreitet hat.

Eine so wichtige und tief greifende Bedeutung sollte eine Badebekanntschaft haben, welche im Sommer in Kissingen geschlossen wurde; und wollen wir es uns angelegen sein lassen, dem Leser die folgenden Ereignisse mit derselben Wahrheit und Lebendigkeit zu schildern, welche bisher stets unsere Feder geführt haben, wenn wir ein Stück aus dem vollen Menschenleben aufgriffen und es in Form einer Erzählung unserm nachsichtigen Freundeskreise darboten.

Wer im Monat Juli unter den vielen Badegästen in Kissingen an der wohlbestellten Tafel in Sanner's Hotel speiste, der mußte, wenn er nur mit einigermaßen scharfsichtigen Augen begabt war und die Aufmerksamkeit von seinem eigenen krankhaften Zustand auf das Gehaben Anderer zu lenken vermochte, sehr bald zwei Männer entdeckt haben, die wohl der Beachtung werth und bei genauerer Bekanntschaft eine wärmere Theilnahme zu erregen im Stande waren. Diese beiden Männer saßen stets auf denselben Plätzen an dem Tafelende, zur rechten Hand von der Eingangsthür des Speisesaals, und stets stellten sie sich pünktlich ein, wenn die Glocke im Hause um ein Uhr ihre weitschallende Stimme hatte vernehmen lassen.

Es waren zwei Greise von hohem Lebensalter, der eine etwa um zehn Jahre jünger als der ältere, der bereits sein dreiundachtzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Beide

aber waren rüstig, munter und wohlgemuth; auf ihren gefurchten Gesichtern zeigten sich Lebenslust, Heiterkeit und eine gewisse unverwüstliche Frische, die manchen Menschen angeboren sind und, wenn der Geist mit dem Körper in der Dauerhaftigkeit gleichen Schritt hält, ihnen bis zu ihrem Lebensende treu bleiben. Und daß der Geist in ihnen gesund, kräftig und tüchtig war, das leuchtete den Umsitzenden sehr bald ein, wenn sie die munteren Gespräche und die frohen Scherze vernahmen, welche in ununterbrochener Folge den Lippen der beiden alten Herren entschlüpften, oder auch dann, wenn Beide, in ernstere Unterhaltung gerathend, sich mit ihren Nachbarn über politische, industrielle oder künstlerische Gegenstände unterhielten, über die sie stets ein richtiges Urtheil vernehmen ließen, welches die Reife ihrer Erfahrung und den Umfang ihrer mannigfachen Kenntnisse verrieth.

Daß aber auch ihre leibliche Gesundheit bei ihrem hohen Alter nicht überaus leidend war, erkannte man gleichfalls sehr bald, denn beide alte Herren tafelten rüstig von Anfang bis zu Ende des Mahles mit, und beide genossen ihre bescheidene Flasche Rothwein oder bisweilen eines Flasche schäumenden Champagners mit dem herzlichsten Behagen.

Was die äußere Erscheinung der beiden alten Freunde betrifft, so unterschieden sie sich von einander sehr wesentlich. Der ältere Herr war eine mehr kleine als große Gestalt und schritt unter der Last seiner Jahre schon etwas gebückt einher, obgleich sein Muskelbau noch immer

kräftig erschien. In seinem klugen und faltigen Gesicht, namentlich in den Zügen um seinen Mund, drückte sich eine große Willenskraft und Entschiedenheit aus. In seinen blauen Augen lag, wenn er von Geschäften oder ernstesten Angelegenheiten sprach, eine gewisse nachdrückliche Schärfe und charaktervolle Selbstständigkeit; wenn er aber heitere Gegenstände verhandelte, leuchtete es hell und klar auf und eine unbeschreibliche Jovialität und Gutherzigkeit strahlte daraus dem mit ihm Sprechenden entgegen.

Ein besonderes ehrwürdiges Ansehen verlieh diesem ausdrucksvollen Antlitz das ziemlich volle weiße Haar, welches sich etwas starr aufrichtend, den ganzen Kopf wie eine Strahlenkrone umgab und eben so charakteristisch das lebhaft gefärbte, bartlose Gesicht abschloß, wie es mit dem würdevollen Stirnrunzeln harmonirte, das bisweilen über den markigen Augenbrauen sichtbar ward.

Sein Freund dagegen, wenn auch kaum von größerer Gestalt, war doch etwas wohlbeleibter und trug sich gerade und stolz, wie es sonst nur ein ehemaliger Militair im späteren Lebensalter zu thun pflegt. Auf seinen meist ernstesten Gesichtszügen spiegelte sich eine selbstbewußte Würde ab, der das glattgescheitelte eisgraue Haar keinen Eintrag that, und in seinem ganzen Wesen, mit dem Ausdruck des Gesichts übereinstimmend, prägte sich eine wohlthuende Ruhe, eine fast aristokratische Grandezza aus, die bei der langsam und nachdrücklich geführten

Redeweise der ganzen Erscheinung eine unläugbare Bedeutung verlieh.

Wenn die beiden Männer allein mit einander sprachen, so mußte sich jeder Zuhörer über das warme Einverständnis freuen, welches in ihren Ansichten über verschiedene Dinge des Lebens herrschte; auffallend aber war bei dem Jüngeren die stete Aufmerksamkeit und Sorglichkeit, welche er dem Aelteren erwies, so daß man daraus die Ansicht gewann, daß er dem alten Herrn nicht nur mit großer Zuneigung ergeben war, sondern ihm auch eine tief gefühlte Achtung bewahrte, die mitunter fast an eine Art selbstverläugnender Verehrung streifte.

Die beiden alten Herren mochten etwa acht Tage ihre Plätze an der Mittagstafel behauptet und schon oft ihre Tischnachbarn haben wechseln sehen, als ein neuer Kurgast erschien, der, nachdem er ihnen erst einmal gegenüber gesessen, nicht wieder aus ihrer Nähe wich und sichtbar von ihrem heiteren Wesen, ihrer natürlichen Würde und ihrer geistreichen Unterhaltung gefesselt wurde. Es war dies ein Mann von etwas mehr als dreißig Jahren, in einfacher, aber sauberer Reisekleidung, der sich bei seinem ersten Auftreten den Fremden gegenüber schweigsam verhielt, allmählig jedoch mit in das Gespräch der alten Herren verwickelt wurde und seine reiflich durchdachte Rede mit klangvoller Stimme vernehmen ließ, die seine Unterhaltung um so angenehmer und eindringlicher machte, als er den beiden Alten gegenüber eine gewisse Bescheidenheit und Zurückhaltung

beobachtete, wie sie leider nicht vielen jungen Reisenden heutiger Zeit eigen zu sein pflegt.

Um die äußere Erscheinung dieses Mannes wenigstens anzudeuten – denn eine genauer abwägende Hand als die unsrige wird sie später mit schärferen Strichen zeichnen – wollen wir sagen, daß derselbe kein sogenannter schöner Mann, aber wohlgebaut, von ziemlich hoher und schlanker Gestalt war, dessen offenes, mitunter scharfes Auge eine große Regsamkeit verrieth, welche sich auch in seinen sprechenden Mienen, den ruhigen Bewegungen seiner Hände und der nachdrücklichen Betonung seiner Worte aussprach, die er überhaupt wunderbar richtig zu setzen verstand und damit eine Klarheit der Darstellung verband, die jeden Zuhörer, welches Geistes und welcher Bildung er auch sein mochte, nicht allein befriedigen, sondern sogar gewinnen und beherrschen mußte, – eine Klarheit der Darstellung, fügen wir hinzu, wie sie nur diejenigen Menschen von gelehrter Bildung und umfangreichen Kenntnissen besitzen, die gewohnt sind, vor einem größeren Publikum zu reden, und berufen, ihren entwickelten Geist und ihre gereifte Erfahrung einer jüngeren Generation einzupflegen.

Am ersten Tage kam es jedoch noch zu keiner ernsteren oder bedeutenderen Unterhaltung; wie an Badeorten unter Fremden sehr häufig geschieht, drehte sich das Gespräch nur um die eigentliche Kur und die erhoffte Wirkung des unvergleichlichen Rakoczy, wobei der jüngere Mann mit Theilnahme erfuhr, daß die beiden alten Herren schon dreißig Jahre lang in ununterbrochener Folge

in Kissingen ihr Heil gesucht und dasselbe auch gefunden hätten, weshalb man sie mit Recht unverbesserliche oder unvermeidliche Kissinger nennen könne.

Am zweiten Tage war der junge Mann zuerst auf seinem Platz, und als die alten Herren endlich kamen, begrüßte man sich sehr herzlich, ohne weder nach dem Namen noch nach dem Stande oder der Heimat des Anderen zu fragen. Da mittlerweile Regenwetter eingetreten war, blieb man im Hause und trank in einer geschlossenen Laube den Kaffee, eine gute Cigarre rauchend, welche der älteste Herr freundlichst dargeboten hatte. Bei dem sich nun entspinnenden Gespräch kam die Politik auf die Tagesordnung, und da zeigte es sich sehr bald, daß die drei Männer, an Jahren so verschieden, wie wahrscheinlich auch an Herkommen und Lebensstellung, doch im Ganzen sehr ähnlicher Anschauung in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten waren, was sie abermals einander näher brachte und eine genauere Bekanntschaft wünschenswerth erscheinen ließ.

Am dritten Tage trat eine unerwartete Störung in ihrer Unterhaltung ein. Der junge Mann fand nur den einen der beiden alten Herren vor und erfuhr von diesem, daß der Senior ihres Trifoliums sich unwohl fühle, das Zimmer hüte und sich heute schonen und ruhen wolle.

Der junge Mann ward bei dieser Nachricht ernst und nachdenklich, denn ihm mochte das hohe Alter des Patienten einfallen, und er war ein Mensch, dessen Theilnahme leicht zu wecken war. Unmittelbar nach Tische verfügte sich der ältere Herr zu seinem Freunde, und der

junge Mann nahm nach einigem Besinnen eine Karte aus seinem Notizbuch, auf welcher sein Name und Stand zu lesen war, und begab sich zu dem Diener des kranken Herrn, den er früher schon öfter an der Thür des Zimmers hatte Wache halten sehen.

»Bringen Sie dem alten Herrn meine Karte,« sagte er zu dem schweigsamen und aufmerksamen Diener, »und er möge mir verzeihen, wenn ich mich nach seinem Befinden erkundige.«

Auf der Karte aber stand ›Dr. Reinhold Strahl, Privatdocent der Medicin an der Universität zu XXX.‹

Nach einigen Minuten trat der Diener wieder aus dem Zimmer, zwei Karten in der Hand haltend. Auf der einen, die sein Herr ihm gegeben, stand ganz einfach: ›J. D. Schilling‹, und unten in der Ecke der Karte las man den Ortsnamen: ›Altona‹. Die zweite Karte trug ebenso einfach nur die Namen: ›Carl Biedermann. Hamburg.‹

»Herr Schilling,« sagte der Diener, »dankt Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit, und bittet Sie, ihm in einer Stunde Ihren Besuch zu schenken. Er freut sich, daß Sie ein Arzt sind, und wünscht Ihren Rath in Anspruch zu nehmen.«

Natürlich stellte sich unser junger Freund pünktlich bei dem Patienten ein, und als er nach zwei Stunden wieder von ihm schied, war das Verhältniß zwischen den drei Männern ein ganz anderes geworden und sie waren sich gegenseitig ein gut Theil näher gerückt. –

Es ging gegen Abend. Die beiden alten Freunde saßen in dem Zimmer des Patienten allein; Herr Schilling

halb liegend auf dem Sopha und einen Trank genießend, den der junge Arzt ihm verordnet. Herr Biedermann am Fenster auf einem Stuhl, eine fein duftende Cigarre rauchend. Beide hatten eine Weile geschwiegen, da wandte der ältere Freund sein kluges Auge nach dem anderen und sagte:

»Mir ist schon viel wohler, Biedermann; das Getränk hier hat mich rasch von meiner Beklemmung befreit. Was denkst Du von unserem neuen Bekannten? Er scheint mir ein geschickter Mann zu sein und ich könnte ihm wohl mein Vertrauen schenken.«

»Das hast Du ihm ja schon geschenkt, alter Knabe,« lautete die mit Lächeln gegebene Antwort, »sonst würdest Du seine Arznei nicht genommen haben. Und wie er mir gefällt? Das ist sehr bald gesagt. So gut wie Dir. Er ist ein einfacher Mensch, er versteht uns und liebt es nicht, seine Gelehrsamkeit vor uns auszukramen, wie so viele andere Aerzte es thun, denn gelehrt, bei Gott, das ist er, sonst würde er auch bei so jungen Jahren kein Universitätslehrer sein.«

»Du hast Recht. Er ist gewiß tüchtig. Mir gefällt namentlich seine Ruhe, die Klarheit seiner Fragen und das unverkennbare Wohlwollen, welches aus jedem seiner Worte und seinen Blicken spricht. Siehe da, wir befinden uns einmal wieder in guten Händen, denke ich.«

Am nächsten Tage befand sich Herr Schilling wieder so wohl, daß er seinen Rakoczy trinken und Mittags an der Wirthstafel erscheinen konnte. Von diesem Tage an

waren die drei auf so zufällige Weise bekannt gewordenen Männer sehr häufig beisammen zu finden, und einen guten Theil des Tages verlebten sie gemeinschaftlich unter heiteren und ernsten Gesprächen, und als der junge Privatdocent sich auch bereitwillig finden ließ, an der bei den Alten sehr beliebten L'hombrepartie Abends Theil zu nehmen, war er dem kleinen Kreise fast unentbehrlich geworden. Eine an gegenseitige Schätzung beruhende Freundschaft zwischen den drei Personen war die nächste Folge davon; die Aelteren wurden bei dem geistreichen Gespräch des Jüngeren wieder jung und frisch, und dieser, von Natur ernst und gediegen, gab sich mit ganzem Herzen den gereiften Anschauungen Jener hin.

Da alle Drei weder durch ihre heimatlichen Verhältnisse, noch durch anderweitige Verpflichtungen an eine strenge Innehaltung einer bestimmten Zeitfrist gebunden waren, und da sie sich von Tage zu Tage mehr in ihrem gegenseitigen Umgang gefielen, so beschlossen sie, diesmal sechs Wochen in Kissingen zu verweilen, wozu namentlich Herr Schilling bereit war und demgemäß auf die Anderen um so mehr seinen Einfluß übte, als er einige Mitglieder seiner Familie erwartete, die ebenfalls die heilsame Wirkung des Rakoczy an sich versuchen wollten.

An dem Tage, an welchem man den ältesten Sohn des Herrn Schilling und dessen zwei erwachsene Töchter erwartete, blieben die drei Freunde unzertrennlich, und eine sichtbare Spannung malte sich in ihrem Wesen und Gehaben ab, je näher die Zeit rückte, in welcher man der

Ankunft derselben entgegen sehen konnte. Endlich um drei Uhr Nachmittags fuhr der bepackte Reisewagen mit den aus der Ferne kommenden Gästen vor, und in kurzer Zeit war die neue Bekanntschaft gemacht und sämmtliche auf so zufällige Weise Vereinte mußten sich im Stillen das Zeugniß ablegen, daß sie mit dem frischen Zuwachs der Gesellschaft zufrieden waren.

Der Sohn des alten Herrn, Ernst mit Namen, vor kurzer Zeit Wittwer geworden und dadurch in eine bisweilen an Wehmuth streifende weiche Gemüthsstimmung versetzt, war eine ächt nordische Mannesnatur. Hochgewachsen, stattlich von Gestalt und Haltung, prägte sich in seinem männlich edlen Gesicht, dem reiches blondes Haar und Bart einen kühnstolzen Ausdruck verliehen, ein freundlicher Ernst, ein menschliches Wohlwollen in Bezug auf das Schicksal Anderer und eine natürliche Empfänglichkeit für alles Schöne und Große in der Welt aus. Sein offenes, großes blaues Auge verschleierte sich nie, sondern ließ Jeden tief in sein gediegenes Innere schauen. Er war, wie Doctor Strahl schon wußte, ein sehr geschickter Schiffsbaumeister in seiner vaterländischen Seestadt, hatte viele Reisen zur See und zu Lande gemacht, und es gab fast keinen Ort und kein Verhältniß auf dem amerikanischen Continent, welche er nicht mit eigenen Augen gesehen, und über die er nicht mit bedächtiger Genauigkeit und gefälliger Ausführlichkeit hätte reden können.

Zwischen ihm und dem Doctor Strahl stellte sich sehr bald ein angenehmes Verhältniß her, welches dadurch

besonderen Werth für den in den besten Mannesjahren stehenden Wittwer erhielt, als derselbe um die Gesundheit seiner ältesten Tochter Margarethe besorgt war und sich deshalb mit Vertrauen an den geschickten Arzt wandte, der ihm so unverhofft in den Weg gerathen war. Die achtzehnjährige Margarethe war ein freundliches, blasses Mädchen von zarter Körperbeschaffenheit. Schlank und graciös gebaut, prägte sich schon auf ihrem bleichen Gesicht eine nervöse Reizbarkeit aus, die vielleicht durch den Kummer über den soeben erfolgten Tod der liebevollen Mutter noch mehr Nahrung erhalten hatte. Durch vorzügliche Lehrer gebildet, stets im Kreise befähigter Menschen lebend, besaß sie Sinn und Neigung für alles Bedeutende und Lehrreiche in der Welt, und mit großem Behagen gab sie sich den lebhaften Auseinandersetzungen des neuen Freundes ihres Großvaters hin, der in vielen Fächern menschlichen Wissens und Könnens bewandert und ganz besonders befähigt war, das Vertrauen jugendlicher Gemüther zu gewinnen, abgesehen davon, daß ihr auch sein Rath als Arzt von großer Bedeutung erschien.

Bertha, die um ein Jahr jüngere Schwester, war im Aeußern das vollkommene Gegenbild Margarethens. Von blühender Gesundheit, rasch und munter, hatte sie sich frühzeitig zu einer ansehnlichen Erscheinung entwickelt; und wenn sie auch jetzt in ihrem düstern Traueranzuge ernster und zurückhaltender als sonst erschien, so zeigte doch das heitere Lächeln ihrer Lippen und der offene

Blick ihres hellen Auges genügend, daß sie den gegenwärtigen Schmerz überwinden und bald wieder in das ruhige Geleise treten würde, welches ihre Jugend und ihr frischer Lebensmuth ihr für alle Zeiten vorgezeichnet hatten. Wenn Margarethe vorzugsweise Sinn und Neigung für den Inhalt gediegener Bücher zeigte und mit dem Lesen derselben manche einsame Stunde auszufüllen liebte, so hatte sich Bertha einem anderen Streben hingeeben. Sie besaß ein empfängliches Herz und ein scharfes Auge für die Reize der schönen Natur, und ihre Hand hatte früh die Befähigung verrathen, mit dem Zeichenstift und Farben das Gesehene und Liebgewonnene nachzubilden. In der That zeichnete und malte sie schon als Kind vortrefflich, und der wackere Vater hatte es nicht an Gelegenheit fehlen lassen, das in ihr schlummernde Talent bis zu einem nicht ganz gewöhnlichen Grade auszubilden.

Diese Schilderung der beiden jungen Mädchen möge hier genügen, und der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, noch einzelne Streiflichter auf den Character und das Wesen der liebenswürdigen Schwestern fallen zu lassen, die, wie sich sehr bald aus vielen Einzelheiten ergab, schon in früher Jugend die freundlichen Gaben eines mit Mitteln gesegneten Lebens an sich selbst zu erkennen und zu würdigen gelernt hatten.

ZWEITES CAPITEL.

Die Zeit vergeht in einem Badeorte sehr schnell. Das geregelte Leben, welches man nothwendig führen muß,

die mannigfachen Zerstreungen und Unterhaltungen, Spaziergänge und Spazierfahrten, tödten die Stunden mit unaufhaltsamer Eilfertigkeit. Das sollte auch der trauliche Familienkreis, den der gute alte Herr Schilling in Kissingen um sich versammelt hatte, erfahren. Wo die sechs, anfangs so lang erscheinenden Wochen geblieben waren, wußte eigentlich Keiner von ihnen und, wie aus den Wolken herabgefallen, stellte sich die Scheidestunde plötzlich ein, vor der Alle schon lange vor der Zeit ein mehr oder minder laut ausgesprochenes bängliches Gefühl empfunden hatten.

Am Abend vorher versammelte man sich noch einmal in dem gemüthlichen Zimmer des alten Herrn, und hier wurden zunächst die vorliegenden Pläne der verschiedenen Reisenden besprochen. Die beiden ältesten Herren kehrten geraden Weges nach Altona und Hamburg zurück; der jüngere Schilling beabsichtigte mit seinen Töchtern noch einen Ausflug nach den bairischen Hochlanden zu unternehmen, und Doctor Strahl, dessen Ferien noch lange nicht zu Ende waren, begab sich nach Meran, wo er mit einer ihm bekannten Familie, die seinem ärztlichen Schutze anvertraut war, verabredeter Maaßen zusammen treffen wollte. Bis München reisten die Familie des Schiffsbaumeisters und der Privatdocent zusammen; dort erst mußten sie sich trennen, um Jedes, dem vorgezeichneten Plane folgend, den ferneren Weg allein weiter zu wandeln. Man hatte das Alles hundertmal besprochen und erwogen, und nun in der letzten Stunde kam man

noch einmal wieder darauf zurück. Endlich aber, nachdem das Letzte abgeredet war, ließ der alte Herr einige Ungeduld blicken und man sah ihm an, daß die Scheidestunde ihm peinlich wurde.

»Mein lieber Doctor,« sagte er da plötzlich, »wir wollen uns das Herz nicht schwerer machen, als nöthig ist. Meine Kinder sehe ich, so Gott will, in der Heimat wieder, und mein Freund Biedermann begleitet mich dahin. Sie allein also nehmen einen wirklichen Abschied von mir, aber hoffentlich keinen allzu langen. Wissen Sie was? Wir wollen uns das Weh des augenblicklichen Scheidens durch eine Freude für die Zukunft versüßen. Ich gehe, wenn ich noch lebe, im nächsten Jahre wieder nach Kissingen, Sie aber nicht, wie ich weiß. Da Sie jedoch alle Jahre lange Ferienzeit haben und gern reisen, so richten Sie im nächsten August einmal Ihren Ausflug nach Norden und besuchen Sie mich und meine Kinder. Wollen Sie das? Haben Sie Hamburg und die Elb-Herzogthümer schon gesehen?«

»Nein, noch nicht, mein lieber Herr Schilling,« lautete die Antwort, »aber mein Wunsch ist es schon lange gewesen, die schönen Elbstädte im Norden zu besuchen.«

»Nun, dann sind wir ja wieder einmal enig, lieber Freund! Genug damit, Sie kommen also zunächst nach Altona. Den Tag und die Stunde, wo ich Sie erwarten kann, schreiben Sie mir, denn wir werden doch bisweilen Briefe wechseln. Na, das versteht sich von selbst. Natürlich wohnen Sie bei mir, das heißt, halb bei mir und halb

bei meinem Sohn, denn der wird sich Ihren Besuch so wenig entgehen lassen wollen, wie ich. Nicht wahr, Ernst? Nun ja freilich. Mich werden Sie allerdings in einem sehr kleinen Hause treffen, in dem kleinsten sogar in ganz Altona. Allein die Thür wird groß genug sein, Sie mit Ihrem Reisekoffer einzulassen. Auch mit meinem Tisch müssen Sie vorlieb nehmen. Eine Suppe und ein Stück Fleisch ist Alles, was ich Ihnen bieten kann. Für das Uebrige mag der Zufall sorgen, und der sorgt bisweilen gut. *Sapientisat!* wie Sie zu sagen pflegen. Also vorwärts! Reisen Sie mit Gott und lassen Sie auch uns eine Hand von ihm – er hat es noch immer mit mir altem Krämer gut gemeint. Leben Sie wohl – auf Wiedersehen! Das ist Alles, was ich jetzt sagen mag. Da haben Sie meine Händ und wir wollen sie uns nicht zum letzten Male gedrückt haben, denke ich. Adieu!«

So ward es gesprochen und das Uebrige folgte rasch nach. Am nächsten Morgen war der gute alte Herr mit seinem Freunde Biedermann nach Meiningen gefahren, während die Anderen mit Extrapost den Weg nach dem Süden einschlugen und bis München eine frohe Reise hatten. Da erst trennten auch sie sich, und wenige Wochen später waren sie Alle weit auseinander, ein Jeder in der Heimat seinem Berufe, seinen Geschäften und seinen alltäglichen Freuden und Leiden nachgehend, wie es dem sterblichen Menschen nun einmal auf dieser Erde beschieden ist.

Begleiten wir diesmal den Privatdocenten in seine Heimat, bis wir mit ihm bald in dem kleinsten Hause, wie es

hieß, in Altona eintreffen werden, denn auch wir gehen dahin und wollen uns die beiden berühmten Elbstdte besehen. Den kurzen Aufenthalt in der großen Residenz aber wollen wir benutzen, nicht um das Leben daselbst zu betrachten, wohl aber einen tieferen Blick in das innere Leben und Wesen des Mannes zu werfen, mit dessen Schicksal wir uns eingehender in dieser kleinen Erzählung zu beschäftigen haben werden.

Und in der That, das innere Leben dieses Mannes war von jeher bei Weitem reicher und umfassender gewesen als sein äußeres, obgleich dieses letztere in jüngster Zeit sich auch nicht gerade kärglich gegen ihn erwiesen hatte. Aus kleinem, unscheinbarem Keime aufsprieend, war er so recht durch die ureigen ihm inwohnende Kraft erstarkt und, allen widrigen Winden und der Ungebühr menschlichen Ringens trotzend, hatte er sich empor gehoben zu einem ansehnlichen, üppige Früchte tragenden Baum in dem großen Garten der ewig wechselnden und sich ewig aus sich selbst erzeugenden Menschheit.

Sein Vater war ein Arzt gewesen wie er, aber bei Weitem nicht mit den natürlichen Gaben und Kräften bedacht wie der Sohn. Frühe schon waren diesem die Eltern und alle Geschwister gestorben und, auf geringe äußere Mittel angewiesen, hatte der strebsame Knabe und Jüngling sich emporarbeiten müssen mit rastlosem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer. Fremde Kräfte hatten ihn nur wenig getragen, keine einflußreiche Hand hatte ihn gestützt und gehoben; allein dem inneren Triebe gehorchend, der ihn vorwärts, nach Oben riß, hatte er mit der

Begabung seiner inneren Welt der im Geben und Verleihen oft so kargen äußeren Welt das Nothwendigste abgerungen, und so war seine ganze Existenz bisher nur ein langer, fortgesetzter Kampf gewesen, der ihm endlich bei herannahendem Mannesalter die bittersüßen Früchte eines wohlverdienten Sieges abgeworfen hatte. Und welches waren die hauptsächlichsten Mittel, mit denen Reinhold Strahl diese Früchte und diesen Sieg errungen? Sie waren nur sehr einfacher und fast gewöhnlicher Natur, denn mit sogenannten großen Talenten hatte die Vorsehung ihn nicht gesegnet, am wenigsten mit jenen zweifelhaften produktiven Talenten, die dem damit Begabten in Bezug auf den wirklichen Lebensgenuß oft ein eben so großer Fluch wie Segen sein können und sind. Aber außer diesen so oft angestaunten und doch nur scheinbar erhabenen Talenten verleiht die Vorsehung ihren Begnadeten oft andere Gaben, die häufiger, wenn nicht zum äußeren, doch zum inneren Glück führen, und mit diesen Gaben, wenn sie unsern Freund bisher auch noch nicht sichtbar beglückt hatten, war die Vorsehung bei ihm ziemlich verschwenderisch zu Werke gegangen.

Von weichem, hingebendem Gemüth, hatte er eine reichliche Fülle von Kraft und die Fähigkeit empfangen, die ihm dargebotenen Eindrücke der Außenwelt in sich aufzunehmen und zu selbstständigen Gedanken und Handlungen zu gestalten und zu verarbeiten. Vor allen Dingen besaß er starke und dauerhafte Neigungen zu allem Schönen und Guten, und dabei jene ausdauernde

Zähigkeit des Geistes, welche die einmal in sich aufgenommenen Eindrücke festzuhalten und weiter auszubilden geschickt macht.

Leider war er dabei keine sogenannte glückliche, das heißt, heitere und harmlose Natur. Mit reicher Phantasie ausgestattet, war ein Tropfen dicken schweren Blutes seinem Organismus eingepfropft worden, und ohne jene schon erwähnte sprungfertige Geisteselasticität, die das Schwerste, Bitterste siegreich zu bekämpfen und niederzuhalten versteht, wäre er vielleicht im Ganzen ein recht unglücklicher Mensch geworden. Mit einem Wort: es lebte und webte in seiner Seele eine gewisse Neigung zur Schwärmerei, die vielleicht das wolkenumhüllte Suchen und Streben nach einer unbekanntem und doch immer ersehnten idealistischen Welt- und Menschengestaltung ist. Ein tiefer elegischer Zug, der mitunter an Melancholie gränzte, lief wie ein dunkler Faden durch sein empfängliches Gemüth und verdüsterte ihm die hellen Momente, die in jedes Menschen Leben bisweilen wie der Blitz aus den Wolken sprühen oder wie ein flammendes Meteor an seinem Horizonte auftauchen, um freilich wieder bald in dem unendlichen Raume der chaotisch ihn umgebenden Welt zu verschwinden.

Diese elegische Färbung seiner Stimmung hatte ihn nur zu oft in Wehmuth und Trauer versetzt, wo Alles um ihn her sorglos lachte und genoß, und sie hatte sein Lebensschiff mit schwerem Ballast befrachtet, da das Umschiffen der ihm in den Weg geworfenen Klippen keine

leichte Arbeit gewesen war. Jetzt glaubte er diese Klippen vollständig überwunden zu haben, und es schien auch dem Auge des unbefangenen Beobachters so, wenn er oberflächlich die Verhältnisse überblickte, in welchen Reinhold Strahl sich gegenwärtig bewegte.

Durch seinen Fleiß, durch seine Ausdauer in der wissenschaftlichen Arbeit, durch seine nie nachlassende Strebsamkeit hatte unser Freund eine Fülle der verschiedenartigsten Kenntnisse gesammelt, und die nächste sichtbare Frucht davon war, daß er schon als junger Mann die ansehnliche Stellung eines Privatdocenten an einer Universität erhalten hatte, die sich von jeher durch Anstellung frischer schaffender Kräfte ausgezeichnet hat. In der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, hatte er bereits seit mehr als Jahresfrist sein bescheidenes Auskommen. Freilich war er nicht reich mit äußeren Mitteln gesegnet, allein eben so wenig konnte man ihn arm und bedürftig nennen. Er besaß eben, was man zum täglichen Bedarf gebraucht und vielleicht noch darüber, aber dafür war er reich, o, überreich an strahlender Hoffnung einer vor ihm tagenden Zukunft, denn seine Strebsamkeit kannte keine Grenzen, seine Willenskraft und sein Muth wuchsen jeden Tag, und im festen Vertrauen auf die ihm inwohnende Fähigkeit arbeitete er rüstig weiter an dem endlosen Bau menschlichen Fortschritts und Gedeihens, und jeder neu eingesetzte Stein zeigte ihm, daß sein Eifer nicht vergebens gewesen, daß er die Zinne einst erreichen würde, deren goldenen Kranz er schon lange vor seinem inneren

Auge schweben und die ihn umgebende Welt mit weit schimmerndem Glanz erleuchten sah. –

Wenn der strebsame Mensch alle seine geistigen Kräfte auf *ein* Ziel richtet und Tag und Nacht nur *einen* Gedanken, den seiner geistigen Fortbildung verfolgt, so vergeht ihm die Zeit wie im Fluge, und hätte er nicht sichtbare oder wenigstens erkennbare Erfolge für sich, er würde nicht wissen, wie ihm die Tage verschwunden und wo sie geblieben sind.

Den sicht- und erkennbaren Erfolg seiner Thätigkeit nun sah Reinhold Strahl in dem letztverflossenen Jahre nicht gerade in materieller Gestalt, wohl aber kam er ihm zum Bewußtsein durch das schnelle Anwachsen der Zahl seiner jungen Zuhörer und Schüler, die sich von Tage zu Tage mehrten, die mit verklärten Gesichtern an seinen Mienen hingen, die mit bald stiller, bald lauter Begeisterung seinen Vorträgen folgten und niemals jene für den Universitätslehrer so demüthigende Trägheit blicken ließen, wie wir sie selbst so häufig in jüngeren Jahren bei den lieben Commilitonen gefunden haben, die sich mit kühner Emphase so gern Studenten nennen und oft so wenig zu studiren lieben.

Ja, das Jahr war dem jungen Gelehrten rasch genug vergangen und der heiße Sommerathem strich noch mit lähmender Gluth durch die Blätter des tiefbeschatteten Universitätshofes, als er sein letztes Colleg schloß und nun fast drei Monate lang frei von jedem amtlichen Zwange war.

Obgleich Reinhold Strahl seiner täglichen Arbeit mit ganzem Herzen ergeben war, seine Seele jauchzte doch auf, als er nach dem Schluß dieses letzten Collegs sein stilles Zimmer betrat und seine Collegienhefte in sichere Verwahrung brachte. Er war einmal wieder ein freier Mann – und frei sein, selbst wenn die Sklavenkette nicht tief in das Fleisch und die Seele schneidet, ist eins der köstlichsten Gefühle der Menschenbrust, und es wird um so höher geschätzt, umso tiefer empfunden, je höher der Grad geistiger Bildung des frei Gewordenen und sich Fühlenden ist.

Nun konnte er wieder schweifen – schweifen in die Ferne; konnte Gottes Felder und Wälder beschauen, konnte über Berge und Thäler setzen, auf Strömen schwimmen, und überall, allüberall, den Athem seines Schöpfers einschlürfen, der ja auch ihm all das Schöne und Herrliche gespendet hatte, womit er seine große, seine herrliche, seine majestätische Welt geschmückt.

Ja, und nun konnte er wieder seine Freunde sehen, die er vor Jahresfrist in Kissingen und München verlassen; nun konnte er wieder ihre Hände drücken und in ihre Augen schauen, in ihre Augen, die sich schon so lange sehnten, ihn wieder in ihrem heimatlichen Kreise zu begrüßen; und nun konnten auch sie bald seine wohlklingende Stimme vernehmen und auf seinen Rath hören, den Viele von ihnen erwarteten, denn sie hatten ihm ihr volles Vertrauen geschenkt und die lange Trennung hatte ihre Neigung zu ihm nur erhöht, was ja, wie bekannt, der beste Prüfstein für eine wahre und wirkliche Neigung ist.

Seit dem August des vergangenen Jahres waren viele Briefe vom Norden her in des Doctors stilles Zimmer eingezogen, denn Alle, die ihm im vorigen Jahre nahe gerückt, hatten ihm wiederholt geschrieben, und er hatte es niemals an Antwort fehlen lassen und bei Weitem mehr darin geleistet, als man von einem so viel beschäftigten und mit ernsteren Dingen verkehrenden Manne zu erwarten berechtigt war. In jedem Briefe aber war er an sein im August gegebenes Versprechen erinnert worden und er hatte es wiederholt gegeben, mit dem festen Vorsatz, es zu halten und diesmal seine ganze freie Zeit den nordischen Freunden zu widmen.

Der letzte Brief dieser Art kam von Kissingen am Ende Juli und war von der noch festen Hand des alten Herrn geschrieben; auch der wackere Freund Biedermann hatte demselben einige Zeilen beigefügt. – »Wir sind Alle gesund,« hieß es darin, »und nun naht die Zeit, wo Ihr Versprechen endlich in Erfüllung gehen wird. Am August bin ich wieder in Altona, und wenn Ihre Vorlesungen bis dahin zu Ende sind, so erwarte ich Sie schon am 30. zu Tisch, denn um drei Uhr kommt der Bahnzug hier an und um vier Uhr pflege ich meine Suppe zu essen, wobei Sie mir nun endlich Gesellschaft leisten sollen. Ich erwarte also noch hier bei Sanner Ihre bejahende Antwort, und dann bedarf es keines weiteren schriftlichen Wortes mehr zwischen uns.«

Diese Antwort sollte nicht ausbleiben und traf pünktlich in Kissingen ein. Acht Tage nach dem Schluß seiner

letzten Vorlesung hatte Doctor Strahl seine letzten Geschäfte abgemacht, seine Patienten einem alten Collegen übergeben und nun stieg er freudig und wohlgemuth, freudiger denn je in den Morgen, wohl wissend, daß er lieben und braven Freunden entgegen ging, aber ohne irgend eine Ahnung, wie und in welcher Umgebung er diese Freunde finden und welch' wunderbares Geschick ihn in ihrer Mitte ereilen würde.

DRITTES CAPITEL.

Es war in der vierten Nachmittagsstunde eines schönen Augusttages, als ein Wagen mit einem Fremden und dessen Reisegepäck vor dem bezeichneten Hause in einer der belebtesten Straßen Altona's hielt. Des Fremden Augen flogen neugierig an der Front des Hauses hinauf und sie fanden es allerdings überaus klein, denn es zählte nur zwei mäßig hohe Stockwerke und drei Fenster in der Front, von denen im unteren Stockwerk noch eins die Hausthür wegnahm, von der aus ein langer Corridor durch das Haus nach den Hintergebäuden führte und den Raum des winzigen Gebäudes noch mehr beschränkte. Mehr als dies konnte der Fremde im ersten Augenblick nicht erforschen, denn alsbald wurde er von dem ihm entgegen stürmenden Friedrich, dem jugendlichen Diener des alten Herrn, begrüßt, der den sehnlich Erwarteten mit einem lauten Willkommensruf empfing.

»O mein Gott, Herr Doctor,« rief er, »was wird der alte Herr sich freuen! Kommen Sie und überraschen Sie ihn. Er geht ungeduldig im Garten auf und ab, hält die Uhr in

der Hand und zählt die Minuten. Sie sehen daraus, wie erwünscht Sie sind.«

Bewegten Herzens folgte Reinhold Strahl rasch dem voranschreitenden Diener, nachdem dieser das Reisegepäck mit zitternden Händen einstweilen auf den Corridor niedergelegt. Auf dem Wege durch das Haus fiel dem Gaste die seltene Sauberkeit auf, die überall herrschte. Die Wände waren mit Oelfarben gestrichen, die Fußböden braun gebeizt und mit dichten Teppichen belegt. Die an den Wänden entlang stehenden Möbel blitzten in ihrer neuen Politur, obgleich sie nach Form und Stoff sichtbar dem vergangenen Jahrhundert entstammten.

Am Ende des langen Corridors, der das ganze Vorderhaus durchschnitt, trat man durch eine Seitenthür in einen von mächtigen Hintergebäuden eingeschlossenen Hofraum, von wo aus man in einen durch ein grünes Gitter abgeschlossenen und schön gepflegten Garten gelangte, dessen geschmackvoll angelegte Blumenzier, dessen weite, mit herrlichen Obstbäumen besetzte Rasenplätze auf der Stelle einen angenehmen, ja behaglichen Eindruck hervorriefen.

In der Mitte des Gartens erhob sich ein geräumiger Pavillon, durch dessen offene Thür man einen reich mit Geschirr und Gläsern bedeckten Tisch wahrnahm; vor demselben ging, den Ankommenden den Rücken zukehrend, das weiße unbedeckte Haupt etwas vorwärts geneigt und die Hände, die eben die Uhr eingesteckt, hinten gekreuzt haltend, Herr Schilling auf und ab, noch immer festen Schrittes wie im vorigen Jahre, noch immer rüstig und

nur etwas unruhigen Gemüthes, in Folge der Erwartung des geschätzten Freundes.

Da konnte sich dieser nicht mehr halten; rasch vorwärts eilend, lief er dem Greise nach, umschlang ihn mit, den Armen und rief laut und freudigen Herzens: »Herr Schilling, Herr Schilling! Wir sehen uns wieder – da bin ich und Gott hat Sie Allen und mir erhalten!«

Da drehte der alte Herr sich hastig herum und, dem jungen Freunde das ehrwürdige Gesicht mit strahlendem Lächeln zuwendend, faßte er ihn bei beiden Händen und sagte mit stiller Freude:

»Ah, also doch! Pünktlich wie immer! Nun, sehen Sie wohl, ich habe es ja gesagt: der alte Herrgott macht mir die Freude und ich habe Sie wieder. Herzlich willkommen, herzlich willkommen, und nun sehen Sie da – mein Haus ist klein, doch mein Garten ist groß, noch größer aber mein Herz, mit dem ich Sie freudig, innig begrüße!«

Das waren seine ersten Worte und bald folgten ihrer mehr, und dabei schritten die beiden Männer Arm in Arm auf den breiten Kieswegen langsam dahin und tauschten herzliche Wünsche und Hoffnungen aus. Nach einer Weile aber stand der alte Herr still und sagte:

»Nun sind Sie also wirklich bei mir, und Sie sollen Alles so finden, wie ich es Ihnen versprochen habe. Nur in *einem* Punkte findet eine kleine Abweichung statt, die ich Ihnen nicht vorher melden wollte, um Sie nicht noch länger entbehren zu müssen. Mein Sohn Ernst ist mit seinen beiden ältesten Töchtern verreist und kehrt erst in vierzehn Tagen zurück. So lange also müssen Sie es sich bei

mir allein gefallen lassen. Sobald er da ist, ziehen Sie mit ihm nach seinem Landsitz ›Schillings-Lust‹ in Oevelgönne hinaus, und dann besuchen wir uns Beide, so oft es geht, denn bei ihm ist es viel schöner und unterhaltender als bei mir. Aber in diesen vierzehn Tagen soll Ihnen nichts abgehen, befürchten Sie nichts; die Zeit verstreicht schnell, und Sie haben überdieß Manches in Altona und Hamburg zu sehen – was willst Du, Friedrich?«

Die Frage war an den ruhig herbeikommenden Diener gerichtet, der sogleich antwortete:

»Die Suppe ist angerichtet, Herr Schilling!«

»So, so – also schon! Das ist gut. Sind Gäste da?«

Der Diener antwortete nicht, sondern deutete mit der Hand nach dem Gartenhause zurück, wo einige Herren standen.

»Sie müssen nämlich wissen,« fuhr der alte Herr fort, »ich lade niemals Jemanden zu Tische ein; aber wer kommen und mit mir speisen will, ist mir alle Tage angenehm, ich bin stets darauf eingerichtet. Nun, heute wäre es mir lieb, wenn nicht Viele kämen, der alte Biedermann aber kommt gewiß, und siehe da – da ist er schon, und mein Sohn Adolf auch.«

Man schritt den beiden Männern entgegen und die Begrüßung zwischen dem alten Freunde aus Hamburg und dem jungen aus der Residenz war eben so herzlich, wie die vorher mitgetheilte. Der jüngere Sohn des alten Schilling, Adolf, war, wie sein abwesender Bruder, ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren, eine ächte

nordische Erscheinung, fest gefügt und kräftig, mit einem ausdrucksvollen, guten Gesicht und klaren blauen Augen, die, wie bei Ernst, immer geradeaus in die Seele des mit ihm Sprechenden schauten. Nach wenigen begrüßenden Worten ließ man sich im Garten nieder. Der alte Herr präsidirte, ihm zur Seite saßen sein Sohn und der Gast, ihm gegenüber der alte Freund Biedermann. Der aufmerksame Diener rückte dem alten Herrn einen Schenktisch dicht zur Hand, und dieser füllte selbst die Suppe auf, während sein Sohn feurigen Bordeaux in die Gläser goß. –

Wir wollen bei dem bevorstehenden Mahle nicht etwa die Reihenfolge der Speisen und die Fülle des Gebotenen beschreiben. Aber so viel ist gewiß, bei der Suppe und dem verheißenen Fleisch blieb es nicht allein, es wurde mehr, viel mehr aufgetragen, und so geschah es alle Tage, so lange Doctor Strahl Gast in dem Stadthause blieb.

Diese gemüthlichen Tafelstunden waren für denselben außerdem sehr lehrreich in Bezug auf das Verhältniß, welches zwischen dem Hausherrn und den Mitgliedern seiner Familie, sowie den Dienstboten beiderlei Geschlechts bestand. Von Allen ohne Ausnahme ward dem alten Herrn eine an Ehrfurcht gränzende Verehrung gezollt und er herrschte unumschränkt wie ein greiser Patriarch in dem um ihn versammelten Kreise. Nach seinen Winken richtete sich Jedermann, seinen Worten schenkten Alle augenblickliches Gehör, seine Wünsche wurden zum unumstößlichen Gebot, und wie es im Hauswesen

damit war, so war es auch, wie wir sogleich sehen werden, in dem von ihm geleiteten größeren Geschäftskreise.

In dem Hause selbst herrschte in Beziehung auf die innere Ausstattung in keiner Weise irgend ein Luxus; Alles war einfach, solide, vor allen Dingen aber bequem eingerichtet. Die meisten Möbel, die Geschirre, die Gläser stammten aus einer längst abgelaufenen Zeit, welche noch nicht mit dem Ueberfluß gesegnet war, der, wie Doctor Strahl allmählig wahrnahm, dem alten Herrn und seiner Familie gegenwärtig zu Gebote stand.

J. D. Schilling gehörte zu den mit Recht angestaunten Männern, die sich aus kleinen und beschränkten Verhältnissen zu sehr großen und umfangreichen emporgearbeitet haben. Er hatte so recht von der Pike an in seinem Fach gedient und als einfacher Handwerker den Grund zu seiner jetzigen Stellung gelegt. Allmählig hatten sich durch seinen angestregten Fleiß, seine Umsicht und seine Sorgsamkeit seine precuniären Mittel vermehrt, er war gewachsen nach jeder Richtung, und jetzt war er einer der reichsten Rheder und Handelsmänner der Stadt, dessen Schiffe, mit dem blauen Stern im weißen Felde, auf allen Meeren segelten und mit allen Nationen der fernen Continente einen großartigen Handel trieben.

Seines hohen Alters wegen hatte er schon vor Jahren seinen Söhnen den größeren Theil seiner Geschäfte übertragen, aber er hatte sich nie ganz davon zurückgezogen, im Gegentheil, er war noch immer so recht eigentlich die Seele und die geheime Triebkraft in dem Räderwerk des großen Ganzen. Und so zu wirken und zu schaffen,

das war sein Beruf, darauf war er von der Natur allein angewiesen. Seine Geschäftskenntniß war ungewöhnlich groß, seine Uebersicht vollkommen, so weit sie bei einem Menschen vollkommen sein kann, und seine Einsicht in die überseeischen Verhältnisse, Menschen und Dinge war eben so klar, wie seine Berechnungen sicher und seine Unternehmungen glücklich waren. Niemals aber, und so schnell sein Vermögen auch gewachsen sein und so großen Umfang es gewonnen haben mochte, niemals ließ er sich von dem Götzen des Tages, dem die jüngere Generation nur zu gern allzu reichliche Opfer bringt, verführen und gab sich einem maaßlosen Luxus im äußeren Leben hin. Nein, er war und blieb der einfache, schlichte Mann, der er immer gewesen, und niemals prahlte er mit einem Glanz, der um so verführerischer ist, je leichter er durch die vorhandenen Mittel in's Leben gerufen werden kann.

So war sein Lebensgang ein stets geregelter und natürlicher gewesen, und wie er es vor vierzig Jahren gehalten und getrieben, so hielt und trieb er es noch heute. Morgens stand er um neun Uhr auf und las beim ersten einfachen Frühstück die ihm zur Gewohnheit gewordenen Zeitungen und die aus allen Gegenden der Erde her eingegangenen Briefe.

Punkt halb elf Uhr kam sein Barbier, und er war der Einzige, der ihn in diesem ernstesten Geschäft unterbrechen durfte. Um elf Uhr begab er sich, mochte das Wetter sein, wie es wollte, nach seinem nahe gelegenen Comptoir und

conferirte mit seinen Söhnen, gab seinen Rath für die absegelnden Schiffe und sprach mit den ihm getreuen Capitainen und verschiedenen Geschäftsleuten. Um ein Uhr fuhr er nach der Hamburger Börse und um drei Uhr trat er wieder in sein kleines Haus, um sein Privattagebuch mit dem heute Geleisteten und Erfahrenen zu bereichern.

Bis um vier Uhr waren alle Geschäfte abgethan und nun nahm der alte Herr eine weniger ernste, ja, oft eine sehr heitere Miene an. Denn um diese Zeit, wir wissen es schon, kamen stets einige seiner Freunde, um mit ihm zu speisen und im engen bescheidenen Kreise das Leben zu genießen, wie es thätige Männer nach vollendeter Arbeit so wohl verdienen. Die Tafel, bei der viel besprochen wurde, was nicht das Geschäft, wohl aber die Vorkommnisse des vaterländischen Lebens, die Künste und Wissenschaften betraf, dauerte in der Regel bis gegen sechs Uhr; wenn sie sich aber einmal durch die Anwesenheit irgend eines heiteren oder redseligen Gastes verzögerte, dann erschien Friedrich, der achtsame langjährige Diener, pünktlich um halb sieben Uhr und sagte laut und vernehmlich:

»Herr Schilling, es ist halb Sieben, Sie müssen schlafen!«

»Meine Herren,« wandte sich dann der rosig gelaunte Wirth an seine Gäste, »ich bin der gehorsame Slave des aufdringlichen Menschen da. Sie haben gehört, was er gesagt, und so wünsche ich Ihnen eine gesegnete Mahlzeit.«

Nach diesen Worten trank ein Jeder sein letztes Glas Champagner oder Xeres aus und Alle erhoben sich, um dem Wirthe die Hand zu schütteln. Dieser verschwand mit Friedrich im Schlafzimmer, die Gäste dagegen begaben sich im Sommer in den Garten, im Winter oder bei schlechtem Wetter in das gemüthliche Zimmer des kleinen Vorderhauses, und nun erschien hier alsbald die alte treue, schon tief gebückt gehende Hausverweserin im braunen Hauskleide und mit den silbernen Locken, in der zitternden Hand eine einfache Bunzlauer Kaffeekanne haltend und in Begriff, die schon bereit stehenden Tassen mit dem köstlichen Getränk zu füllen, jedoch nicht eher, als bis ein Jeder den dazu nöthigen Zucker in die vergoldete Schaale geworfen hatte. Adolf, der Sohn und Mitbewohner des kleinen Hauses, reichte nun wohlduftende Cigarren dar, und so blieben die Gäste noch kürzere oder längere Zeit beisammen, bis sie sich ausgesprochen und ein Jeder, nach seinem Gefallen, die Heimat oder sonst irgend ein Ziel aufsuchend sich empfahl.

Punkt halb Acht aber stellten sich andere und eben so wenig eingeladene Gäste ein, wie die eben gegangenen es gewesen waren, um mit dem alten Herrn ihre Partie l’Hombre zu spielen, denn ohne diese ging es nun einmal nicht und der Tageslauf wäre nur halb vollendet gewesen. Während des Spiels trank man eine Tasse Thee, nur der alte Herr nicht, da dieser nur einmal des Tages aß und trank, sonst hätte er nicht so gut geschlafen, wie es seiner Natur und seinem Alter nun einmal zum unabweislichen Bedürfniß geworden war.

Doctor Reinhold Strahl schlief erst sieben Nächte unter dem gastlichen Dache des gemüthlichen kleinen Hauses und er hatte doch schon viel von dem Leben und Treiben der beiden schwesterlich verbundenen Seestädte zu sehen Gelegenheit gehabt. Der Sohn eines Wirthes hatte für einen tüchtigen Führer durch dieses Labyrinth gesorgt und theilweise auch selbst den werthen Gast zu Wagen und zu Fuß durch Altona und Hamburg geleitet. So hatte er an verschiedenen geeigneten Stellen den Hafen mit seinen zahllosen Schiffen, Masten und Flaggen, seinen Jollen und der unablässig thätigen Bevölkerung in genausten Augenschein genommen, und der unbeschreiblich rührige Verkehr in den überfüllten Straßen hatte sein Erstaunen erregt. Auch das niemals und nirgends vernommene, seltsame Gesumme unter einander redender Menschenstimmen in der herrlichen Börse hatte er auf sich wirken lassen und bewundernd am schönen Alsterbassin gestanden, um die köstlich ausgestatteten Läden, das Auf- und Niederwogen geschäftiger Menschen, die mit Dampfern und Booten bedeckte blaue Fluth zu betrachten, welches Alles schon bei Tage schön und groß, am Abend beim funkelnden Gaslampenschein aber noch viel schöner und größer ist. O ja, die jenes belebte Bassin umgebenden Paläste nehmen sich beim Schimmer und Glanz der Sonne schon stattlich genug aus, aber am dunkelnden Abend, wenn der goldene

Mond klar durch den reinen Aether über dem brodelnden Wasser schwebt, wenn die funkelnden Sterne sich in den stillen Wogen spiegeln und das unablässige Rollen der Räder der Tausende von Wagen aus der Ferne uns wie ein unerklärliches Räthsel umgiebt – ein Räthsel, was diese Menschengestalten alle treiben, zu welchem Ziele die Wagen rollen – dann ist der Standpunkt an der Alster ein seltener und hoher Genuß und wir selbst haben, von mancher räthselhaften Gefühlswoge durchfluthet, oft an jenem Orte gestanden und das wunderbare Sehnen und Trachten der aufgeregten Seele nicht begreifen können, das uns an dieser Stelle stets so mächtig ergriff, unser Herz zu beflügeltem Schlage und unsern Geist zu kühnen und wünschvollen Gedanken befeuerte! –

So war endlich der achte Tag seines Aufenthaltes in der Seestadt für unsern Freund gekommen, und er hatte ihn ohne jede Ahnung begonnen, daß dieser Tag ein verhängnißvoller für sein ganzes Leben werden und daß ihm noch ein viel verhängnißvollerer dicht auf dem Fuße folgen sollte. O, wenn wir heute wüßten, was uns morgen begegnet, wenn wir wüßten, was für eine unberechenbare, ungeheure Wirkung ein einziges Augenpaar, das uns plötzlich durch die Nacht unsers Lebens entgegen leuchtet, auf unser ganzes Sein üben kann, wir würden uns vielleicht nicht immer darauf freuen, nein, wir würden zittern und beben, wir würden fürchten und zagen vor dem wie ein Wetter heraufziehenden Ereigniß, das unsere ganze Vergangenheit über den Haufen wirft

und uns eine Gegenwart voll Angst und Noth oder himmlischen Glückes heraufführt, denn an die Zukunft denken wir ja nicht sogleich, die Zukunft liegt uns immer und immer hinter undurchdringlichen Wolken verborgen; und ob diese Wolken Weh oder Seligkeit halten und bringen werden, wir wissen es ja nicht, eben so wenig wie wir hier auf der Erde, so lange wir darauf athmen, wissen, ob es einen Himmel da oben über den Sternen giebt und ob wir wirklich, wie es uns verheißen ward, einst Gott und sein großes Auge, Gott und seine vergeltende Hand schauen und empfinden werden.

Also der achte Tag seines Aufenthaltes bei dem gastfreien Herrn Schilling war gekommen und wieder nahe die vierte Nachmittagsstunde heran. Doctor Reinhold Strahl, der eben von einem längeren Spaziergange heimkehrte, begab sich in den Garten, wo noch immer bei dem warmen Septemberwetter gespeist wurde, und fand hier seinen Wirth in Gesellschaft mehrerer Hausfreunde, die heute von Hamburg herüber gekommen waren, um an dem Mahl Theil zu nehmen. Unter ihnen fiel dem Privatdocenten ein kleiner beweglicher Mann auf, mit gelblicher Gesichtsfarbe, dichtem schwarzem Haar und ausdrucksvollen Zügen, auf denen unwiderleglich der Stempel jüdischer Abstammung ausgeprägt war.

Bei der Vorstellung ergab es sich, daß der Arzt sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht: es war ein in der ganzen Stadt wohlbekannter und beliebter jüdischer Componist, ein Schüler Felix Mendelssohn-Bartholdy's, dem wir hier den Namen Jacobson beilegen wollen.

Der nicht mehr ganz junge Mann, als er hörte, wer der Doctor war und an welchem Orte er wohnte, näherte sich ihm mit der seiner Nation ureigenen Freimüthigkeit, und beide Männer geriethen sehr bald in ein eifriges Gespräch über den gegenwärtigen Stand der Musik, ein Thema, welches dem gebildeten Universitätslehrer überaus zugänglich war, da er selbst Liebhaber dieser Kunst und vielfach mit den Coryphäen derselben in seiner Vaterstadt in Berührung getreten war. Auch bei Tische führten Beide, neben einander sitzend, das begonnene Gespräch fort, und bald erstreckte es sich auch auf andere Künste und Wissenschaften, wobei der Componist zu seinem sichtbaren Vergnügen erfuhr, daß der neue Bekannte den geistigen Eigenschaften seiner Nation alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

»Ja,« sagte unter Anderm der Privatdocent der Medizin, »man muß gerecht gegen Andere sein, wenn man Gerechtigkeit für sich selbst in Anspruch nimmt. Ich habe schon oft mit stiller Verwunderung die verschiedenen Generationen Ihrer Nation betrachtet, weil ich, und Viele mit mir, gefunden haben, daß dieselbe trotz aller Drangsale von Außen her, immer ihren tiefgewurzelten Lebensmuth und ihre unverwüstliche Lebenskraft bewahrt hat und unter allen Verhältnissen, auch der drückendsten Art, immer geneigt und geschickt geblieben ist, sich aus dem Staube emporzurichten und – ich nehme hier mit Bedacht den Gelderwerb aus – nach den höchsten Gütern der Welt zu trachten.«

Der Jude lächelte geschmeichelt; in seinen dunkelbraunen funkelnden Augen spiegelte sich eine freudige Rührung ab und er nickte bedeutsam mit dem Kopfe, als bedanke er sich stillschweigend für die eben vernommene Anerkennung.

Aber der Arzt war noch nicht mit seiner Rede fertig; er hatte noch Einen Gedanken im Rückhalt, und da er ein ehrlicher Mann war, so sprach er ihn offen aus. »Allein,« fuhr er fort, »so sehr ich die großen Männer achte und ehre, welche, Ihrer Nation entstammend, sich in der ganzen Welt einen berühmten Namen errungen haben – nicht bloß in *einer* Kunst, sondern in vielen oder in allen mit wenigen Ausnahmen, und ebenso in der Wissenschaft –« so glaube ich doch auf *einen* Mangel aufmerksam machen zu dürfen, der mir schon oft bei Ihren Glaubensgenossen aufgestoßen ist –«

»Einen Mangel?« fragte des Componisten leise bebende Lippe und sein leicht umflortes Auge. »Welcher ist das? Sie machen mich neugierig.«

Der Arzt besann sich; er mochte dem edlen Juden unter keiner Bedingung zu nahe treten oder gar wehe thun, und so sagte er gleich darauf:

»Oder ich will es lieber keinen Mangel nennen, das Wort mag zu hart sein, vielmehr nur eine Eigenschaft des Gemüths, welche ich bei meinen Glaubensgenossen häufiger entwickelt gefunden zu haben glaube, als bei den Ihrigen – denn Sie müssen nur wissen, ich habe viel mit gebildeten Juden verkehrt.«

»Geschwind, nennen Sie mir diese uns fehlende Eigenschaft des Gemüths!« fiel ihm der Jude rasch in das Wort.

»Nun,« sagte der Arzt, »es ist auch nicht zu verwundern, daß es so ist. Wo, wie bei den Israeliten, alle Geisteskräfte von Jugend auf in Anspannung gesetzt werden, um sich durch die Wolken und Nebel des bürgerlichen Lebens hindurchzuarbeiten, wo – hier komme ich doch auf den Erwerb – von Kindesbeinen an die Speculation, die Betriebsamkeit des Geistes sich auf das Ziel wendet, welches allein – ich meine den Besitz – für so viele Mühseligkeiten, Vernachlässigungen und Verkennungen entschädigt, da darf man, sage sich, sich nicht wundern, wenn das Gemüth der häufig Geknechteten und Verkanteten eine mattere Färbung annimmt und der Gefühlstiefe entbehrt, die den Menschen erst so recht zum Menschen und – verzeihen Sie mir das arrogante Wort, hier ist es ja nur ein Wort und soll es nur sein – zum Christen macht.«

Ueber das dunkle Gesicht des Juden flog ein wehmüthiges Leuchten und er lächelte matt mit vor sich niedergesenkten Augen. Plötzlich aber hob er den Kopf wieder in die Höhe, sah seinen Nachbar mit flammenden Blicken an und rief:

»Gefühlstiefe! O, denken Sie an unsern Felix Mendelssohn, der nicht bloß den Juden, sondern der ganzen Welt angehört – besaß der keine Gefühlstiefe? O, zergliedern Sie nur ein einziges seiner Werke!«

»Mein lieber Herr,« fuhr Doctor Strahl lebhaft und warm fort, »nennen Sie mir keinen Einzelnen; Ausnahmen giebt es ja überall; und wie unter uns Christen viele,

viele Menschen existiren, die aller Gefühlstiefe bar und ledig sind, so hat es Juden gegeben und giebt es Juden – und ich selbst kenne eine ganz hübsche Zahl davon – denen man diese Eigenschaft des Gemüths gewiß nicht absprechen kann. Ich habe bei meinem Gedanken – der wahrhaftig kein Vorwurf sein soll – nur an das große Ganze, an Ihre Nation gedacht und jenen Zug als einen allgemeinen betrachtet wissen wollen, der mir bisher für charakteristisch gegolten hat. Es soll mir lieb sein, wenn Sie mich eines Besseren belehren, und Sie werden einen aufmerksamen und gelehrigen Schüler an mir finden.«

Der Jude reichte dem Christen die Hand und drückte sie ihm warm. »Ich könnte Sie vielleicht nicht ganz und noch weniger so schnell belehren, wie ich es möchte. Meine Belehrung bestände nur in Worten und Sie, ein Mann positiver Wissenschaft, verlangen thatsächliche Beweise. Aber Sie können sich selbst sagen, daß ich die nicht augenblicklich schlagend in meiner Hand halte. Vielleicht aber, vielleicht, sage ich, ist es mir möglich – und Gott wolle es! – daß ich Ihnen diese Beweise auf einem anderen Wege liefern kann. Haben Sie schon in Ihrem Leben einem jüdischen Gottesdienste beigewohnt?«

»Nein, nie, so oft ich es auch schon gewünscht habe.«

»Nun, ich will Ihnen die Gelegenheit bieten. Morgen feiern wir in unserm Tempel in Hamburg das Versöhnungs- und Todtenfest. Wohnen Sie demselben eine oder zwei Stunden lang bei. Ich selbst will Ihr Führer sein und Sie sollen Gelegenheit haben, Alles zu sehen und zu hören, was bei uns zu sehen und zu hören ist,

und wenn Sie, nachdem Sie unsern Chorgesang mit offenem Herzen – ich sage absichtlich Herzen, nicht Ohren – vernommen haben, dann wollen wir in geeigneter Stunde weiter über die mangelnde Gefühlstiefe bei den Juden sprechen.«

Der Arzt nickte ihm beifällig zu. Gleich darauf aber sah er seinen Nachbar mit seinen klugen Augen lächelnd an und sagte: »Ich ginge gern auf Ihren Vorschlag ein, aber ich fühle doch einiges Bedenken dabei.«

»Welches Bedenken? Sprechen Sie offen.«

»Wenn ich als Christ dem Gottesdienste Ihrer Glaubensgenossen beiwohne, wird man mich nicht als Christen erkennen und mir ein verwunderungsvolles, wenn nicht gar ein unzufriedenes Mißfallen zeigen, daß ich dreist genug bin, unter die Ihrigen zu treten, wenn sie mit ihrem Gott allein und ungestört zu sein denken?«

Der Jude schüttelte auf eine würdige Weise sein Haupt. »Nein, Herr Doctor,« sagte er, »man wird Ihnen kein Mißfallen in irgend welcher Art zeigen. Wir Juden des neunzehnten Jahrhunderts sind keine Fanatiker mehr, wie es unsere Vorfahren oft gewesen sein mögen, wir achten und lieben den Christen, wenn er achtungs- und liebenswerth ist, und namentlich, wenn wir vor unserm Gott stehen und sehen, wie ein Christ unsere Gebräuche respectirt und unsern Gottesdienst nicht stört, erinnern wir uns, daß es nur *einen* allmächtigen Gott in der Welt giebt, *den* Gott der Juden und Christen nach seinem Vorbilde geschaffen hat. Noch einmal also – lassen

Sie mich morgen Ihr Führer sein, und das, was Sie vielleicht dabei zu beobachten haben, werde ich Ihnen vor der Thür unsers Tempels sagen.»

Der Arzt sah den alten Herrn Schilling fragend an, der mit seinen übrigen Gästen ein aufmerksamer und theilnehmender Zuhörer des eben geführten Gespräches gewesen war. Der alte Herr nickte zustimmend und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: »Nehmen Sie den Vorschlag an, Doctor. Jacobson räth Ihnen zu nichts Schlechtem. Sie wollen ja alle unsere Merkwürdigkeiten kennen lernen, und der jüdische Tempel ist gewiß eine solche für Sie.«

»Nun denn,« rief der Arzt warm und schlug in die schon hingehaltene Hand seines Nachbars ein, »ja, führen Sie mich. Welche Zeit bestimmen Sie und wo soll ich Sie treffen?«

»Seien Sie um halb zwei Uhr am Eingang der Börse und warten Sie auf mich. Mein Weg führt mich um diese Zeit dort vorbei. Dann legen wir rasch den kurzen Weg bis zum Tempel zurück und unterwegs gebe ich Ihnen die weiteren Anweisungen; für alles Uebrige werde ich sorgen.«

Der Arzt nickte beistimmend, trank von dem ihm eben vorgesetzten edlen Rheinwein, und das Gespräch wandte sich jetzt einem anderen Gegenstande zu.

VIERTES CAPITEL.

Als Doctor Reinhold Strahl am nächsten Mittag in den Wagen stieg, um zu der verabredeten Stunde sich am Eingang der Börse einzustellen, befand er sich, das sagte er sich selbst, in einer gehobenen und sehr ernsten Stimmung. Ihm war seltsam zu Muthe. Was ihn eigentlich bewegte, er wußte es nicht, aber es kam ihm vor, als stände ihm etwas nie Erlebtes bevor, als verberge sich hinter der Thür, die noch verschlossen vor ihm lag, ein wunderbares Räthsel, und als würde er der Lösung desselben näher treten, sobald er die Schwelle des jüdischen Tempels überschritten habe.

Und das war vielleicht wirklich der Fall. Der hochgebildete und gefühlswarme Mensch, wenn er in den Kreis fremder Menschen tritt, zumal wenn diese eben im Begriff stehen, auf eine ihm unbekannte Weise ihren Gott zu verehren, empfindet etwas Unerklärbares, ein geheimnißvolles Ahnen oder Wünschen, denn er hegt, bewußt oder unbewußt, den Glauben, oder wenigstens die Vermuthung der Möglichkeit, daß die neue, ihm fremde Gottesverehrung, der er entgegengeht, ihm das Räthsel aller Räthsel lösen, ihm Gott, den Schöpfer, den Allmächtigen, in einem neuen Lichte, einem neuen Glanze, einer neuen Verherrlichung zeigen und darstellen, ihm also eine neue Erkenntniß des höchsten aller Dinge aufschließen werde, und nach Erkenntniß des Göttlichen in und über uns streben, ringen wir ja Alle, mit mehr oder minder klarer Absicht, mit allen unseren Kräften, allen unseren

Gaben, und der Mensch, der uns den Schlüssel zu dieser Erkenntniß in die Hand drückt, dem drücken wir im Geiste die Hand, den pressen wir im Geiste an unser Herz, und wenn jene Erkenntniß uns eine menschliche Befriedigung, oder gar eine Lehre, eine neue Weisheit – und die größte Weisheit ist ja immer nur der kleinste Theil der Allwissenheit – verschafft, dann segnen wir den, der uns den Schlüssel und damit die Möglichkeit gab, in das innerste Heiligthum menschlicher Macht und Größe, eben in den Vorhof göttlicher Allmacht und Majestät zu dringen.

Von solchen Gedanken durchfluthet, von solchen Gefühlen tief bewegt, langte Reinhold Strahl vor der Börse an und er fand schon seinen treuen Führer an der bezeichneten Stelle seiner wartend. Beide begrüßten sich herzlich wie alte Bekannte, und bald waren sie unterwegs, das Nothwendige besprechend, wie es der Schüler Felix Mendelssohn's dem Jünger Aesculap's verheißen hatte.

Anfangs gingen die beiden Männer ziemlich rasch, denn der Jude fürchtete, mit dem Christen zu spät an Ort und Stelle einzutreffen und des höchsten Genusses – des musikalischen – verlustig zu gehen. Allein je näher man dem jüdischen Tempel kam, um so langsamer schritt er wieder vorwärts, denn er hatte von vorübergehenden Bekannten erfahren, daß er auf keinen Fall zu spät kommen würde.

Als man endlich in eine schöne und breitere Straße einbog und der Arzt mit neugierigen Blicken die vielen

mit ihnen dieselbe Richtung verfolgenden Menschen betrachtete, lächelte der Führer und sagte:

»Sehen Sie wohl, Sie befinden sich bereits in der Nähe unsers Tempels und ich merke es Ihnen an, Sie fühlen es.«

»Ich sehe es auch,« erwiderte Reinhold, »denn fast alle uns Begegnenden oder mit uns Gehenden sind offenbar Juden, und an ihren ernstesten Gesichtern, an ihren festlichen Kleidern erkenne ich, daß sie mit uns ein und dasselbe Ziel vor Augen haben.«

»So ist es – und dort, ja, dort ist unser Tempel.«

Reinhold folgte mit etwas zagendem Herzen dem ihm ruhig Voranschreitenden, denn er, der einzige Christ, befand sich hier plötzlich unter einem wahren Gewimmel von Juden, die aber fast ohne Ausnahme den gebildeten und wohlhabenden Klassen der Gesellschaft angehörten und nur durch den orientalischen Schnitt ihrer Gesichter und die eigenthümlich lebhaften Bewegungen ihrer Gliedmaßen unverkennbar ihre Abstammung verriethen.

Nie zuvor hatte er sich so isolirt einer so großen Menge Menschen jüdischer Nation gegenübergesehen; er glaubte nicht allein unter einem ganz fremden Volke, sondern auch in einem ganz fremden Lande zu wandeln, einem Lande, dessen Sonne heißer brannte, dessen Winde feuriger wehten, denn alle diese Menschen zeigten einen anderen Teint, gesättigtere Farben, funkelndere Augen, und selbst aus ihrer hier und da laut werdenden Sprache klang ein ausländischer Ton, ein gesangartiger Klang

heraus, der viel dazu beitrug, die Illusion des staunenden Christen zu verstärken, und ganz geeignet war, ihn, der noch außerhalb des Vorhofs des Tempels stand, auf noch Fremdartigeres gefaßt zu machen, was ihm erst im Innern des Tempels entgegen treten würde.

Man war vor dem von Gebüsch eingefasteten Vorhof des Tempels angekommen, der, von der Straße – durch ein weit geöffnetes Gitter getrennt, unmittelbar zu der Eingangspforte des massiven und in edlem maurischen Styl gebauten Gotteshauses führte. Die Gitterthüren waren weit geöffnet und den Vorhof erfüllte eine zahlreiche Menge festlich gekleideter Männergestalten, die den ununterbrochen vierundzwanzig Stunden dauernden Gottesdienst auf kurze Zeit verlassen hatten, um einmal frische Luft zu schöpfen und sich dadurch zu erneuerter Andacht zu stärken.

Auch einige spät ankommende weißgekleidete Frauen und Mädchen mischten sich von Zeit zu Zeit unter diese Männer in schwarzen Kleidern und mit schwarzen Bärten, allein sie verschwanden schnell im Innern des Tempels, um sich auf schmalen Seitentrepfen in die ihnen zugewiesenen Räume im oberen Stockwerk zu begeben.

Reinhold verweilte mit seinem Führer einige Augenblicke in dem Vorhofe, bis der von Letzterem benachrichtigte jüdische Küster kam und sich mit freundlicher Miene zum ferneren Leiter des Fremden darbot.

Etwas beklommenen Herzens folgte Reinhold dem ihm Voranschreitenden, der sich vor den anderen Anwesenden nur durch ein schwarzes Mäntelchen auszeichnete,

das ihm vom Rockkragen über den Rücken herabhing. Durch eine von Menschen dicht angefüllte Vorhalle tretend, erreichten sie endlich die Tempelpforten und einen Augenblick später sah sich der Fremde in einem hochgewölbten, mit matter Lilafarbe bemalten Raume, dessen breite Mitte zwei von einem Gange durchschnittene Reihen bequemer Sitzplätze erfüllten, die von einer breiten Galerie tragender Säulen begrenzt wurden, hinter denen wiederum der Länge nach verschiedene Bänke liefen. Alle diese Plätze waren von einer dichtgedrängt sitzenden Menschenmasse erfüllt, nur Männer, die sämtlich die Hüte auf den Köpfen trugen, wie auch Reinhold belehrt war, daß er den seinen nicht abnehmen dürfe. Die Luft in diesem weiten Raume war drückend warm und mit einem eigenthümlichen Wohlgeruch geschwängert, der dem Ganzen ein noch feierlicheres Gepräge verlieh und an den Weihrauchdunst in katholischen Kirchen erinnerte.

Durch den freien Mittelgang, zwischen den mit Männern besetzten Sitzbänken, folgte, auf weichen Teppich tretend, der Christ dem ihm flüchtig voranschreitenden jüdischen Küster, allerdings von allen ihn Gewahrenden aufmerksam, aber weder neugierig, noch weniger widerwillig betrachtet. Zu seinem Erstaunen schritt der Küster durch die ganze Länge des Tempels ihm voran, unmittelbar auf die Almemor, die mit einem zierlichen Gitter umschlossene Estrade zu, die, von glanzvollen Gasflammen strahlend und den Hochaltar tragend, in einem goldenen

Verschlusse das Allerheiligste barg, und an ihrer hinteren ausgerundeten Wand in großen hebräischen goldenen Buchstaben den Namen Jehovah zeigte.

Dicht vor der Estrade stand der Küster still, schloß vor der letzten Schranke der vordersten Bank einen Sitzplatz los und deutete dem Fremden an, er möge Platz darauf nehmen. Nachdem er sich dann entfernt, kam er bald mit einem schwarzgebundenen Buche wieder, schlug es auf und überreichte es dem Fremden, um darin dem Gesange zu folgen, der eben, von einem Knabenchore geleitet, von der ganzen Gemeinde angestimmt wurde.

Als Reinhold erst saß, das geöffnete Buch mechanisch in der Hand hielt und keine weitere äußere Störung ihn beunruhigte, sammelte er sich allmähig und, um sich erst in dem ihm unbekanntem Raume zu orientieren, ließ er seine Augen umherschweifen, um verschiedene Einzelheiten genauer zu prüfen.

Rings um ihn her saßen nur Männer, alle mit orientalischen Gesichtern, schwarzen Bärten und meist andächtig nach oben gekehrten dunklen Augen. Sie sangen ein Lied, welches ein Vorsänger auf dem Chore intonirte. Der Gesang selbst war nicht so plärrend und unharmonisch, wie er ihn oft in katholischen Domen gefunden hatte, aber doch etwas monotoner als der schöne Kirchengesang in größeren evangelischen Gotteshäusern.

Im Hintergrunde des Chores, über dem Eingang des Tempels in der Mitte der seinen Augen noch verschlossenen Galerien, so daß er also, um da hinblicken zu können, seinen Kopf wenden mußte, erhob sich die jetzt

noch schweigende Orgel, ein schönes Werk, dessen Kraft und Fülle der aufmerksame Zuhörer bald kennen lernen sollte. An der Brüstung des Chores und in seiner Mitte stand der Dirigent des Chores, und zu seiner Seite in langen Reihen auf amphitheatralisch emporsteigenden Sitzen bärtige Männer und rothwangige Knaben, alle mit dem kleinen Mäntelchen bekleidet, wie es der Küster trug. Neben dem Chore begannen die Gallerieen nach beiden Seiten sich nach vorn auszudehnen, auf welchen die Frauen und Mädchen ihre Plätze hatten, aber Reinhold konnte von der Stelle aus, wo er saß, keine derselben erblicken.

Auf der von blendendem Licht strahlenden Estrade, vor dem Hochaltare, stand, der andächtigen Menge den Rücken zukehrend und das schwarzgelockte edle Haupt vornüber gebeugt, der Vorbeter, ihm zur Seite zwei Männer, die der Fremde ebenfalls für Kirchendiener hielt. Der Vorbeter trug einen langen schwarzen Talar und auf dem Haupte ein seidenes Mützchen von eigenthümlicher runder Form, wie auch die Männer ihm zur Seite.

Als Ersterer nach Beendigung des Gesanges sich aufrichtete, sah Reinhold, daß es ein hochgewachsener, schön gebauter Mann war, und als er seinen Kopf etwas zur Seite wandte, gewahrte er, daß derselbe ein Mann von wunderbarer männlicher Schönheit, mit einem Barte

von Rabenschwärze, der das ganze Gesicht wie ein dunkler Rahmen einfaßte, und nebenbei mit einem Stimmorgan begabt war, wie er selten etwas Gediegeneres, Edleres und mächtiger Wirkendes der Art wahrgenommen hatte.

Der Fremde war schon jetzt von Allem, was er um sich her sah, tief ergriffen, denn die Andacht Aller hatte auch die seinige erweckt, so daß er bald mit weichem warmem Herzen zu demselben Gotte sein Gebet erheben konnte, zu dem jetzt die um ihn sitzenden Juden es erhoben. Allein seine fromme Seele sollte sehr bald von noch ergreifenderen Potenzen befeuert werden, denn bisher hatte der ihm fremde Gottesdienst nur erst seine Sinne berührt, aber noch nicht sein Herz und seinen Geist erfaßt. Wenige Minuten nur hatte der allgemeine Gesang gedauert, da schwieg er schon und es trat eine Pause ein, die, wie in unseren Kirchen, mit Räuspern und Husten der Andächtigen ausgefüllt wurde.

Das war die Pause, welche dem Culminationspunkt des heutigen Festes, der eigentlichen Todtenfeier voranging. Diese begann sehr bald mit einem hebräischen Gebet, welches der Vorbeter an dem Altar mit seiner sonoren Stimme hören ließ und dessen Endstrophen laut von den andächtigen Zuhörern wiederholt wurden. Dies Gebet war, wie alle jüdischen, in hebräischer Sprache abgefaßten Gebete, etwas lang und der anwesende Christ hatte dabei Zeit genug, sich wiederholt unter den ihn Umgebenden umzuschauen, ihre fremdartig gebildeten Gesichter zu betrachten und lebhaft nachzudenken, woher es

wohl komme, daß dieses durch seine Schicksale so ausgezeichnete, durch die Weisheit seiner Gesetzgeber so hervorragende und durch seine persönlichen Gaben, seinen Geist so merkwürdige Volk so wunderbare und schreckliche Geschichtsphasen hatte durchlaufen und durchleben müssen, ehe es bis zu dem Punkte gelangt war, auf welchem es jetzt Dank der menschlicheren Empfindung der zeitigen Gewalthaber stand.

Als das lange Gebet aber beendet war, wurde die Seele des Christen auf eine unerwartete Art erschüttert. Die Orgel auf dem Chore intonirte mit wunderbar schönem Klange und der Chor der Männer und Knaben ließ sich zum ersten Mal in vierstimmigem Gesange vernehmen. Schön, rein und warm war dieser heilige Gesang, die Stimmen eigneten sich vollkommen dazu, und als die Einleitung beendet war, schloß sich die ganze Versammlung der Absingung des Hauptliedes an.

Ein unmittelbar hinter dem Fremden sitzender Jude erwies sich ihm unaufgefordert gefällig, indem er ihm die Seite des begonnenen Liedes in dem Gesangbuche aufschlug. Reinhold nickte dankend und begann für sich das bezeichnete Lied zu lesen. Aber was ging da plötzlich in ihm vor? Seine ganze Seele schwebte auf den Flügeln des erhabenen Gesanges dahin und sein männlicher Geist vertiefte sich mit unaussprechlicher Wehmuth in den Inhalt desselben. O, lange, lange nicht hatte er empfunden,

was er jetzt empfand. Seine ganze trostlose, einsame Jugend trat vor die Augen seiner Seele, sein liebeleeres Dasein, seine Verlassenheit von allem Lieben auf Erden lebte, wie zum zweiten Mal lebendig geworden, vor ihm auf, vor ihm, dem früh Verwaisten, und das schmerzliche Bewußtsein des Alleinstehens, selbst unter der ihn umgebenden Menge, erfaßte krampfhaft sein weiches warmes Herz, und in sein Auge stahl sich eine heiße Zähre, die er ruhig fließen ließ, weil es ihm wohlthat, einmal die Schleusen seines Innern eröffnet zu sehen und sein inneres Weh ausgesprochen zu hören, ausgesprochen, so klar und deutlich, so umfassend und verständlich, wie es lange, o vielleicht noch nie eines Menschen Stimme und Herz vor ihm ausgesprochen hatte.

Die Verse des Liedes aber, welches ihn so tief ergriff, ihn an seine verlassene Lage erinnerte, sein liebeleeres Dasein ihm zum Bewußtsein brachte und in den unterstrichenen Stellen von dem wunderbar schönen Alt der Knaben mit meisterhafter Innigkeit gesungen wurden, lauteten folgendermaßen:

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Fühlst Du nicht des Vaters Nähe,
Der uns all' im Herzen trägt?
Lebt kein Gott Dir in der Höhe,
Der die liebet, die er schlägt?
Aufwärts schau'!
Gott vertrau!

Seele, was betrübst Du Dich?
Himmelwärts
Heb' das Herz;
Jede Thräne, die da fällt,
Zählt der Lenker seiner Welt. –

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Kann der eitle Tand hienieden
Fällen eines Menschen Brust?
Schaffen Deinem Herzen Frieden
Erdengut und Erdenlust?

Flücht'ger Staub
Welkend Laub!

Seele, was betrübst Du Dich!
Heil nur blüht
Im Gemüth,
Nicht verdient das flücht'ge Glück
Einen trüben nassen Blick.

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Hat Dich Alles denn verlassen?
Stehst Du denn ganz allein?
Kannst Du Nichts mit Lieb' umfassen,
Nennst Du Nichts auf Erden Dein?

Gott bleibt Dir
Für und für,

Seele, Seele, zage nicht!
Fest und treu

Gott Dich weih!
Seine Treue niemals trügt,
Seine Liebe nie versiegt!

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Riß der Tod Dir von dem Herzen
Heißgeliebte Wesen ab?
Sahest Du sie unter Schmerzen
Sinken in das finstre Grab?

Angst und Noth
Bannt der Tod.

Seele, sei getrost im Herrn!
Weine nicht!
Denn im Licht

Wandelt die verklärte Schaar,
Selig, selig immerdar!

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Ewig leben Deine Todten,
Und aus dunkler Grabesnacht
Haben Deines Gottes Boten,
Zu der Heimat sie gebracht.

*Ist der Geist
Je verwaist?*

Seele, sei nur stark im Herrn!
Jauchz' ihm Dank!
Nicht gar lang –

*Und Dein Hoffen wird gekrönt,
Dein wird, was Dein Herz ersehnt.*

Seele, was betrübst Du Dich!
Kannst Du zittern vor dem Tod?
Frei wirst Du der Erdenbande,
Frei von Trübsal, Schmerz und Pein,
Wirst im ew'gen Vaterlande
Mit den Sel'gen selig sein.

Nicht dem Staub

Mehr zum Raub.

Seele, Seele, preise Gott!

Seine Treu

Bleibet neu!

Dank ihm für den Pilgerstab,
Dank ihm auch für Tod und Grab!

Gott, wir schaun zu Dir empor,
Danken unter Thränen Dir:
Hochgepriesen sei Dein Namen,
Wenn Du nimmst und wenn Du giebst:
Dann auch streust Du Heiles Saamen,
Wenn Du unser Herz betrübst.

Nicht zum Spott

Schuf uns Gott!

Seele, Du bist Gottes Bild;

Fromm und rein

Bleibst Du sein.

Und wenn heut das Auge bricht,
Gott bleibt unsre Zuversicht.

Der Gesang der letzten Strophe des Liedes war schon längst verklungen, der talentvolle Orgelspieler hatte schon lange seinen wehmüthig nachhallenden Schlußsatz beendet, aber die tief innere Bewegung unsers Freundes dauerte noch immer und vibrirte in bald wehmüthigen, bald trostreichen Nachschwingungen in seinem Herzen fort. Beständig blieben seine Augen auf die dritte Strophe des Liedes gerichtet und seine bebenden Lippen wiederholten zum dritten oder vierten Mal dieselbe, immer mehr Nachdruck auf die Worte legend:

Hat Dich Alles denn verlassen?
Stehst Du denn so ganz allein?
Kannst Du Nichts mit Lieb umfassen,
Nennst Du Nichts auf Erden Dein?

Da raffte er sich endlich empor, und um den ihn so wunderbar ergreifenden Eindruck auch für die Zukunft zu fesseln, zog er rasch sein Notizbuch hervor und schrieb, nur von Wenigen bei seinem Thun beobachtet, mit flüchtiger Hand sich das ganze Lied ab.

Während dieser Zeit verlor er nichts von dem fortschreitenden Gottesdienst. Gleich nach dem Schluß des Gesanges hatte der Vorbeter das Ablesen der im letzten Jahre Verstorbenen, und merkwürdig genug, wieder in hebräischer Sprache begonnen, und es geschah dies in einer höchst monotonen, dem so eben empfangenen schönen Eindruck völlig widersprechenden Weise, so daß die Aufmerksamkeit, selbst der dabei mehr interessirten Gemeinde, eine sichtbar geringere ward und Einzelne sogar

den Tempel verließen, um sich ein paar Minuten draußen im Freien zu ergehen.

Als aber auch diese Vorlesung beendet und das sich daran knüpfende Gebet gesprochen war, ließ sich nach einer kurzen Pause abermals ein mildes, alle Fibern der Zuhörer ergreifendes Orgelspiel vernehmen, und unmittelbar daran schloß sich ein köstlicher, einer seufzerartigen Aushauchung gleichender Chorgesang der Männer und Knaben, welcher, wie Reinhold nun in seinem Buche las, also lautete:

»Was ist der Mensch, Allmächtiger, daß Du seiner denkst? Was ist der Staubgeborene, daß Du auf ihn merkst? Gleicht doch der Mensch dem Nichts, dem Schatten seine Lebenszeit; des Morgens blüht er Pflanzen gleich, der Abend sieht ihn matt und welk. Du führst die Menschen nach dem Grabe, und rufest dann: Kehret wieder, Menschenkinder! O daß sie weise wären, weislich an das Ende dächten! Schätze folgen nicht in's Grab, noch fährt Würde mit hinab. Uebe Tugend, wandle fromm, denn selig ist der Frommen Zukunft. Gott löst die Seelen seiner Diener, verdammet nicht, wer ihm vertraut.«

Die fast überirdisch klagende und doch tröstend-aufrichtende Weise dieses mit Meisterschaft ausgeführten Gesanges wirkte das Letzte, was in des Christen Seele noch zu wirken war. Von tief innerster Reue ergriffen, daß er am Tage zuvor einem Juden einen gewissen Mangel tiefen Gefühls absprechen konnte, gelobte er in sich selbst den Widerruf dieser ungerechtfertigten Behauptung, indem er sich eingestand, daß auch im Judenthum,

dessen Mitglieder die Sprüche eines seiner Dichter in so rührender Weise zum Vortrag und zum Bewußtsein der Hörenden bringen könnten, die christliche Gefühlstiefe heimisch und daß sie nur bei einzelnen – und sie mochten die Ausnahme von der Regel bilden – allein dem irdischen Mammon Nachjagenden unterdrückt, aber nie im Ganzen und Großen ausgerottet worden sei.

Noch in Gedanken über dieses ihm klar gewordene schöne Bewußtsein befangen, fuhr er plötzlich fast erschrocken in die Höhe. Eine leise auf seine Schulter sich legende Hand weckte ihn aus seinen Träumen, und als er aufschaute, gewahrte er den unhörbar an ihn herangetretenen alten Küster, der ihn in den Tempel geführt, und sich jetzt mit seinem würdigen Gesicht zu seinem Ohre niederbeugte und flüsterte:

»Erheben Sie sich und folgen Sie mir. Herr Jacobson wartet Ihrer draußen, um Sie an einen anderen Platz im Tempel zu führen.«

Der Christ erhob sich sogleich, reichte mit dankendem Blick das ihm geliehene Buch und folgte dem nach der Eingangsthür Schreitenden, jetzt noch mehr als vorher von den Blicken der um ihn sitzenden Juden beachtet, die nicht wußten, warum man dem Fremden eine so große Aufmerksamkeit erwies.

Dicht vor der Tempelthür stand im Gewühl der Vorhalle Herr Jacobson und schaute mit leuchtendem Antlitz, auf dem eine unausgesprochene Frage lag, dem neuen Freunde entgegen. Das von seinen Empfindungen bewegte Antlitz desselben belehrte den kundigen Mann, wie

das eben Vorgegangene auf ihn gewirkt, und er erwiderte mit großer Herzlichkeit den warmen Händedruck, der ihm dankend zu Theil wurde:

»Kommen Sie wieder mit mir,« sagte der Jude, »ich muß Ihnen noch etwas Anderes in unserem Tempel zeigen. Bis jetzt haben Sie erst die eine Hälfte unserer Anächtigen gesehen, jetzt soll Ihnen auch die andere Hälfte offenbar werden, und ich will hoffen, daß der Eindruck, den Ihr Gemüth so eben empfangen, dadurch nicht geschmälert werde.«

»Was wollen Sie mir nun noch zeigen?« fragte Reinhold. »Ich dünke, ich hätte für heute genug gesehen und – zu denken und zu empfinden gehabt.«

»Still!« erwiderte der Schüler Felix Mendelssohn's mit feinem Lächeln. »Der Mensch weiß nie, ob er schon genug gedacht und empfunden hat. Der Allmächtige – Sie haben ihn eben preisen gehört – hat Wunderdinge selbst auf unsrer lückenreichen Erde geschaffen und in seiner Gnadenfülle giebt er uns immer mehr zu denken und zu empfinden, als wir in unsrer armen Phantasie uns träumen lassen. So – steigen wir diese Treppen hinauf und bald wird Ihnen das Räthsel gelöst sein.«

Der Christ folgte auch diesmal willig seinem Führer und nach wenigen Augenblicken sah er sich dicht neben den Dirigenten der Kirchenmusik auf dem Chore gestellt und der braunäugige, rothwangige Knabe, der vorher so schön gesungen, stand dicht an seiner Seite; unmittelbar

vor der Brüstung, von der herab man den ganzen Tempelraum, unten in der Tiefe, und oben auf den Gallerieen zu beiden Seiten überschauen konnte.

Reinhold hatte nur einen Blick über das Ganze geworfen und seine Brust athmete hoch auf, sein Herz schlug vernehmbar; denn was er hier sah, hatte er nicht im Geringsten zu sehen erwartet. Dicht unter ihm gewahrte er die langen Reihen der andächtig betenden Männer, deren Mitte er so eben verlassen; am Ende des Tempels sah er die von ihren Gasflammen strahlende Estrade mit dem Vorbeter vor dem Altar – zu seinen beiden Seiten auf den völlig überschaubaren Gallerieen aber – was sah er da?

Auf amphitheatralisch von der Brüstung an aufsteigenden Bänken, vielleicht in sechs oder acht Reihen hinter einander, hatten die Frauen und Mädchen, die zu der großen Gemeinde gehörten, ihre Plätze gefunden und da saßen sie in einem breiten blühenden Kranz, wie er nur selten sich den Blicken des anschauenden und im Anschauen bewundernden Mannes darbieten mag. O, welche Gestalten, welche Gesichter! Die Gluth des Orients in ihren funkelnden Augen, die Ueppigkeit einer wärmeren Zone in den schwellenden Formen, der Ausdruck eines fremden hochgepriesenen Landes in den classischen Zügen dieser warmen, lebensvollen und eben mit göttlicher Andacht erfüllten irdischen Wesen!

Alle aber erschienen in schönem, viele in reizendem Schmuck. Die meisten trugen blüthenweiße, duftige Kleider mit farbigen Bändern und Schleifen verziert. In den schwarzglänzenden Haaren nisteten Perlen und Blumen

in glühender Farbenpracht; heller, leuchtender, begehrenswerther als die bunten Steine und Diamanten an den üppigen Busen und Hälsen aber blitzten die gluthvollen Augen, die sich in diesem Moment, als auf dem Chore einem Fremden, der unläugbar ein Christ sein mußte, ein bequemer Platz bereitet wurde, alle auf diesen Fremden richteten und von mancher Seite mit einer gewissen Verwunderung lange Zeit an ihm haften blieben.

Viele dieser Gesichter gehörten allerdings betagteren Frauen an, die meisten aber waren jung, blühend, frisch, und der strahlende Morgenstern ihres ewig ersehnten Vaterlandes konnte nicht schöner, verheißender leuchten, als die üppig pulsirende Jugend, das Bewußtsein der wachsenden Kraft, die aus diesen charactervollen Mienen in die Augen des verwundert umherschauenden Christen überströmte.

Bei genauerer und längerer Betrachtung aber glaubte der so begünstigte Beschauer dieser ihm ganz neuen Welt zu bemerken, daß viele dieser schönen Frauengestalten von einer gewissen Mattigkeit, einer Art schmachtender Abspannung befallen waren. Hatte der lange Aufenthalt in der heißen, berausenden, mit Weihrauch geschwängerten Luft des übervollen Tempels dies bewirkt, oder trug auch das vierundzwanzigstündige Fasten, das durch das Gesetz ihnen vorgeschriebene Enthalten jeder Nahrung seinen Theil dazu bei – genug, eine sichtbare Abspannung war auf vielen Gesichtern wahrzunehmen und es wollte unsern Freund fast bedünken, als daure diesen

unruhigen, lebensvollen, von heißen Blutwellen durchströmten Jungfrauen die Andacht zu lang, als hätten sie schon hinreichend Zeit gehabt, ihr Inneres dem allsehenden und allwissenden Gotte auszuschütten, als hätten sie genug über die ihnen durch den Tod Entrissenen geklagt und als sehnten sie sich wieder hinaus in das freie frische Leben, an die sonnige Luft des schönen Sommertages, um mit den noch Lebenden wieder trauliche Zwiegespräche zu halten und den Genüssen und Spenden dieses Lebens wieder auf Flügeln der Jugend; der Liebe und der Hoffnung nachzueilen.

Reinhold Strahl konnte sein sonst so genügsames Auge an dem seltenen Anblick, der sich ihm hier so ungesucht und unverhofft bot, gar nicht sättigen. Wiederholt und immer flog es durch die bunten Reihen, haftete auf dieser Gestalt oder auf jenem Gesicht einen Augenblick, länger, ohne daß er sich hätte Rechenschaft geben können, was er denn, je länger er schaute, um so sehnsüchtiger suche, um so sicherer finden zu müssen schien. Ja, wenn er sich in diesem Augenblick ganz klar gewesen wäre, und das war er gewiß nicht – er hätte sich gestehen müssen, daß eine ihm unbekanntere innere Stimme ihm etwas Unverstandenes zuraunte, daß ein nie gefühlter, ihn fast beklemmender Trieb ihn anregte, noch mehr und länger zu schauen, noch eifriger zu suchen, als müsse er etwas ganz Besonderes finden, etwas, dem er nothgedrungen

näher treten müsse, etwas, was, ihm freilich gänzlich unbekannt, doch hier bekannter, zugänglicher werden müsse, wie ja mancher begabte Mensch oft im Leben in gewissen Momenten potenzirter Geistesaufregung und Geistesthätigkeit Ahnungen, Vorgefühle hat, daß ihm etwas Unerwartetes, Großes, Glückliches oder Unglückliches, gewiß aber noch nie Dagewesenes, begegnen müsse.

Und ja – hatte Reinhold heute in seiner erregten Phantasie, in seinem aus dem Schlummer geweckten Geiste ein solches Vorgefühl, dann sollte er darin nicht getäuscht werden, denn ihm war wirklich vom Schicksal beschieden, heute hier etwas ganz Besonderes zu finden. War es nicht seltsam, daß seine Miene mit einem Male starrer und starrer wurde, daß sein helles blaues Auge mit einem Male fester auf einem Punkte haftete? War es nicht seltsam, daß er plötzlich vergaß, wo er war, daß die ganze glänzende Versammlung, die vor ihm andächtig singend, betend saß oder lehnte, daß sie vor ihm verschwand, daß er von allen diesen schwarzhaarigen Männern, diesen schönen Frauen keine mehr sah, als nur eine Einzige, die, wie eine Blume plötzlich aus den unruhigen Wellen des Meeres aufgetaucht, golden, überirdisch glänzend vor allen übrigen leuchtete und, als ströme sie einen feinen, weithin wirkenden Duft aus, damit seine Sinne bezauberte und seine Seele mit einer bisher ungekannten Wonne berauschte?

Ja, es war seltsam, und doch war es wirklich so. Denn ihm zur rechten Hand, auf einer der hintersten Bänke,

auf welche eben das rosige Licht des glänzenden Sommertages fiel, saß, den Kopf halbmüde und traurig an einen Pfeiler gelehnt, eine Gestalt, wie er noch nie in seinem Leben eine gesehen hatte. Sie trug ein weitwallendes, duftig weißes Kleid, und die Farben der Schleifen und Bänder, wie des Gürtels, der den wundervollen Leib umschloß, war ein mildes mattes Lila. Weder an ihrem Halse noch in ihren Ohren blitzte irgend ein Schmuck, das edle, so traurig an der Säule lehrende Haupt zierte keine Blume, nur das glänzende, dunkelbraune Haar umringelte in einfachen wellenförmigen Scheiteln den wunderbaren Kopf und fiel hinten in dichten, von einem Netz gehaltenen Locken über den stolzgebogenen Nacken herab.

Aber die hellbraunen lichtvollen Augen unter den schön gewölbten, etwas stark entwickelten Brauen, was drückten sie aus, als sie, eine Weile unverwandt auf den Zügen des Fremden haftend, plötzlich hastig wieder nach dem Altare hin und endlich zu Boden blickten? Lag eine Art Scheu, Ueberraschung oder gar Schrecken darin? Wir wollen es hier nicht zu entziffern versuchen, sondern uns lieber noch mit dem allgemeinen Ausdruck des ganzen lieblichen Gesichts beschäftigen. War die Physiognomie desselben überhaupt von orientalischem oder jüdischem Schnitt? Orientalisch – vielleicht, aber jüdisch gewiß nicht, und Reinhold, ein scharfer Physiognom, hielt sie in der That für keine Jüdin, – denn ihr fehlten fast alle charakteristischen Zeichen und Züge, daß sie zu jenem

auserwählten Volke gehörte, welches so viele Leiden erduldet hatte, so tief gebeugt worden war und von seinem alten Jehovah doch noch immer mit so vielen Reizen und Vorzügen begabt wurde.

Aber doch, sie mußte ja eine Jüdin sein, denn wie käme die arme, traurige Taube sonst in diese Versammlung? Die arme traurige Taube! Das Wort war in Reinhold's Geiste aufgestiegen und er konnte es nicht wieder verbannen. Ja, etwas Taubenartiges, Schüchternes, unendlich Sanftes und Wehmüthiges lag auf diesen kindlichen, reinen und frommen Zügen, oder – »sollte es nicht noch einen besseren Vergleich geben,« sagte er sich, »blickt dieses Auge nicht tief traurig und verlassen und doch so klar und liebevoll, wie ein verwundetes Reh oder eine Gazelle blicken, wenn sie das Mitleid des unbarmherzigen Jägers erregen wollen?

Ja, ja, dieser Vergleich ist ein viel richtigerer, fast schlagender,« wiederholte sich Reinhold mit immer stärker pochendem Herzen, »und nun weiß ich, was mich zu diesem Gesichte so wunderbar mächtig und fast gewaltsam zieht, so daß ich mein Auge gar nicht davon abwenden kann. Wie ein rührendes Geheimniß einer tief, tief verwundeten Seele liegt es auf diesen weichen unschuldigen Zügen, die unentweiht sind von den Flecken und Schatten, die sich auf alles Irdische lagern. Etwas unbegreiflich Klagendes, – o mein Gott, vielleicht Unheilvolles – drängt sich mir von diesem braunen Auge, dieser bleichen runden Wange, dieser schwellenden Lippe entgegen und, es muß etwas Zündendes darin liegen, denn es

durchblitzt meine ruhige Brust wie ein unbeschreibliches inniges Mitgefühl und ich kann, ich kann gar nicht denken, noch viel weniger sagen, was mein Gemüth wie dir brausende Woge eines herandonnernden Sturmes durchwühlt und durchbricht. Wie? Droht mir etwa eine Gefahr, eine unvermeidliche, noch dazu unerkennbare Gefahr? Gefahr? O nein, von diesem traurigen, friedlichen Mädchengesicht, in dessen räthselvollen Zügen sich das andächtige Erheben zu Gott so innig, so wunderbar mit dem rein menschlichen Empfinden und Klagen vermischt, wie sollte mir da eine Gefahr drohen können?«

Wie lange Reinhold Strahl in ähnlicher Weise dachte oder vielmehr grübelte, und wie lange er sein unausgesetztes Augenmerk auf die Gestalt und das Gesicht der schönen Andächtigen richtete, er wußte es nicht. Eine halbe Stunde war ihm wie eine Minute verronnen und dabei hatte er nicht einmal den Gesang gehört, den der Chor an seiner Seite schon lange wieder begonnen hatte. Plötzlich fuhr er fast erschrocken zusammen. Eine Hand hatte sich abermals auf seine Schulter gelegt, und als er sich umwandte, erblickte er Herrn Jacobson, der mit freundlicher Miene zu ihm sagte:

»Kommen Sie von hier fort. Ihre Erscheinung an diesem Orte fängt an, eine unnöthige Aufmerksamkeit zu erregen – auch ist es Zeit, daß Sie nach Altona kommen, wenn Sie noch bei dem alten Herrn speisen wollen.«

»Ja, ja, ich komme gleich,« erwiderte Doctor Strahl sichtbar betreten, »aber erst sagen Sie mir – wer ist jene

Dame – dort am dritten Pfeiler, – die im weißen Kleide mit den lilafarbigen Bändern und Schleifen?»

Der also hastig Befragte folgte dem verständlichen Winke des Fragenden und richtete sein dunkles Auge lange und aufmerksam auf die bezeichnete Gestalt.

»Es ist merkwürdig,« erwiderte er endlich, »ich kenne die meisten Frauen und Mädchen, aber gerade diese eine kenne ich nicht. Ich wundere mich selbst darüber, denn ein solches Gesicht fällt Jedem zu sehr auf, als daß man sich nicht nach dem Namen der Trägerin erkundigen sollte. Kommen Sie aber, ich werde sogleich Jemanden fragen, der uns ohne Zweifel die gewünschte Auskunft geben kann.«

Der Christ warf noch einen bedeutungsvollen, gleichsam aufsaugenden Blick nach der am Pfeiler lehrenden Jüdin hinüber, dann riß er sich mit innerem Widerstreben los, wandte sich und folgte seinem Führer auf den Corridor hinaus.

»Gehen Sie hinunter auf den Vorhof,« sagte dieser, »ich folge Ihnen bald, ich will mir nur Ihre Frage von einem Kundigen beantworten lassen.«

Reinhold war in die frischere Luft des noch immer mit Menschen erfüllten Vorhofes getreten und trocknete sich den Schweiß von der heißen Stirn. Der Musiker schien dem Erwartungsvollen etwas ungebührlich lange auszubleiben, als er aber endlich kam, brachte er die überraschende Antwort mit, daß seltsamer Weise Niemand die junge Dame kenne, daß sie also fremd und vielleicht auf der Durchreise begriffen sein möge.

»Dann will ich hier warten, bis sie herunter kommt!« lautete die bestimmte Antwort des Doctors. »Ich muß wissen, wo sie bleibt, und vielleicht giebt mir das Haus, in welches sie tritt, Kunde, wer sie ist.«

Der Musiker schüttelte lächelnd den Kopf. »Dann können Sie wahrscheinlich noch lange im Vorhofe stehen und warten. Viele der Frauen verlassen den Tempel erst am Schluß des Gottesdienstes und der findet erst um sechs Uhr statt. Jetzt haben wir halb Vier. – Doch halt,« unterbrach er sich plötzlich, »ich habe mich geirrt, da oben kommt die Dame die Treppe herunter.« –

Der eifrige Christ hörte nicht mehr, was der ruhigere Jude sprach. Seine Augen waren nur weit geöffnet und er starrte mit seltsamen Blicken auf die Menge geschmückter Frauen hin, die soeben die schmalen Treppen herunter stiegen und sich unten auf dem Vorhof so dicht mit den gleichfalls aus dem Tempel kommenden Männern vermischten, daß in wenigen Minuten ein großes Gedränge entstand und es unmöglich war, eine einzelne Gestalt in der zahllosen Menge festzuhalten.

Auch die beiden Männer, die wir in den Tempel begleitet, wurden in dem wachsenden Menschengewoge von einander getrennt, und als sie sich endlich wiederfanden, war ein großer Theil der Männer schon in den seitwärts liegenden Straßen verschwunden, mit ihnen viele Frauen und Mädchen, und von letzteren waren einige in die bereits harrenden Wagen gestiegen und fortgefahren – von der bezeichneten Fremden aber war keine Spur aufzufinden, und so sehr Herr Jacobson sich bemühte, ihr

nachzuforschen, und so eifrig sein junger Bekannter ihn darin unterstützte, keiner von ihnen war glücklich darin, und sie mußten endlich ihre Bemühungen aufgeben und trennten sich mit herzlichem Händedruck, indem der Musiker seinem nahen Hause zuschritt, Reinhold Strahl aber in einen vorüber fahrenden Omnibus stieg, um so bald wie möglich das gastliche Haus seines alten Wirthes wieder zu erreichen

FÜNFTES CAPITEL.

Als Doctor Strahl um halb fünf Uhr in den Garten bei seinem Wirth trat, fand er, was selten geschah, den alten Herrn mit seinem jüngeren Sohn allein bei Tische vor.

»Nun, mein Gott,« rief ihm der Erstere mit plötzlich aufgeheitertem Gesicht entgegen, »also endlich läßt sich ein Mensch bei mir sehen! Haha! Die Treulosen haben mich heute alle verlassen, wahrscheinlich weil sie etwas Besseres bei Anderen erwarten, und ich glaubte schon, auch Sie gehörten zu den Abtrünnigen.«

»Nein, mein lieber Herr Schilling,« erwiderte der Doctor mit etwas unsicherer Stimme, »ich gehöre zu den Getreuen und habe mich nur verspätet, weshalb ich ganz demüthig um Entschuldigung bitte.«

»Es hat nichts zu sagen, aber wie denn? Sie sehen ja ganz erhitzt aus. Sie haben den weiten Weg vom Tempel aus hierher doch nicht zu Fuß zurück gelegt? Das lassen Sie mir hübsch bleiben. Ich will Sie immer frisch und munter bei mir zu Tische sehen.«

»Ich bin auch heute ganz frisch und munter, Herr Schilling. Verlassen Sie sich darauf.«

»Nun, dann holen Sie rasch nach, was Sie versäumt haben, und zunächst erzählen Sie mir, wie hat es Ihnen im Tempel der Juden gefallen? Hat Jacobson Wortgehalten und Sie an das begehrte Ziel geführt?«

»Ja, er hat sich als vortrefflicher Führer bewährt und ich bin ihm sehr dankbar.«

»Nun, nun, aber Sie kommen mir doch heute anders vor als sonst,« fügte der alte Herr nach genauerer Betrachtung des belebten ernstesten Gesichtes seines Gastes hinzu – »und Sie scheinen mir mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen. Aber das geht bei mir nicht. Vorwärts! Wer hat mit der Gefühlstiefe Recht gehabt – Jacobson oder Sie? – Haha! Da stocken Sie schon!«

»Nein, ich stocke nicht; ich besinne mich nur, wie ich meinen Irrthum dem Andersgläubigen gegenüber am schicklichsten enthüllen soll.« –

»Aha! Nun merke ich schon – er hat Sie eines Besseren belehrt?«

Der Doctor zögerte etwas mit der Antwort.

»Ja, wie man es nehmen will,« sagte er endlich langsam, »wenigstens hat er darin Recht gehabt, daß es viel mehr Juden mit tiefem Gefühl geben mag, als ich geglaubt habe. So viel ist aber ganz gewiß: mein eigenes Gefühl hat der Besuch in dem jüdischen Tempel auf das Tiefste erregt.«

»Na, das freut mich,« erwiderte der alte Herr schmunzelnd, »ich sehe doch, daß ein Christ selbst im Tempel

der Juden eine richtige Ueberzeugung von den Verhältnissen verschiedener Religionen gewinnen kann. Das ist mir lieb und ich – und ich – liebe die Juden bis zu einem gewissen Grade auch – o ja! Doch nun still von der Religion oder den Religionen – wir tafeln, und bei Tische liebe ich darüber eben so wenig das Gespräch, wie über die leidige Politik. – Friedrich! Laß uns nicht verdursten! Eine Flasche Gelblack – Du weißt!«

Eine Stunde später, als der alte Herr sich zur Nachmittagsruhe begeben, verließ Doctor Strahl wieder das Haus und lief in der Palmaille, wo er seinen täglichen Spaziergang zu machen pflegte, in eigenthümlicher Stimmung und höchst nachdenklich auf und nieder. Er befand sich – er machte sich selbst kein Hehl daraus – in einer leicht erklärbaren Unruhe; sein Gemüth war nicht so spiegelklar wie sonst und in seiner Phantasie saß er noch immer auf dem Chore des Tempels und schaute in eine bestimmte Richtung hin, um noch eben so forschend und verlangend an einer Gestalt, an einem Gesicht zu hängen, wie ihm noch kein ähnliches im Leben aufgestoßen war. Nach einer Stunde raschen Gehens aber war er mit seinem Entschluß auf's Reine gekommen. Er wollte am nächsten Morgen den Musiker in seiner Wohnung aufsuchen und ihn bitten, mit ihm gemeinschaftlich die Nachforschungen anzustellen, wer die Unbekannte im Tempel sei, wo sie wohne und in welchen Verhältnissen sie lebe.

Diesen Entschluß führte er auch am Tage darauf aus und er ward von Herrn Jacobson freundlich aufgenommen. Die beschlossenen Nachforschungen aber, so eifrig sie auch von beiden Seiten unternommen und so umsichtig sie ausgeführt wurden, erwiesen sich ein für alle Mal als vergeblich, denn nirgends war eine Spur der schönen Jüdin zu entdecken, die nur wie ein Meteor vor den Augen des Christen erschienen und gleich darauf, wie ein Meteor in der Lust zu erlöschen scheint, ein für alle Mal verschwunden war.

Allein mit dieser Resultatlosigkeit der ersten Tage konnte sich der energische Schüler Aesculap's noch lange nicht zufrieden geben. Wo der Freund ihn im Stich ließ, glaubte er seiner eigenen Spürkraft vertrauen zu müssen, und so begab er sich auf eine endlose, hier nicht zu beschreibende Verfolgung jener Erscheinung, und Straßen auf, Straßen ab durchging, durchfuhr er die weiten Regionen der großen Stadt; alle Fenster, alle vorüber fahrenden, alle vorüber gehenden Spaziergänger musterte er mit haarscharfem Blick, aber nirgends, niemals wieder begegnete er dem klagenden Gazellenauge, das mit seinem tief traurigen Blick nur immer tiefer sich in seine Seele senkte und sein Mitleid – so nannte der thörichte junge Mann sein ihm noch unbekanntes Gefühl – von Stunde zu Stunde zu immer heißerer Gluth anfachte.

Sechs Tage nach jenem erwähnten Versöhnungsfeste fand noch ein anderes in demselben Tempel statt, und Doctor Strahl, rechtzeitig von seinem jüdischen Freunde benachrichtigt, besuchte denselben noch einmal, diesmal

aber nur die Stelle auf dem Chore betretend, von wo aus er den so nachhaltigen Eindruck seiner Gazelle empfangen hatte. Allein, wie aufmerksam er auch jede einzelne Frauengestalt musterte, wie tief sein scharfes Auge in alle Winkel drang – auch hier, auch diesmal erschien sie ihm nicht und, in allen seinen Erwartungen betrogen, kehrte er mißmuthig aus dem Tempel heim, obwohl noch immer nicht geneigt, seine Nachforschungen, wo es ging, fortzusetzen und das Räthsel zu lösen, welches wie ein schwieriges Problem von nun an unwandelbar vor seiner Seele stand.



Unter solchen Umständen war es sehr erklärlich, daß dem Gaste die Zeit in dem kleinen Hause wie im Fluge verstrich, und der vierzehnte Tag seines Aufenthaltes darin begann eben, als sein Wirth in sein Zimmer trat und ihm mit freudiger Miene verkündete, daß morgen sein Sohn Ernst mit seinen Töchtern von der Reise zurückkehren werde und daß der Herr Doctor sich gefaßt machen möge, nun bald nach dem Landsitze, ›Schillings-Lust‹ genannt, überzusiedeln, worüber er sich gewiß freuen werde, da er nun aus der düsteren, unruhigen Stadt in das frische sonnige Leben einer schönen Villa komme und die schönen Septembertage noch mit frohem Behagen genießen könne.

Allein diese Freude schien bei dem so freundlich Getrösteten nicht sogleich zum Durchbruch kommen zu

wollen. Er nickte zwar beistimmend und äußerte sein Wohlgefallen, Herrn Ernst und seine Töchter nach so langer Trennung wiederzusehen, jedoch seufzte er im Stillen über diese nun unausbleiblich bevorstehende Uebersiedelung, denn, war sie einmal erst in's Leben getreten, dann war es mit irgend einem noch immer gehofften Resultat seiner Nachforschungen vorbei, er konnte dann weit weniger in dem glänzenden Hamburg verkehren, da der Landsitz seines Wirthes, wie er gehört, in völlig entgegengesetzter Richtung von der großen Stadt lag. So rüstete er sich denn mit innerem Widerstreben zu dem verheißenen Aufbruch, und am Abend dieses Tages schon war sein Koffer gepackt und er sah mit fast zagender Seele der Ankunft seiner alten Badebekanntschaft entgegen.

Allein, der Mensch macht in seiner beschränkten Lebenssicht und in seiner fehlerhaften Berechnung des Kommenden oft, wie das Sprichwort so richtig sagt, die Rechnung ohne den Wirth, und wie die Vorfreude ihn nicht selten täuscht und ihm oft Unheil statt des gehofften Heils aufgetischt wird, so ist seine ängstliche Beklommenheit vor irgend einem Ereigniß häufig ein trügerisches Vorgefühl und er findet Trost und Beruhigung, wo er ganz bestimmt nur düstere Schatten und hemmende Sorgen gesehen hat. Diese Erfahrung sollte auch Reinhold Strahl schon am nächsten Morgen machen. Denn

als er gegen Mittag des anderen Tages ganz unerwartet den wohlwollenden Schiffsbaumeister in sein Zimmer treten sah, als er die offene, treuherzige Miene gewahrte und das ruhige blaue Auge des wackeren Mannes ihn mit strahlender Herzlichkeit anblickte, da empfand er wirklich eine große Freude, und was ihn in den letzten Tagen mit Unruhe erfüllt, trat, wie durch einen reinigenden Windstoß verscheucht, plötzlich in den Hintergrund seiner Seele, und das sonnige Licht einer wohlthuenden Empfindung spiegelte sich ihm fühlbar und Anderen wahrnehmbar auf seinen lebensvollen Zügen ab.

»Mein lieber Herr Doctor,« rief Ernst Schilling, nachdem er dem Freunde wiederholt warm die Hand geschüttelt, »da sind Sie und da bin ich. O wie herrlich ist das und wie lange haben wir uns Alle darauf gefreut! O, wir haben uns Ihretwegen wahrhaftig beeilt und doch sind uns die letzten Stunden recht lang geworden, bis wir wieder in der Heimat waren, wo wir Sie ja zu finden gewiß sein konnten. Und nun haben wir Sie wirklich gefunden. Geschwind! rüsten Sie sich. Meine Mädchen sind schon heute Morgen in aller Frühe gleich nach unserer Ankunft nach ›Schillings-Lust‹ gefahren, um ihre Wirthschaft in raschen Ueberblick zu nehmen, ich habe nur einige wichtige Geschäfte auf dem Comptoir im Fluge abgemacht und bin dann gleich hierher geeilt, um Sie zu benachrichtigen, daß Sie in zwei Stunden abgeholt werden, um uns so bald nicht wieder zu verlassen.«

»Sie sind sehr gütig, lieber Freund, aber kommen Sie selbst nicht mit mir hinaus und legen wir den Weg zu Ihrem Landsitz nicht gemeinschaftlich zurück?«

»Nein, lieber Doctor. Mein Junge, der Christian, will sich die Ehre nicht nehmen lassen, Sie in eigener Person mit seinem kleinen Ponygefährt abzuholen; mich aber müssen Sie entschuldigen, wenn ich erst gegen Abend draußen eintreffe, denn – ich bin ja ein Geschäftsmann, wie Sie wissen, und muß in meiner großen Werkstatt drüben auf dem Reihersteg nach dem Rechten sehen. Ich würde keine Ruhe zu Hause finden, hätte ich nicht erst einen Blick auf meine Arbeiter und in meine Bücher geworfen – um sechs Uhr aber heute Abend bin ich daheim, da speisen wir zum ersten Mal bei mir zusammen und dann – dann wollen wir viele Tage lang recht recht fröhlich sein – nicht wahr?«

Dem wackeren Manne sprühte bei diesen Worten das rein menschliche Wohlwollen aus den Augen, und das – wir wissen es ja – zündet leicht ein ähnliches Gefühl, eine ähnliche Stimmung bei Gleichgesinnten an, und so leuchtete auch die herzlichste Zufriedenheit aus Reinhold's Augen; er drückte im Voraus dankbar die Hand des biederen Mannes und verhiess, sich jeden Augenblick fertig zu halten und mit allen über ihn beschlossenen Unternehmungen einverstanden zu sein.

Als Ernst Schilling das kleine Haus seines Vaters wieder verlassen hatte und in sein Geschäftslocal zurückgekehrt war, begab sich Doctor Strahl nach dem Comptoir

des alten Herrn, um diesem und seinem zweiten Sohne zu berichten, was eben vorgefallen war.

»Oho!« rief der alte Herr in heiterster Stimmung, »ich weiß es schon, Sie sagen mir, dem alten Manne, nichts Neues, wie es denn überhaupt wenig Neues für mich auf der Welt giebt. Fahren Sie in Gottes Namen mit dem Christian hinaus und lassen Sie es sich bei meinem Jungen wohl sein. Ich werde Sie bald draußen besuchen und das Uebrige wird sich dann schon finden. Leben Sie wohl und – verschweigen Sie lieber, was Sie mir sonst noch sagen möchten. Ich lese Alles auf Ihrer Miene wie in einem offenen Buche. Adieu, adieu und auf baldiges Wiedersehen!«



Eine Stunde später, etwa um ein Uhr Mittags – Christian konnte in der That die Zeit nicht erwarten, den werthen Gast der Seinigen in seines Vaters Haus zu holen – hielt ein reizendes Gefährt vor dem kleinen Hause in Altona, nachdem schon eine halbe Stunde früher ein Mann mit einem Handwagen den Koffer des Fremden abgeholt hatte. Es war eine Art vierrädrigen Gig's, leicht und anmuthig gebaut, und davor scharrte, mit schäumendem Gebiß, ein allerliebster Grauschimmel das Steinpflaster, ein rasches, feuriges Thier, welches aus weiter Ferne hierher gekommen war, wie Reinhold sehr bald von seinem redseligen Kutscher erfuhr, denn es war in China geboren und auf einem Schiffe des reichen Kaufherrn nach

Altona gebracht, wo es jetzt zu kleinen anmuthigen Spazierfahrten benutzt wurde, ohne sich je über seine Kräfte anstrengen zu müssen.

Auf dem bequemen Sitze aber, den nie gesehenen Gast erwartend, saß der sechzehnjährige Sohn Ernst Schilling's, ein hochgewachsener intelligenter Knabe, und hielt mit wohlgeschulter Hand die Zügel des Schimmels, der voll Lust und Ungeduld war, seine geschmeidigen Glieder wieder in Thätigkeit zu setzen. Friedrich, der Diener des alten Herrn, führte den Doctor an den Wagen und dieser stellte sich selbst dem Sohne seines Freundes vor. Nach einigen Worten saß er neben dem jungen Fuhrmann, und nun bedurfte es nur eines anregenden Wortes, um den Schimmel in einen fast fliegenden Trab zu setzen, so daß Reinhold den jungen Menschen bat, vorsichtig zu sein und wenigstens in dem Treiben der lebhaften Straßen langsamer zu fahren.

Aber hiermit predigte er diesmal tauben Ohren. Christian, von Freude durchglüht, den Gast seines Vaters heimzuholen, wollte ihm auch gleich im Anfang beweisen, wie schnell sein Schimmel laufen könne, und so befeuerte er das edle Thier nur noch mehr, und dies, als es erst das Ottensener Thor erreicht, griff mit verdoppelter Schnelle aus und bald lag das düstere Altona und das freundliche Ottensen weit hinter ihnen und die schöne Straße nach Blankenese öffnete sich, um den jungen Privatdocenten an sein heutiges Ziel zu führen.

Wie schnell der chinesische Schimmel aber auch laufen mochte, wir wollen ihm doch zuvorkommen und dem Leser, ehe er mit unserm Freunde daselbst anlangt, eine kurze Beschreibung des Ortes liefern, an welchem auch er nun mit uns viele Wochen verweilen wird.

Die meisten unserer Leser kennen wohl Hamburg und Altona mit ihrer schönen Umgebung aus eigener Anschauung, und die reizenden Elbufer unterhalb Altona mit ihren prachtvollen Villen und idyllischen Stranddörfern sind schon oft genug von Schriftstellern und Reisenden beschrieben worden. Für Diejenigen aber, welche sie nicht kennen, wollen wir eine kurze Schilderung derselben der eingehenderen Beschreibung des Landsitzes ›Schillings-Lust‹ vorausschicken.

Wenn die Elbe an dem großstädtischen Hamburg und dem betriebsamen Altona, mit ihren schiffsreichen Häfen vorüber geströmt ist, windet sie sich in einem gewaltigen Bogen gerade nach Westen zu und bemüht sich, wie ein ehrgeiziges menschliches Wesen, mit stürmischer Hast sich immer breiter und mächtiger auszudehnen, um so endlich an das Ziel ihres Strebens, das große Meer zu gelangen und ihren gährenden Uebermuth in demselben ausschäumen zu lassen. Während auf diesem viele Meilen langen Laufe ihre südlichen Ufer, die ehemals zum Königreich Hannover gehörten, flach, inselreich und unmalerisch bleiben, bis sie hinter Cuxhafen ihr Ziel erreicht, erheben sich die nördlichen, schon mitten in der Stadt Altona, allmählig höher und steigen zu ansehnlichen und mit Laubholz anmuthig bewachsenen Bergen

empor, welche die reichen Kaufleute von Hamburg und Altona in ihren Besitz gebracht, sie in künstlich angelegte Parks verwandelt und dann auf irgend einem geeigneten Platze ihre prachtvollen Villen und Schlösser erbaut haben. Meilenweit ziehen sich diese schönen Landsitze, bald höher, bald tiefer gelegen, an dem Bergufer bis hinter dem reizenden Fischerdorfe Blankenese entlang und, mag man sie vom Schiffsbord auf dem Wasser aus, oder von der Landseite her, wenn man im flüchtigen Wagen auf der schöne Chaussee dahin rollt, betrachten, immer gewähren sie eine strahlende Kette malerischer Ansichten entwickelnd, selbst dem künstlerisch gebildeten und verwöhnten Auge eine Fülle von Genuß, wie man ihn nur an wenigen Orten unseres Vaterlandes so reich und bequem dargeboten finden mag.

Während aber auf grüner und vielfach geschmückter Höhe diese Villen auf das blaue mit Segeln bedeckte Gewässer niederleuchten, rollt sich, unmittelbar hinter Altona beginnend, dicht am hoch von der Fluth gespülten Elbufer, ein nicht minder schönes Bild nach dem andern idyllisch gelegene und mit allerlei großen und kleinen Häusern, Villen und Hütten bebaute Stranddörfer sind hier allmählig entstanden, und darin wohnen Schiffskapitaine, die den mühseligen Dienst quittirt, Lootsen, die ihre Familie nur selten sehen, Fischer, die ihr halbes Leben auf Jollen und Evern zubringen, und um ihre netten Häuserchen haben sie reizende Gärten und Gärtchen angelegt, die sie mit Lauben, Muscheln, Blumen und Blattgewächsen aller Art reizend zu schmücken den

Sinn und die Neigung besaßen. Zwischen den epheumrankten Häusern und den bunten Signalstangen, an denen Sonntags oder bei irgend einer festlichen Gelegenheit die Flaggen aller Nationen im Winde flattern, treten bisweilen dicht am Strande Badekarren und Zelte hervor, oder ein industrieller Müller hat den hier frisch wehenden Wind nutzen gewußt und an einer passenden Stelle eine holländische Mühle errichtet. Da diese guten Leute sich aber ohne Ausnahme auf den Erwerb verstehen und zum Theil durch zahlreiche Familien auf denselben angewiesen sind, so haben sie ihre Häuserchen über ihren Bedarf eingerichtet und sie sogar oft mit beneidenswertem Glanze ausgestattet. So ziehen sie die bemittelte Bewohner der beiden großen Seestädte, welche nicht so beglückt sind, eigene Landsitze und Villen unterhalten zu können, an und diese schlagen während der besten Monate des Jahres mit ihren Familien hier ihren Wohnsitz auf, um die frische reine Luft, das kühle Bad in der strömenden Flut, und die köstliche Aussicht auf den belebten Strom zugleich genießen zu können.

Die beiden Hauptdörfer, welche an der von uns vorzüglich beachten Stelle ihren Platz gefunden, heißen Neumühlen und Oevelgönne, und oberhalb des letzteren hatte sich auch Ernst Schilling sein kleines Eden gegründet, wie es wir nun einer näheren Betrachtung unterziehen wollen.

Der Grund und Boden dieses Edens war vor noch nicht vielen Jahren ein reiner klippenartig geformter, wüster Sandberg, nur hie und da mit Kiefern oder Pappeln und Birken bewachsen. Als aber erst des geschulten Schiffsbaumeisters geschmackvoller Sinn und schöpferische Hand sich desselben bemächtigt, entstand wie im Fluge ein sich bald hebendes, bald senkendes Plateau, auf dessen größten Flächen die Häuser erbaut wurden, deren der kunstsinnige Mann zu seiner Niederlassung benöthigt war. Der schönste Theil des Parkes kam dabei in einer anmuthigen Senkung des Berges zu liegen, während die Ausstrahlungen desselben bergauf und bergab liefen und in dichte Gehölze übergingen, in denen Lichtungen angelegt und schöne Aussichtspunkte der verschiedensten Art geschaffen wurden. Ein höchst geschickter Gärtner war ihm dabei tüchtig zu Hand gegangen und, da es nicht an den nöthigen Mitteln mangelte und die Gelegenheit durch ihm zu Gebote stehende Schiffe zur Heranschaffung vieler Dinge vorhanden war, so füllte sich der neue Park bald mit den herrlichsten Bäumen aus allen Weltgegenden, mit Obstsorten aller Zonen, mit Gesträuchen, Blättern und Blumen aller Gattungen, und es entstand endlich jene in ihrer Art vollkommene Niederlassung, welche wir ›Schillings-Lust‹ genannt haben.

Was die moderne Obst- und Gartenkunst zu vollbringen vermochte, ward auf diese Weise an Ort und Stelle vollbracht, und wir möchten den kritischen Menschen sehen, der hier irgend ein Bedürfniß, mochte es den

Nutzen oder die Befriedigung eines wählerischen Geschmacks betreffen, zu vermissen im Stande gewesen wäre. Treib- und Gewächshäuser, eine kleine Meierei, Geflügelhof, Taubenschläge, plätschernde Springbrunnen und rieselnde Bergquellen, schattige Lauben, kühle Gärten, Muschel- und Steingärten, Goldfischbecken und was sonst der erfinderische Menscheng Geist in dergleichen Schmuckwerk zu schaffen weiß, waren an den geeigneten Stellen künstlerisch angelegt und wurden meisterhaft in Stand gehalten; Balustraden, Verandas, Pavillons und Tempel erhoben sich auf allen hervorspringenden Punkten, und überall von ihnen aus konnte man auf den mit Schiffen belebten Fluß und seinen sich nach Hamburg herumwälzenden großen Bogen herniederschauen und zugleich in die Häuserchen der idyllischen Strändörfer einen lauschenden Blick werfen. Bis zur Höhe des Bergzuges hinauf aber führten durch duftende Tannen, durch hellgrüne Farrenkräute durch säuselnde Birken und mächtige Buchen und Eichen die sauber gehaltenen Wege, bald in Schlangenwindungen, bald im Zickzack verlaufend, und bei jeder Wendung des Weges traf man wieder auf eine neue Zier, eine neue überraschende Erfindung des immer richtig rechnenden Bau- und Gartenkünstlers, so daß man zweifelhaft sein konnte, welche Stelle man für die schönste, welche Aussicht man für die lockendste, und welche im Freien gelegene Baulichkeit man für die am besten gelungene halten sollte.

Daß ein Mann von solchem Talent, solcher Fähigkeit und solchen Mitteln, wie Ernst Schilling sie besaß, in diesem seinem ländlichen Eden auch ein Hauptaugenmerk auf sein Wohnhaus gerichtet haben würde, versteht sich von selbst, aber gerade hier erlahmt unsere Feder, denn bei der Reichhaltigkeit des Gebotenen, bei der Mannigfaltigkeit des Geschaffenen wäre es selbst der geschicktesten und nicht möglich, ein einigermaßen richtiges Bild des Wohnhauses von ›Schillings-Lust‹ zu liefern, sagen wir daher kurz, was wir wenigstens sagen müssen, um nur annähernd der Phantasie des Lesers zu Hülfe zu kommen.

Auf der geeignetsten Stelle des breitesten Plateaus des weiten Bergrückens, hinten an den Berg sich lehrend, vor sich einen reizenden Blumengarten, wie wir ihn größer und reicher wohl, aber schöner gewiß nicht vor dem großen Orangeriehaus im Park von Sanssouci zu Potsdam sehen, hatte der Hausherr von ›Schillings-Lust‹ sein Wohnhaus erbaut. Tief unter der Balustrade des erwähnten Blumengartens und von oben her kaum bemerkbar, war ein geräumiges Gewächshaus angelegt, welches die Rückseite einer Terrasse bildete, in deren Mitte über einem von frischgrüne Blattgewächsen eingefassten Wasserbecken sich ein Springbrunnen bemerkbar machte, einen Triton darstellend, der eine große Muschel auf seinen Händen trug, aus der sich wieder eine kleinere erhob, von welcher plätschernde Wasserstrahlen in das tiefere größere Becken niederrauschten. Ueber diesen Springbrunnen fort sah man auch hier die Elbe mit

ihren Schiffe und weit jenseits die blauen Höhen des hannoversche Landes, während zur Linken die Thürme von Hamburg in die graue Luft ragten und zur Rechten die Elbe in geradem Laufe dem Meere zustrebte.

Das Haus selbst war im edelsten Schweizerstyl erbaut, aus einem breiteren Mittelbau und zwei Seitentheilen bestehend, von denen der ostwärts gelegene, thurmartig am meisten in die Höhe stieg. Die Dächer waren flach und mit Schiefer gedeckt, das Haus bis zur Hälfte mit keinen hölzernen mattgelben Schindeln belegt und mit großblättrigen Schlingpflanzen üppig belaubt. Balcone, Veranden, Erker aller Art zierten und füllten es, und hinter dem dunklen Blattmantel glänzten große Spiegelfenster hervor, die dem Innern beider Stockwerke, woraus das große Ganze bestand, ein vollauf genügendes Licht verliehen.

Was die innere Einrichtung dieses Hauses betrifft, so war sie selbstverständlich nicht hinter dem schmuckreichen Aeußern zurückgeblieben, ja, sie übertraf dasselbe fast noch. Was der mit Mitteln begabte Mensch an Comfort, Bequemlichkeit und Zier nur sammeln kann, war hier in reizender Zusammenstellung und bewundernswerther Fülle vorhanden, und selten haben wir selbst fürstliche Wohnstätten gesehen, in denen so viel fremdländische, überseeische Kunstwerke angehäuft waren wie hier. Namentlich hatten Ostindien, China und Japan viele ihrer Kostbarkeiten von Elfenbein, Holzschnitzereien und Luxusgegenstände aller Art dargeboten, aber

auch der deutsche Künstler hatte Vorzügliches geliefert, denn an Gemälden, Statuen und sonstigen feineren Handarbeiten war eine so reiche Auswahl vorhanden, daß ein schaulustiges Auge bei Weitem nicht Alles am ersten Tage betrachten und genießen konnte.

An diesen Ort nun war unser Freund, Doctor Reinhold Strahl, zu Gaste geladen, und wenn er bisher noch keinen Begriff von der Wohlhabenheit und dem Reichthum der Familie gehabt, in welche ihn das Schicksal geführt, hier sollte er ihn bald erhalten und mit Verwunderung und Staunen zum ersten Mal in seinem Leben erfahren, welche Vorzüge der mit Mitteln begabte Mensch vor Seinesgleichen auf Erden voraus hat.

Glücklicherweise aber entsprachen die in diesem irdischen Eden wohnenden Menschen dem Besitze, den sie sich zu erringen die Fähigkeit besessen, und schon am ersten Abend konnte der stille Gast sich im innersten Herzen das Zeugniß ablegen, daß die Familie, in die er getreten, desselben würdig sei, denn er sagte sich im Stillen wiederholt: »Was für ein Haus, was für ein Park, was für ein Besitz! Ja, aber auch was für Menschen! Was für eine Familie! Ja, das war einmal eine Familie, wie sie sein soll und muß, wenn sie dem Begriff des Wortes Familie entsprechen soll, denn auf den ersten Blick hatte der erfahrene Mann erkannt, daß Ernst Schilling wirklich der Vater derselben und seine Kinder wirklich die Kinder des Hauses waren und daß sie die Liebe, die Innigkeit, die Opferfreudigkeit verdienten, die er ihnen angedeihen ließ, denn eine seltene Harmonie herrschte,

wie in dem ganzen Organismus dieses Hauses, so unter den einzelnen Mitgliedern desselben, und es klang während der ganzen langen Zeit, welche Reinhold darin zu verleben so glücklich war, kein störender Mißklang aus dem wohl lautenden Accord des Ganzen hervor.

Doch, kehren wir zu unserer Erzählung zurück und treffen wir nun endlich mit dem Gaste bei seinem Wirthe auf ›Schillings-Lust‹ ein, wo seit einigen Stunden schon Alles zu seinem Empfange vorbereitet war.

Der feurige Schimmel hatte den kurzen Weg nach Oevelgönne rasch genug zurückgelegt, und laut wiehernd bog er in den seitwärts führenden Fahrweg ein, der in den Park von ›Schillings-Lust‹ hinablief, wo er an dem schönen Gärtnerhause vorbei vor das Wohnhaus lenkte, und Christian nun, strahlend vor Glück, sein Kutschertalent so evident bewiesen zu haben, laut mit der Peitsche knallte, um irgend Jemanden auf seine Ankunft aufmerksam zu machen.

So hielt er vor der im Sonnenlicht des schönen Septembertages schimmernden Veranda, und Reinhold sprang, sich verwundert umschauend, vor dem reizenden Blumengarten von dem leichten Gefährt, von dem munteren Schlag dreier Canarienvögel begrüßt, die in vergoldeten, von den starken Zweigen großer Granatbäume herabhängenden Käfigen ihr Leben harm- und sorgenlos verfließen sahen. Sonst war der Garten leer, die weißen Sessel unter einem schattigen Syringbusch, rings um einen eisernen Tisch aufgestellt, waren unbesetzt und kein Mensch aus dem Hause zu sehen.

»Aber was ist denn das, wo stecken sie denn?« rief Christian, als eben ein Gärtnerbursche herbeikam, um den warm gewordenen Schimmel mit dem Gefährt nach den nahegelegenen Stallgebäuden zu führen.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte der junge Mensch – »soll ich sie suchen?«

»Nein, führe das Pferd fort, ich werde mich selbst nach den unaufmerksamen Mädchen umschaun. Das ist ja ein schöner Empfang!«

Unmittelbar nach diesen Worten ließen sich fröhliche Stimmen aus dem Hause vernehmen und, von den Händen einer mit dem kleidsamen Häubchen und dem sauberen gestreiften Hauskleide der Holsteinerinnen ausgestatteten jungen Magd sich losreißend, sprangen ein wilder Knabe und ein blondhaariges Mädchen von acht und neun Jahren herbei und begrüßten den ihnen noch unbekanntem Gast ihres Vaters mit freudig hervorgestoßenen Worten und herzlichem Hände schütteln.

»Wo ist Margarethe und Bertha, Max?« fragte der ältere Bruder mit einem Anflug ungeduldiger Hast.

»Sie sind nach dem kleinen Hause am Strande hinabgegangen,« erwiderte die schmucke Magd, »um ihre Rückkehr von der Reise anzumelden; sie wollten aber nur einige Minuten fortbleiben und werden sogleich wieder da sein.«

»Gut, das ist zwar wider die Verabredung, aber es soll uns nichts kümmern. Kommen Sie, Herr Doctor, ich will Sie unterdeß in Ihr Zimmer führen und da können Sie es sich bequem machen.«

Mit stummem Kopfnicken gegen den freundlichen Knaben hin folgte Reinhold demselben in das glänzend ausgestattete Haus, erstieg mit ihm die teppichbelegte Treppe und trat in das obere Stockwerk, wo ihm zwei stattliche Zimmer mit der herrlichen Aussicht über die Elbe und das ferne hannoversche Land zugewiesen wurden.

»So,« sagte Christian mit leuchtendem Angesicht, »hier sind wir bei Ihnen. Da steht auch schon Ihr Koffer und alle diese leeren Behälter können Ihre Sachen aufnehmen.«

Der Gast nickte befriedigt und ließ sein Auge mit Wohlbehagen auf den gefälligen Möbeln ruhen und schweifte dann hinaus in die weite Ferne.

Christian ließ ihm nur wenige Augenblicke Zeit dazu, dann, unruhig und lebhaft, wie er einmal war, drängte er ihn zu anderem Thun. »O, das können Sie ja ein anderes Mal viel genauer betrachten,« sagte er »wenn Sie sich nicht umkleiden wollen, gehen wir gleich wieder in den Garten und meinen Schwestern entgegen. Nicht wahr? – Ihr Kinder aber,« wandte er sich zu seinen jüngeren Geschwistern, die sich dem Gaste lebhaft nachgedrängt hatten und neugierig an seinen Mienen hingen, »laßt uns ungeschoren; Ihr wißt ja, der Vater hat Euch verboten, aufdringlich zu sein.«

»Lassen Sie sie,« erwiderte der Gast und nahm an jede Hand eines der Kleinen; »so, nun sind wir hier oben fertig, jetzt wollen wir Ihre Schwestern zu treffen suchen.«

Alle Vier schritten jetzt aus dem Hause wieder in den Garten hinaus, als sie aber eben den etwas jähren Abhang hinabzusteigen begannen, kamen Margarethe und Bertha flüchtigen Laufes denselben heraufgeeilt, schon von Weitem dem alten Bekannten die Hände entgegenstreckend und ihn mit lautem freundlichen Zuruf begrüßend.

Nach wenigen hastig hin und her gewechselten Worten ließen sie sich dann um den eisernen Tisch unter der halboffenen Hollunderlaube nieder und bald stellte sich das schöne Verhältniß zwischen ihnen wieder her, wie es im vorigen Jahre in Kissingen und auf der Reise nach München gewesen war.

Während dieser ersten Unterhaltung konnte Reinhold Strahl nicht umhin, die jungen Mädchen genauer zu betrachten und sich an ihrer sichtbar fortgeschrittenen Entwicklung zu erfreuen. Margarethe, die ältere von Beiden, war zwar noch immer die zarte blasse Jungfrau wie im vorigen Jahr, aber ihre Gesundheit hatte sich auffallend gebessert und ihre sanfte Freundlichkeit war dieselbe geblieben. Am meisten verrieth ihr mildes blaues Auge die jungfräuliche Entfaltung durch den sinnigeren Blick, mit dem sie die Züge des alten Bekannten durchforschte und seine umständlichen Mittheilungen in sich aufzunehmen schien. Sie hatte bisweilen etwas Träumerisches in diesem hellen Auge, und im Ganzen erkannte Reinhold auf den ersten Blick, daß sie glücklich und harmlos, wie sie es früher gewesen, geblieben war, und

daß sie das Bewußtsein dieses stillen behaglichen Familienglücks, welches das Schicksal ihr zuerkannt, in sich trug.

Bertha, die von jeher kräftigere, ausgebildete, war zu einer blühenden Jungfrau herangereift; sie strotzte von Gesundheit, und Lebensmuth, und das verrieth sich jeden Augenblick in ihrem beweglicheren Wesen, in ihrem lebhaften heiteren Gespräch, wobei sie sich Wunderdinge von Vergnügen und Ergötzlichkeit von dem Besuche des Freundes ihres Vaters versprach.

Nach einer halbstündigen Plauderei erschien die schmutzige Magd wieder und meldete das aufgetragene Frühstück an. Die Töchter des Hauses begaben sich, von den Kindern umringt, mit ihrem Freunde in das Innere des Hauses und man ließ sich in der schönen Halle unter dem Glasdache nieder, welches die äußere Veranda überwölbte. Als aber auch das Frühstück eingenommen war, verfügte man sich wieder auf des Doctors Bitte in den Garten und nun führten die jungen Mädchen ihn von Stelle zu Stelle, ihm Alles und Jedes zeigend, wovon sie sich eine frohe Unterhaltung für ihren ernsteren Gast versprachen. Lange verweilten sie hier an einzelnen Punkten, freuten sich an der schönen Aussicht und erklärten, namentlich an Margarethens Grotte, wo ein reizender Muschelgarten und ein Goldfischbecken angebracht war, welches eine aus dem Berge rieselnde Quelle speiste, woher sie die schönen Schlinggewächse, die zierlich die Zwischenräume der tausendfältigen Steine füllten, mitgebracht, wie sie sie sorgsam gepflegt und welche Güte der Vater alle

Tage an den Tag lege, um ihnen ihr kleines Paradies, ihre irdische Heimat, so angenehm wie möglich zu gestalten.

So vergingen ihnen die Stunden schnell genug und nach vier Uhr begaben sich Alle auf den Weg, dem Vater entgegen zu gehen, der nun wohl endlich seine Geschäfte beendet haben und sich beeilen würde, mit dem Gaste und ihnen zusammenzutreffen. Kaum auf die Chaussee gelangt, wo auf der nördlichen Seite sich weite grüne Anger die Anhöhe hinaus erstreckten, auf welchen die Kühe des Landsitzes ihr ergiebiges Futter verzehrten, sahen sie den Vater herankommen, und alle Kinder flogen ihm mit dem jauchzenden Zuruf entgegen, daß sie den Gast erobert hätten, daß er unter ihnen und daß er bereits ganz in ihrer schönen Heimat eingebürgert sei.

Da war denn der Jubel groß, als der glückliche Vater sich des Armes seines Freundes bemächtigte und ihn unter wiederholten Begrüßungen inmitten seiner Kinder noch einmal in das trauliche Haus führte und nun ernstlich als den Seinen willkommen hieß.

Um sechs Uhr versammelte man sich um den reichlich bestellten Tisch und nachher wandelten die Männer in ruhigem Gespräch und ihre Cigarre rauchend im Park hin und her, bis der Abend sich mit frischerer Kühle meldete und Alle wieder unter das schirmende Dach trieb, wo dem Gaste nun vielerlei Neues erzählt und von den erfreuten Kindern mancherlei Schätze aus dem fernen Indien gezeigt und erklärt wurden, bis der Ablauf der zehnten Abendstunde sie heute zum letzten Mal trennte und Jedes sein Zimmer und sein Bett aufsuchte, um in den

Rückerinnerungen des Tages zu schwelgen und von dem nächsten Morgen noch Schöneres, Besseres zu erhoffen.

Wenn wir in der Beschreibung dieses ersten Tages auf ›Schillings-Lust‹ so umständlich waren, so geschah dies nicht ohne Absicht. Wir wollten dem geneigten Leser nur zeigen, wie willkommen Doctor Strahl daselbst war und was er von den Verhältnissen, in die er getreten, zu erwarten hatte; in Zukunft werden wir viel weniger Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, denn wie die Sonne des Tages sich nicht immer in ihrer Reinheit, in ihrer Wärme und ihrem Glanze zeigt, so sollte es auch in den neuen Verhältnissen an den beängstigenden Wolken nicht fehlen, und bald genug sollte auch ihre Sonne sich hinter Wolken verbergen, die tiefe und kalte Schatten über das Gemüth der Personen warfen, die jetzt so harm- und ahnungslos neben einandergetreten waren und nicht voraussehen konnten, welchen von ihnen ein ernsteres Geschick in ihrer Mitte ereilen würde.

SECHSTES CAPITEL.

Die erste Nacht auf ›Schillings-Lust‹ hatte Reinhold Strahl hinter sich. Nachdem sein neues Verhältniß ihn vor'm Einschlafen eine Stunde lang zum Nachdenken aufgefordert und seinen lebhaften Geist zur unumgänglichen Selbstbeschauung genöthigt, hatte er wohl geruht und jetzt erhob er sich an einem strahlenden Morgen und begrüßte die frisch geborene Welt mit den angenehmsten Empfindungen, da seine Rückerinnerungen noch nicht

auf einen Punkt gefallen waren, der sein Blut die Tage vorher in regere Wallung versetzt hatte.

Ja, der Morgen war strahlend über der fluthenden Elbe, dem grünen Lande und den blauen Bergen in der Ferne aufgegangen. Lustig segelten die Schiffe, vom Ocean kommend, dem sicheren, ruhigen Hafen entgegen; Thätigkeit herrschte auf dem brodelnden Wasser, Rührigkeit unter den Menschen, die auf ihm und dem Lande ihr Tagewerk schon lange begonnen hatten. Die Canarienvögel hingen schon wieder an den Zweigen der Granatbäume und schmetterten ihr Morgenlied jubelnd in die warmen Lüfte, und die tausend Vögel in den benachbarten Gebüschchen antworteten ihnen eben so jubelnd wie im vollstimmigen Chor mit ihrem harmonischen Gezwitscher. Der Gärtner mit seinem Burschen pflegte die Blumen, besichtigte die Gewächshäuser, und zwei alte Frauen harkten die Kieswege, damit der Herr, wenn er in den Garten träte, Alles in Ordnung und im hergebrachten Glanze finde.

Die Familie versammelte sich um sieben Uhr in der Halle unter der Veranda, und hier um den Kaffeetisch sitzend, verabredete man sich, wie man den heutigen Tag benutzen, was man unternehmen und wo man sich wieder froh zusammenfinden wolle. Bald nach acht Uhr schlug der Vater seinen alltäglichen Geschäftsgang nach der Stadt ein, an jeder Hand eines der kleineren Kinder führend, von der dritten halberwachsenen Tochter Therese und Christian gefolgt, die heute etwas weniger gern als sonst den Weg nach der fernen Schule antraten, da sie

am liebsten zu Hause und bei dem bereits heiß geliebten Gaste geblieben wären.

Reinhold hatte sich auf sein Zimmes begeben und verschiedene Briefe nach der Heimat zu schreiben begonnen. Als er nach zehn Uhr damit fertig geworden, nahm er eins von den ihm zur Verfügung gestellten Büchern und trat in den sonnigen Garten hinaus, um sich in der schattigen Rosenlaube auf der Höhe, ›Juliens Grotte‹ nach der verstorbenen Hausfrau genannt, ein Stündchen zu beschäftigen. Aber diese Beschäftigung, so lehrreich und interessant der Inhalt des gewählten Buches war, wollte ihm heute nicht so recht munden, er hatte nicht die volle Aufmerksamkeit für das Gelesene. Oft hielt er inne, ließ das Buch sinken und wiederholt flogen seine Augen über die breite Elbe und ihren gigantischen Bogen nach dem raucherfüllten Horizont von Hamburg hinüber, in dessen für ihn jetzt unergründlichem Schooße so manches Interessante verborgen lag, was er so gern mit tieferem Forscherblick ergründet hätte. Aber nein, nein, dazu war keine Möglichkeit mehr vorhanden; das Erlebte oder vielmehr nur Gesehene lag weit, weit hinter ihm, und Niemand war zugegen, der ihm den Schleier auch nur um eines Haares Breite gelüftet hätte, der schwer und faltig über seinem schönen Geheimniß lag.

Dieses Geheimniß hatte mit der Zeit etwas Beklemmendes, Beängstigendes für ihn angenommen, und als er sich das in seiner einsamen Grübelelei eben einzugestehen im Begriff stand, fuhr er ordentlich erfreut in die Höhe, als er vom Wohnhause her, auf dem mit Orangenbäumen

besetzten großen Parkwege, Margarethe, ein Körbchen mit ihrem Arbeitszeug in der Hand, heranschreiten sah, die ihn von der Veranda aus wahrgenommen hatte und nun unaufgefordert seine Gesellschaft suchte.

Leichten Schrittes und lächelnden Antlitzes trat das blasse Mädchen näher, schon von Weitem in die goldene Ferne deutend, die klar und rein vor ihren und des Gastes Augen lag. Bald saß sie an seiner Seite, nachdem er ihr entgegen gegangen, und in trauliche Plauderei sich vertiefend hielten sie den Platz fest, bis die Sonne höher am blauen Himmel heraufstieg und sie aus der Rosenlaube verscheuchte.

»Lassen Sie uns ein wenig gehen,« sagte Margarethe, als Beide aufgestanden waren, »aber wir wollen nicht den Berg ersteigen, es ist zu warm dazu. Wissen Sie was? Hier oben haben Sie ziemlich Alles gesehen, aber an der Elbe sind Sie noch nicht gewesen und da unten in Oevelgönne giebt es Mancherlei zu schauen, was des Ansehens wohl werth ist.«

»Ich bin bereit,« erwiderte der Doctor. »Gehören alle diese Dächer, die da unter uns liegen und sich am Ufer der Elbe entlang ziehen, zu dem Stranddorfe, wie Sie es nennen?«

»Ja. Wir wollen uns einmal die hübschen Lootsenhäuser betrachten und Sie sollen mir sagen, welches Ihnen am besten gefällt; ich sage Ihnen aber im Voraus, die Wahl wird Ihnen schwer werden, denn es sind reizende Häuschen darunter.«

Während sie noch sprach, hatte sie den bergabführenden Pfad schon eingeschlagen und bald kam sie mit dem ihr ruhig Folgenden vor der Gärtnerwohnung an, die von Ananastreibereien umgeben war. Dann einige Stufen hinabschreitend, erreichten Beide die Ställe und das Taubenhhaus, und nun führte der Weg sanft hinab bis zu einer vergitterten Pforte, die bei Tage offen stand und die man durchschreiten mußte, wenn man nach Oevelgönne und dem Elbufer gelangen wollte.

Sie hatten die Pforte hinter sich gelassen und schritten auf einem ebenen Plateau an einem kleinen Hause mit rothem Dache vorüber, welches in einem grünen, von einem kleinen Blumengarten umgebenen Gehäge lag und in der Mitte einen runden Rasenfleck zeigte, der, mit Rosenstöcken bepflanzt war, an welchen nur noch eine schöne weiße Rose blühte.

»Das ist ja ein reizendes kleines Haus,« sagte Reinhold, einen Augenblick stehen bleibend und dasselbe genauer betrachtend. »Gehört es schon zu dem Dorfe und wird es von einem Lootsen bewohnt?«

»Ach nein,« erwiderte Margarethe, »zu dem Dorfe gehört es freilich, wie auch unser Wohnhaus auf dem Berge, aber ein Lootse wohnt nicht darin. Es gehört meinem Vater und hat früher zur Gärtnerwohnung gedient. Nach dem Neubau der Häuser oben stand es leer und so wird es jetzt im Sommer an irgend eine Familie aus Hamburg oder Altona vermietet, die still und unbeachtet wohnen und das Bad in der Elbe und die schöne Aussicht mit Behagen genießen will. Ist das nicht niedlich?«

»Gewiß ist es niedlich und höchst idyllisch sogar. Ist es auch in diesem Sommer bewohnt?«

Margarethe drehte sich rasch nach dem halb aus Stein, halb aus Fachwerk bestehenden Häuschen um, und als sie Jemanden hinter der geschlossenen Glathür bemerkte, flüsterte sie, zu dem Gaste sich wendend:

»Ja, es ist bewohnt, aber nicht von einer Familie, sondern von einer einsam lebenden schwedischen Jüdin, deren Tante im vorigen Winter gestorben ist und die jetzt mit ihrer alten Magd, Rebecca geheißen, hier ganz still ihr Wesen treibt.«

Reinhold war wie angewurzelt auf der Stelle stehen geblieben, auf welcher er gerade stand, und sein Herz pochte seltsam heftig gegen seine Brustwandung, als er vernahm, daß eine Jüdin in dem Häuschen wohnen solle.

»Eine Jüdin?« brachte er mit stockendem Athem hervor. »Es ist wohl eine alte Frau?«

Margarethe lächelte schelmisch. »O nein,« erwiderte sie, »sie ist gewiß nicht alt, sogar sehr jung, das heißt, so viel ich weiß, etwa vierundzwanzig Jahre alt, und noch dazu ist sie sehr schön, was mit ihrer steten Traurigkeit, die vielleicht aus ihrer einsamen Lage entspringt, durchaus nicht übereinstimmt. Aber warum sehen Sie mich so fragend und erstaunt an?«

Reinhold hatte keine Antwort auf diese Frage.

Sein Herz bebte und er hatte Mühe, seine Aufregung, die doch bis jetzt noch gar keinen Grund hatte, den forschend auf ihn gerichteten Augen des jungen Mädchens zu verbergen.

»Erzählen Sie mir noch mehr von dieser – dieser Jüdin,« – stotterte er. »Sagten Sie nicht, sie sei eine Schwedin?«

»Ja, aber den Ort, woher sie stammt, kenne ich nicht, sie hat ihn noch nicht genannt und vermeidet überhaupt, mit uns über ihre Heimat zu reden. Alles Uebrige, was wir von ihr wissen, beschränkt sich auf Folgendes. In vorigen Sommer wohnte sie mit ihrer verstorbenen Tante, einer alten, nicht gerade sehr bemittelten, getauften Jüdin, deren Namen sie auch führt – sie heißt nämlich Jane Norrmanson – hier unten im kleinen Hause, während sie im Winter mit der Tante in Hamburg lebte. Als diese starb, bat sie sich im Frühjahr wieder das kleine Haus aus, und mein Vater, der sie liebgewonnen hat, weil sie so gut und fleißig ist und so unglücklich erscheint, gab es ihr gern. So kam sie im Mai wieder hier an und nun lebte sie noch stiller und zurückgezogener als sonst. Wenn wir uns ausschließen, so hat sie gar keinen Verkehr mit der Welt, und auch wir sehen sie nur selten, wenn wir ihr nicht aus freien Stücken, wie gestern Morgen geschah, als Sie kamen, einen Besuch machen. Natürlich haben wir uns bemüht, sie an uns heranzuziehen, aber das ist uns nur bis zu einer gewissen Gränze gelungen. Sie kommt nur auf vieles Bitten zu mir, und selbst im Park oben, den sie so schön findet, stellt sie sich selten ein, obgleich ihr mein Vater die volle Benutzung desselben gestattet hat. Meist sitzt sie hier unten ganz allein in ihrem kleinen Saal, wo Sie sie jetzt sehen, und arbeitet, denn man sieht sie nie unbeschäftigt, wie so viele andere Jüdinnen. Sie

näht, strickt, stickt die feinsten und schönsten Sachen, und dazwischen liest sie, woran sie ein großes Vergnügen findet. Sie sagte mir einmal, daß ein gutes Buch ihr alle fehlenden Freunde ersetze und daß sie mit den darin vorgeführten Menschen rede und handle, das ihr das Reden und Handeln mit wirklich lebenden Menschen so viele Schwierigkeiten bereite und sie durch die Gewohnheit an Einsamkeit und Beschäftigung mit sich selber gewöhnt sei. In vorigen Jahre, als wir sie kennen lernten, sprach sie nur wenig Deutsch, sie hat es aber schnell gelernt und drückt sich jetzt vollständig richtig und verständlich aus, obwohl sie bisweilen Worte und Wendungen wählt, die mehr oder weniger sagen, als sie vielleicht sagen sollen, weil sie die Bedeutung derselben, die wir ihnen beilegen, nicht genau kennt. Um sich in der deutschen Sprache, die sie sehr liebt, richtig ausdrücken zu lernen, lies't sie meist nur deutsche Bücher, obwohl sie auch das Englische sehr gut versteht, und um diese von uns zu erhalten, sucht sie uns am häufigsten auf, da wir ihr unsere kleine Bibliothek zur Verfügung gestellt haben. Jedenfalls hat sie eine vortreffliche Erziehung genossen, denn sie weiß und kennt fast Alles auf der Welt, was ein gebildetes junges Mädchen wissen und kennen kann. Dabei ist sie sehr zartfühlend, sie lies't Einem an den Augen ab, was man denkt, und geht stets theilnahmvoll auf die angeregten Empfindungen ein. Leider bleibt sie so scheu und zurückhaltend, wie wir sie von jeher gefunden, und eben so wenig nimmt ihre Traurigkeit ab, von der sie gewissermaßen beherrscht wird, denn oft finden wir Thränenspuren

auf ihrem Gesicht, wenn wir sie sehen, wiewohl wir noch nie die Ursache derselben ausfindig zu machen wußten. Wenn sie uns einmal besucht, erkundigt sie sich jedesmal vorher, ob wir auch allein sind, und noch niemals ist es uns gelungen, sie in einen größeren Kreis unserer Freundes zu bringen, obwohl viele derselben ganz außerordentlich neugierig auf sie geworden sind. Das ist so ziemlich Alles, was ich Ihnen von Jane Norrmanson sagen kann.«

Reinhold hatte genug gehört, oder glaubte wenigstens, genug gehört zu haben. Seine Ohren waren weit geöffnet gewesen und hatten jedes Wort des jungen Mädchens mit einer fast gierigen Aufmerksamkeit eingesogen. Jetzt winkte er nur schweigend mit dem Kopfe, als danke er der Berichterstatterin, und schritt dann an ihrer Seite wieder dem kleinen Hause zu, von dem sich Margarethe, während sie von der Jüdin sprach, in den Gang, der vom Park dahin führte, etwas zurückgezogen hatte.

Beide waren wieder an dem Hause vorübergeschritten und nun erst drehten sie sich um, um es auch von vorn zu betrachten. Die Front zeigte zwei niedrige Stockwerke, von denen das obere vier kleine Fenster dicht neben einander hatte. Im unteren Stockwerk, welches unmittelbar über dem Erdboden gelegen war, sah man in der Mitte eine etwas breite Flügelthür, mit Glasscheiben versehen, zu der zwei niedrige Sandsteinstufen führten, und auf jeder Seite derselben ein kleines Fenster. Vor allen diesen Fenstern hingen schneeweiße Mullgardinen und an den

unteren standen einige Blumen in bunten Porzellantöpfen. Die Flügelthür war geschlossen; unmittelbar hinter derselben aber saß eine weibliche Gestalt, den Kopf tief auf ihr Nähzeug gesenkt, und an ihrer ruhigen Haltung erkannte man, daß sie die sie Beobachtenden bisher noch nicht wahrgenommen hatte.

Kaum aber hatte Doctor Strahl nur einen Blick auf die einsame Arbeiterin geworfen, so stieß er einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, so daß Margarethe verwundert zu ihm aufschaute. Mit diesem einen Blick hatte er – o wie wunderbar hatte sein Schicksal ihn geführt – dieselbe Jüdin erkannt, die er neulich im Tempel andächtig betend und mit so traurig klagender Miene gesehen, die er acht Tage lang überall so sehnsüchtig gesucht und deren Spur er für immer verloren gegeben, als er die Stadt verlassen und seinen Wohnsitz auf dem Landgute in Oevelgönne aufgeschlagen hatte.

»Wie,« sagte Margarethe, jetzt dicht an des jungen Mannes Seite tretend, der stumm neben ihr stand und unverwandten Blickes nach der Arbeitenden schaute, wobei sein ausdrucksvolles Gesicht eine tief innere Bewegung verrieth und von Moment zu Moment gespannter und bleicher wurde. »wie, Herr Doctor, kennen Sie etwa Jane schon?«

Er schüttelte den Kopf und hob die Hand, als wolle er der Redenden damit Stillschweigen auferlegen, um seine Beobachtungen noch eine Weile ungestört fortsetzen zu können. Endlich aber war er damit zu Stande gekommen,

er hatte Alles gesehen, was für den Augenblick zu sehen war.

Jane Norrmanson saß bei der Arbeit und nähte eifrig, ohne auf das aufgeschlagene Buch, das neben ihr auf dem Fensterbrett lag, einen Blick zu werfen, noch weniger die beiden Menschen zu bemerken, die etwas seitwärts, zwanzig Schritte von ihr entfernt, in dem Schatten einer tief überhängenden Akazie standen. Sie trug ein leichtes graues Sommerkleid mit schwarzen Streifen, welches in der Taille ein schwarzseidener Gürtel umschloß. Das Kleid ging bis hoch an den Hals hinauf, wo es von einem feinen Battistkragen begränzt wurde, um den sich ein schmales schwarzes Sammetband mit weit herabhängenden Zipfeln schlang. Die Haare waren ziemlich modisch geordnet, aber die dunklen Wellenscheitel glänzten, als ob Goldfäden dazwischen gewebt wären. Nirgends an der ganzen Gestalt, so weit man sie sehen konnte, war ein Schmuck oder irgend eine Zierrath aufzufinden, der einzige Schmuck dieser wunderbar schönen Person bestand in ihrer Jugend, in der Milde des Ausdrucks ihrer Züge und in der unnachahmlich plastischen Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war und sogar das Gepräge tiefer Trauer oder Wehmuth beherrschte, die auch jetzt aus dem nur halb sichtbaren Gesicht nicht zu verkennen waren.

Aber doch – noch auf etwas Anderem haftete der durchdringende Blick des scharfsichtigen Arztes, nachdem er hinreichend das halb abgewandte Gesicht und den feinen, ausdrucksvollen Kopf durchforscht. Er blieb

an den Händen der Arbeitenden hängen, die ein Stück weißer Leinwand hielten und eifrig die Nadel durch dasselbe führten. Nein, solche Hände hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen und sie schienen einen ganz eigenen Reiz für ihn zu besitzen. Sie waren eben nicht klein, diese Hände, wie wir ja selten kleine Hände und Füße bei den Abkömmlingen der jüdischen Nation finden, aber sie waren von einer wunderbar schönen und gefälligen Form. Weiß, rund und zart, bewegten sich die rosigen Finger mit einer Anmuth hin und her, die ohne Gleichen war, und wenn sie den etwas langen Faden durch die Leinwand zogen, beschrieben sie einen Cirkel, in einer Art, daß Reinhold nie eine graziösere Bewegung gesehen zu haben glaubte.

Margarethe ihrerseits hing noch immer mit verwunderter Miene an dem so gespannt und aufmerksam nach der Jüdin schauenden Manne, als erwarte sie jeden Augenblick, eine Erklärung dieser Spannung aus seinem Munde zu vernehmen; allein sie wartete vergeblich und nur lautere Athemzüge aus seiner Brust, wie sie sie noch nie bei ihm vernommen, waren das einzige Zeichen einer tiefen Empfindung, die sich offenbar in seinem jetzt so bleichen Gesicht und in den unruhigen Zügen desselben aussprach.

Endlich aber schien er doch genug gesehen und bewundert zu haben. Seine Augen wandten sich langsam, als könnten sie sich nur schwer von der schönen Gestalt losreißen, auf Margarethe hin, er lächelte matt und nickte ihr freundlich mit einer gewissen Befriedigung zu.

Auch Margarethe lächelte und nickte ihm wieder freundlich zu. »Ja, ja, das ist die arme Jane,« sagte sie leise, »ist sie nicht schön? O gewiß ist sie es, aber nun lassen Sie uns ein wenig näher gehen; möglicherweise hat sie uns doch schon bemerkt und es wäre unartig von mir, wenn ich sie nicht begrüßen und Sie als unsern Gast vorstellen wollte, dessen bevorstehende Ankunft Bertha und ich ihr schon gestern gemeldet haben.«

Ruhig, und ohne die Beistimmung Reinhold's abzuwarten, schritt sie der Thür des kleinen Hauses zu, umging den runden Rasenfleck davor und trat so mit einem Mal von der Seite her dicht vor die Glasthür, hinter welcher Jane Norrmanson saß und von ihren Beobachtern bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Als aber Margarethens Hand leise an die Scheibe pochte, erhob sie langsam den Kopf, und als sie nun ihres Wirthes Tochter und dann auch sogleich den neben ihr stehenden Fremden erblickte, ließ sie ihr hellbraunes Auge mit einem wunderbar leuchtenden und gleichsam ungläubig fragenden Blickan diesem letzteren ruhen.

»Guten Morgen, liebes Fräulein,« rief ihr nun Margarethe mit ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit entgegen, »dürfen wir Sie stören, kommen wir auch nicht ungelegen?«

Sie erhielt keine hörbare Antwort, aber die bisher Sitzende stand von ihrem Stuhle auf, schob ihn rasch zurück und öffnete die Thür ihres kleinen Saales, so daß man jetzt zum ersten Mal seinen Blick in denselben werfen konnte.

Es war ein freilich nur enger Raum mit niedriger Decke, mit einer gelblichen, von grauen Carreaux durchzogenen Tapete bekleidet. Auf dem kleinen eisernen Ofen in der hintersten Ecke stand eine Uhr in metallenen schwarzen Gehäuse, auf dem ein sterbender Fechter eben seinen letzten Seufzer aushauchte. In der Mitte, gerade der Thür gegenüber, hatte das Sopha, mit braunem Plüsch bezogen, seinen Platz gefunden, und davor stand ein runder Tisch, von einer gleichfarbigen Plüschdecke verhüllt. Daneben kam die nach den hinteren Gemächern führende Thür.

An der linken Seitenwand stand ein eleganter Schreibtisch, mit Büchern und Papier bedeckt und einigen Nippes geschmückt. Gegenüber demselben an der rechten Seitenwand stand ein verschlossenes Pianino. An dem Thürfenster sah man einen kleinen Nähtisch und an den Fenstern entlang einige Sessel und Stühle stehen. Ueber den Boden ausgebreitet lag ein blumenbestickter Teppich und mit Ausnahme der, jetzt auf den Stuhl geworfenen Näharbeit, war Nichts im Zimmer zu sehen, was nicht auf dem ihm zugehörigen Platze stand oder lag. So sah das Ganze gemüthlich und freundlich aus, und hatte man sich erst in die bescheidene Enge gefunden, so mochte es an schönen warmen Sonnentagen ein ganz behaglicher Aufenthaltsort sein.

Jane Norrmanson schien im ersten Augenblick nicht zu wissen, ob sie die so plötzlich erscheinenden Gäste in ihren kleinen Saal nöthigen oder ob sie zu ihnen in's Freie

hinaustreten solle; offenbar spiegelte sich eine wachsende Befangenheit auf ihrer Miene ab und ihr großes Auge flog von Margarethen zu dem fremden Manne hinüber, an dessen Gesicht es eine Secunde lang mit einer gewissen ängstlichen Spannung hängen blieb, als suche sie in ihrer Rückerinnerung, ob sie dies offene, ernste und ausdrucksvolle Gesicht nicht schon einmal in ihrem Leben gesehen habe.

Aber da unterbrach dieser selbst das auffallende Schweigen und beendete die Befangenheit der jungen Dame, indem er, den Hut abnehmend und an der geöffneten Thür stehen bleibend, durch die Margarethe schon eingetreten war, mit seiner festen und doch weichen Stimme sagte:

»Verzeihen Sie auch mir, mein Fräulein, daß ich Sie störe. Es lag dies nicht in meiner Absicht. Fräulein Margarethe wollte Ihnen nur einen flüchtigen Guten-Morgen bieten, da wir auf einem Spaziergange begriffen waren.«

»Ja,« nahm nun Margarethe lächelnd das Wört, »so ist es, liebe Jane. Und hier stelle ich Ihnen denn unsern lieben Gast, meines Vaters Freund, den Herrn Doctor Strahl vor.«

Dieser verbeugte sich hochachtungsvoll, und Jane Normanson erwiderte seinen Gruß, indem eine sanfte Röthe über ihr sonst bleiches Gesicht flog, die aber bald

wieder verschwand; aber ihr Auge hing noch immer forschend und gleichsam suchend an dem Gesichte des Vorgestellten und ihr Ohr neigte sich leise aufhorchend seinen Worten entgegen, als höre sie aus dem Klange derselben etwas ganz Anderes heraus, als was wirklich zu hören war.

»Wollen Sie nicht näher treten, mein Herr?« brachte sie endlich mit zagender Langsamkeit hervor, und sie trat zurück, den Eingang dem jungen Manne frei lassend.

Margarethe gab dem zögernden Freunde einen leisen Wink und er folgte demselben, trat in das kleine Gemach und setzte sich, nachdem er rasch einige Blicke darin umhergeworfen, auf den nächsten Stuhl, während Margarethe und Jane ihren Platz auf dem kleinen Sopha einnahmen. Und nun erbarmte sich Margarethe der beiden so auffallend stummen Menschen, indem sie mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit das Wort ergriff und mit einiger Hast das stockende Gespräch in Gang zu halten wußte, wobei sie beflissen war, Reinhold bisweilen einige Antworten ertheilen zu lassen, damit ihn Jane, die selber sehr wenig sprach, doch auch hören möge.

Allein, so gesprächig und unterhaltend der Doctor auch sonst sein mochte, heute, hier war er es nicht und er hörte nur mit einer Empfindung, der er selbst keine nähere Bezeichnung geben konnte, der bisweilen sprechenden Schwedin zu, die von Augenblick zu Augenblick wuchs, denn wie er noch nie in seinem Leben eine so schöne, anmuthige Gestalt und ein so klares, reines Gesicht gesehen, so hatte er auch noch nie eine menschliche Stimme

vernommen, die einen so laut schmetternden Wiederhall in seinem Innern erzeugt hätte.

Offenbar sprach die Schwedin die deutschen Worte mit einem fremden Accent, aber dieser Accent war wohlthuend wie der melodische Schall eines lieblichen Instruments, und was sie sprach, war immer bedeutsam, klar, obgleich sie stets den kürzesten Ausdruck, die an Worten sparsamste Wendung wählte, vielleicht, weil das so in ihrer abgeschlossenen Natur lag, vielleicht aber auch, weil sie besorgt war, irgend ein unrichtiges Wort zu wählen, und davor hat der Ausländer überall und stets dem seine eigene Muttersprache Redenden gegenüber eine große Angst. Und die Bewegungen des Kopfes und der Hände bei diesem Sprechen, die schweifenden Blicke, die sie dabei mit immer noch befangener Miene in das Auge des Fremden that, wie beengte ihn Alles das so sonderbar, wie fand er in Allem so etwas ganz Neues, wie klang das Alles so ganz anders, wie sah es so ganz anders aus – o, o, und immer wieder flogen seine Gedanken nach dem jüdischen Tempel zurück und er mußte sich zu seinem Erstaunen wiederholt selbst versichern, daß das herrliche Weib mit dem klagenden Gazellenaug nun wirklich dicht vor ihm sitze, daß er sie wiedergefunden habe, und daß es ihr nun nicht gelingen solle, ihm sich wieder zu entziehen und ihn in das schreckliche Chaos eines so lange vergeblichen Suchens zu versetzen.

Diese innere Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Versuch, sie mit der Gegenwart in Einklang zu bringen, machte ihn sichtbar zerstreut, und als Margarethe

eine ihr unerklärliche Befangenheit auch bei ihrem Gaste sich einstellen zu sehen glaubte, erhob sie sich schnell und sagte:

»Doch wir wollen Sie wirklich heute nicht länger stören, liebe Jana. Wir haben noch einen Gang nach Oevelgönne vor. Ein andermal wollen wir mehr plaudern. Und darf ich zu diesem Zwecke mir eine Bitte erlauben?«

Die Worte waren an die junge Jüdin gerichtet und diese wandte ihr Gesicht der Redenden zu, wobei ein mattes Lächeln über ihre sprechenden Züge flog.

»Sprechen Sie sie aus!« hauchte sie mehr als sie sprach, und dabei schlug sie ihre Augen nieder und Reinhold mußte nun, wie er schon so Vieles an ihr bewundert, auch die ergebungsvolle Demuth bewundern, die sich in diesem Augenniederschlage aussprach, und die unbeschreibliche Schönheit, die sich dabei auf ihren Zügen zeigte, als die langen schwarzen Wimpern ihrer Lider wie ein dunkler Schatten über die so anmuthig gerundeten, bleichen Wangen fielen.

»Ja, Liebe, und Sie dürfen sie mir diesmal nicht abschlagen. Kommen Sie heute Abend zum Thee ein Stündchen hinauf, wir sind ganz allein, nur der Herr Doctor ist bei uns. Dann wollen wir einmal recht von Herzen plaudern. O, Sie kommen gewiß, ich bitte recht herzlich darum.«

Jane hielt die Augenlider noch immer gesenkt und doch zuckte ein krampfhaftes Beben um ihre geschlossenen Lippen, als fühle sie den brennenden Blick, der aus

des jungen, vor ihr sitzenden Mannes Auge auf ihr Antlitz gerichtet wurde. Aber sie sprach noch immer nichts. Plötzlich jedoch schlug sie, als erwache sie aus einem kurzen glücklichen Traum, die Augen auf und richtete sie mit gleichsam halb bittendem, halb fragendem Ausdruck auf Reinhold. Dieser glaubte die Frage zu verstehen und augenblicklich sagte er mit seiner weichsten Stimme:

»Wenn ich meine Bitte der Fräulein Margarethens anschließen darf und eine so verdoppelte Bitte Eingang zu Ihrem Herzen findet, so spreche ich sie aus: folgen Sie der freundlichen Einladung der Tochter meines gütigen Wirthes.«

In Jane's weit geöffneten Augen stieg es wie ein hell schimmerndes Licht auf. Dann besann sie sich noch eine Weile, aber nicht lange, nickte matt lächelnd mit dem reizenden Kopf und sagte einfach und mit viel leiserer Stimme als vorher:

»Ich werde kommen!«

Zwei Minuten später hatten die beiden Spaziergänger die Schwelle des kleinen Hauses verlassen und schritten über den mit Granitplatten belegten Vorplatz desselben einer am Ende des Gärtchens errichteten Balustrade zu, wo in einer Laube ein eiserner Tisch und einige Gartenstühle standen. Unmittelbar unter dieser Balustrade zog

sich der Fußweg nach Oevelgönne hin und zu beiden Seiten der Laube sah man kleine Gärten und niedliche Häuser liegen, die ebenfalls an Sommergäste vermietet waren. Vor ihnen aber rauschte die Elbe, schon um ein Bedeutendes näher gerückt, und das Treiben auf dem belebten Flusse und im Dorfe selbst mußte dem Schaulustigen hier jedenfalls eine angenehme Unterhaltung gewähren.

»Kommen Sie,« nahm nun Margarethe mit stillem Lächeln das Wort, »ich will Ihnen jetzt Jane's Lieblingsplatz zeigen – o, es ist ganz allerliebste bei ihr – sehen Sie doch, wie hübsch sie ihr sonniges Gärtchen in Ordnung hält.«

Dabei stieg sie eine kurze Treppe hinab, überschritt den durch das Dorf führenden Fußweg und trat in ein kleines, von einer weit überhängenden Riesenpappel beschattetes Gehäuge, wo, von den Blättern des dicht belaubten Baumes halb verborgen, eine Bank hinter einem Tisch stand, von wo aus man den rollenden Fluß und das Treiben darauf unmittelbar vor sich hatte, denn unter der Balustrade, die auch diesen Platz von vorn einschloß, lag der reichlich mit Kieselsteinen beworfene Strand, dessen halbmondförmig ausgezackte Ränder verriethen, daß die eben im Weichen begriffene Fluth, wenn sie einmal hoch stieg, bis an den gemauerten Grund reichte, welcher die weißgetünchte Balustrade trug.

Kurze Zeit nur verweilte das junge Mädchen mit ihrem Begleiter auf diesem anmuthig gelegenen Ruheort, indem sie ihn auf die verschiedenen Reize desselben aufmerksam machte, was vielleicht nöthig, da sein Auge mehr nach innen als nach außen gewandt war; dann

schritt sie nach dem Fußsteig zurück und verfolgte ihn, dem Dorfe sich zuwendend, in welchem bei gutem Wetter den ganzen Tag hindurch ein reges Leben herrschte.

So war es auch heute bei dem klaren Sonnenschein der Fall. Die periodischen Bewohner des idyllischen Oevelgönne saßen meist im Freien oder spazierten in eleganten Morgentoiletten auf und ab. Einige Damen kamen auch mit lang niederhängenden Haaren aus den nahegelegenen Badekarren herauf. Alle Lauben, alle Tische waren besetzt. In den einen las, in den andern frühstückte oder arbeitete man. Reizend gekleidete Kinder hüpfen und sprangen um die meist ländlich gekleideten Wärterinnen; Fischer und Lootsen kehrten von ihren längeren oder kürzeren Ausflügen heim. Die Frauen derselben, hier Wäsche auf einem ausgespannten Tau trocknend, dort mit irgend einer Hausarbeit beschäftigt, traten den Rückkehrenden freundlich grüßend entgegen und es war, als könnte man auf ihren von Gesundheit strotzenden Gesichtern die einfachen und doch so wahren Worte lesen, die ein sinniger Kopf mit großen schwarzen Buchstaben über eine der Thüren gemalt hatte:

›Ost oder West, to Hus is Best!‹ –

Margarethe ließ es sich angelegen sein, ihren Begleiter auf alle diese reizenden, noch nie von ihm gesehenen Dinge aufmerksam zu machen, und er nickte auch stets bei ihren so freundlich vorgebrachten Worten. In Ganzen jedoch war er nur wenig mit seinem Geiste bei dem was

er sah vielmehr war er bei dem, was er erst vor Kurzem in jenem Häuschen – das ihm wie ein märchenhaftes Paradies erschien – gesehen und gehört hatte. Halb träumend, halb denkend und den gehabten Genuß nachempfindend, schritt er lässig an Margarethens Seite dahin und merkte es kaum, als sie einen anderen Weg nach der Höhe einschlug, auf dem man nun tüchtig bergansteigen mußte.

Da aber blieb er plötzlich stehen und schaute auf seine Begleiterin hin. Sein scharfes Ohr hatte gehört, wie schwer sie athmete, und nun sah er auch, wie das Bergsteigen sie angriff.

»Lassen Sie uns einen Augenblick ruhen,« sagte er zu ihr, »Sie dürfen Ihre Kräfte nicht über Gebühr anstrengen.«

Sie lächelte ihn freudig und mit geröthetem Gesicht an, dann nahm sie willig seinen dargebotenen Arm und bald schritten Beide wieder weiter, von Zeit zu Zeit ruhend, auch einige Worte sprechend, aber weder Margarethe noch der Doctor erwähnte auch nur mit einer Sylbe der einsamen Jüdin, die Eine vielleicht nicht, weil ihr der Athem zu kurz war, und der Andere, weil er nicht wußte, was er über dieselbe sagen sollte; denn er war sich selbst noch nicht über sie klar, und nur so viel stand fest, daß sie seit einer halben Stunde sein ganzes Innere erfüllte, daß er fast nichts Anderes denken konnte als sie und so recht eigentlich nichts von Allem sah und genoß, was ihm an diesem unvergeßlichen Tage so reichlich geboten wurde.

SIEBENTES CAPITEL.

In dieser bei ihm ungewöhnlichen Art Geistesabwesenheit oder Träumerei verblieb unser guter Doctor fast den ganzen Tag. Zwar sprach er mit den Bewohnern von ›Schillings-Lust‹ über alle möglichen Gegenstände; zwar unterhielt er sich bei Tisch mit seinem Gastfreunde lange und, wie es schien, mit der alten Lebhaftigkeit; aber seine Seele war bei allem diesem nicht dabei, und wer ihn im Laufe des Tages aufmerksam beobachtet hätte, würde leicht wahrgenommen haben, daß er von verschiedenen Punkten des Wohnhauses und des Parkes aus, zu denen man sich begab, nur das rothe Dach unter den Laubbäumen suchte, wo er heute Morgen so kurze Zeit verweilt und den unschätzbaren Fund gethan, nach dem er so viele Tage vergeblich getrachtet und in einer ganz anderen Richtung gesucht hatte, als wo er nun wirklich so unvermuthet gefunden war.

Der Tag, der so klar und sommerlich begonnen, hielt auf die Dauer nicht, was er in der Frühe versprochen. Gegen Abend wechselte mit der sich wieder einfindenden Fluth der Wind und blies nicht gerade freundlich aus Westen. Erst zogen mattgraue Wölkchen heran und ihnen folgten sehr bald recht dunkle und drohende, und um sieben Uhr kam Ernst Schilling von seinem Zimmer herunter und verkündete, daß das Barometer bedeutend im Fallen sei und daß man sich leider auf einige Regentage gefaßt machen müsse.

»Nun, das thut nichts,« fügte er lächelnd gegen seinen Gast sich wendend hinzu; »wenn der Regen andauert und wir das Freie nicht genießen können, setzen wir uns in den Wagen, fahren nach der Stadt und suchen Gesellschaft, wenn man uns hier im Stich läßt.«

Der Doctor sah ihn fast erschrocken an, als könne er sich nicht denken, daß der Freund ernstlich meine, was er sprach, und gleich darauf sagte er fest und sicher.

»Meinetwegen brauchen wir die Stadt gewiß nicht aufzusuchen, lieber Herr Schilling. Ich unterhalte mich hier vorzüglich und an Gesellschaft gebricht es uns ja nicht, wenn wir auch ganz allein sind.«

»Nun, wenn das ist, dann bin ich zufrieden, lieber Doctor. Wohlan denn, Ihr Mädchen, rührt und rüstet Euch, unsern Gast zu unterhalten, er vertraut Euch, und so habt Ihr eine doppelte Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen.«

Bertha, heiter, wie sie immer war, nickte dem gütigen Vater freundlich beistimmend zu und ordnete dann mit der eben hastig hereintretenden Schwester den Theetisch in dem schönen Wohnzimmer an, in dem man sich gerade befand.

»Was ist denn das?« sagte der Vater plötzlich, als er die Mädchen mit ungewöhnlicher Sorgfalt heute bei ihrem Thun zu Werke gehen sah. »Erwartet Ihr etwa Gesellschaft?«

»Ja, Papa,« erwiderte Margarethe mit schelmischem Seitenblick, »wir werden heute einen seltenen Besuch haben und Dir wird er auch angenehm sein wie uns Allen.«

»Wer ist es denn – Ihr verfährt ja ordentlich geheimnißvoll?«

»Jane Norrmanson hat Margarethens Einladung zum Thee angenommen,« sagte nun Bertha, die eben ihren Theetisch vollständig mit dem Nöthigen besetzt sah.

»Jane Norrmanson! Ei, das ist artig!« rief der Hausherr erfreut. »Nun, mein Lieber,« wandte er sich zu dem Doctor, der auf einem bequemen Sessel saß und eben in einem Album blätterte, »da werden Sie eine interessante Persönlichkeit kennen lernen. Jane Norrmanson ist eine Jüdin in reinsten und edelster Form und wir Alle haben die seltsame Dame sehr gern. Sie ist unsere nächste Nachbarin und wohnt –«

Hier unterbrach ihn ein lautes herzliches Gelächter von Seiten Margarethens. »Nun, warum lachst Du?« fragte er ernst.

»Weil Du mit Deinen Erklärungen für den guten Doctor viel zu spät kommst, Väterchen. Er weiß schon Alles, was Du ihm von Jane Norrmanson sagen kannst, denn er ist heute Morgen mit mir bei ihr gewesen und hat also bereits ihre persönliche Bekanntschaft gemacht.«

Jetzt lachte auch der gute Vater und rief: »Also wirklich! Na, das ist prächtig! Ja, dann bin ich wirklich mit meinen Erklärungen zu spät gekommen und das geht den Alten oft so, wenn sie vergessen, daß die Jungen schneller ihr Ziel erfassen und es auch zu erreichen verstehen. Aber ich freue mich, daß die Jane kommt, sie ist in der That ein zu seltener Gast bei uns und es sollte mir lieb

sein, wenn Sie sie an unser Haus zu fesseln verständen, lieber Doctor.«

Margarethe lachte wieder hörbar auf, umfaßte ihre Schwester und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

»Was habt Ihr Mädchen denn immer zu lachen?« fragte der Vater in bester Laune.

»Du bist schon wieder mit Deinen Schilderungen zu spät gekommen,« rief Margarethe fröhlich, »ich habe dem Doctor schon Alles erzählt, was wir selber von Jane wissen, und wenn Du nicht mehr weißt, kann es kommen, daß er Dir bald Besseres über die arme Jüdin zu sagen hat, als Du ihm jetzt sagen kannst.«

Mit diesen Worten lief sie rasch zur Thür hinaus, von Bertha gefolgt, um auszuschauen, ob der erwartete Besuch sich noch nicht einstellen wolle.

»Haha! Sie sind lustig, die Mädchen, Doctor, und das liebe ich,« sagte der Vater. »Wahrhaftig, sie sind nicht oft so und Ihre Gegenwart hat sie aus sich herausgelockt. Recht so, fahren Sie so fort. Ich mag die Jugend gern heiter sehen und seit meiner guten Frau allzu frühem Tod ist auch die Heiterkeit ein seltener Gast bei uns geworden – fast so selten wie Jane Norrmanson.«

Reinhold erwiderte einige passende Worte, dann sah er nach der Uhr. Es war schon halb Acht. Er stand von seinem Sessel auf und trat an das Fenster, von dem aus er den Weg bestreichen konnte, der nach dem Elbufer führte. Eben sah er, wie Margarethe ihren kleinen Bruder Max hinabsandte und ihm, wie es schien, ernstlich gemeinte Aufträge gab. In einiger Unruhe, aber doch auch

befriedigt, wandte er sich wieder seinem Wirthe zu und begann ein ernstes Gespräch mit ihm, das allmählig beide Männer so völlig beschäftigte, daß Reinhold die Minuten rascher vergingen, als es vorher für ihn den Anschein gehabt hatte.

Das ruhige, nur wissenschaftliche Gegenstände berührende Gespräch der beiden Männer wurde plötzlich durch die hellen Stimmen der Töchter des Hauses unterbrochen, die, von der Halle her sich nähernd, so eben in das Nebenzimmer getreten waren. Sie ließen Ausrufungen der Freude und herzlicher Begrüßung vernehmen und es war nicht zu verkennen, daß sie irgend Jemand herzlich willkommen hießen.

Reinhold stockte mitten in dem begonnenen Satze und seine Ohren wandten sich dem Geräusch im Nebenzimmer zu. Er brauchte nicht mehr lange zu warten; Margarethe und Bertha wurden unter dem Bogen der breiten Thür sichtbar und führten, eine jede einen Arm derselben umschlingend, Jane Norrmanson herein. Ihnen nach drängten sich die Kinder und auch sie ließen ihre Freude laut werden über den lieben und seltenen Besuch.

Die Männer erhoben sich von ihren Stühlen und traten, der Hausherr weit voran, den drei jungfräulichen Gestalten näher. Ersterer begrüßte seine junge Nachbarin mit herzlichem Händedruck, und das Bewußtsein, welches die also Empfangene darüber empfand, daß sie so

allgemein willkommen war, prägte sich in einer mit Rührung vermischten Befangenheit deutlich auf ihren schönen Zügen aus.

Reinhold verbeugte sich vor ihr aus einiger Ferne, aber er konnte kein Wort zur lauten Begrüßung finden. Seine Stimme stockte wie erstarrt in der Brust, und nur seine Augen sprachen seine Empfindung aus, oder sie sprachen vielmehr nicht, sondern hafteten mit einer Art strahlender Verzückung auf der dunklen Gestalt der eben Eintretenen.

Wir sagen: auf der *dunklen* Gestalt, denn Jane trug heute Abend ein schwarzseidenes Kleid, das der Ruhe und dem Ernste ihrer Erscheinung einen noch erhöhten Ausdruck verlieh und mit dem klaren Teint ihres Gesichts in einem sie nur verschönernden Contraste stand. Nein, in der hellen Beleuchtung, wie sie jetzt unter dem Glanz der vielen im Zimmer brennenden Lampen und Kerzen stand, hatte Reinhold sie noch nicht gesehen, und die stille Grazie, mit der sie einhertrat und ihren so schön gebildeten Körper trug, das leuchtende Licht, welches aus ihren Augen drang und in diesem Moment weniger als sonst den geheimnißvollen Kummer ihrer Seele verrieth, blendete ihn fast und ließ ihn unter allen Anwesenden als den Befangenen und Ueberraschtesten erscheinen.

Aber als die Begrüßungen nun gesprochen und von Jane Norrmanson mit wenigen leisen Worten erwidert waren, führten die Töchter des Hauses sie nach dem grün-sammetnen Sopha, und endlich saß sie, sich kaum bewegend und nur mit zaghaftem Blick sich im Kreise umschauend, zwischen den Schwestern, denen die beiden Männer gegenüber auf Sesseln Platz genommen hatten. Auch später noch, als das Gespräch schon lange begonnen und eine für Alle interessante Wendung genommen, beharrte sie in ihrer Ruhe. Ihr Auge schaute sich gar nicht in dem glänzenden Raume um, in dem sie jetzt saß, sondern blieb nur stets mit wachsender Aufmerksamkeit auf den Zügen Dessen haften, der zu ihr oder zu den übrigen Anwesenden sprach.

Bald nach ihrem Eintritt und nachdem sie sich auf ihren Platz niedergelassen, hatte sie ein zierliches Strohkörbchen, das sie in der Hand gehalten, vor sich auf den Tisch gestellt und eine feine Stickerei hervorgezogen, an der sie langsam und mit niedergebeugtem Kopfe zu arbeiten begann. Eine kleine Scheere und das übrige Geräth, dessen sie bedurfte, legte sie vor sich nieder und als sie nun, während die Mädchen noch sprachen, zu sticken fortfuhr, bot sich dem haarscharf beobachtenden Doctor wieder eine neue Reihe unschuldiger Genüsse dar. Nein, er konnte sich an den Bewegungen ihrer weißen Finger nicht satt sehen. Die Art, wie sie den Faden durch das dünne Gewebe zog, wie sie die Nadel und die Scheere

faßte und handhabte, alles das war ihm neu und von unbeschreiblichem Reiz. Es lag eine unnennbare unbewußte Grazie in jeder Bewegung dieser weißen, elastischen Finger, jedes Glied schien ihm von einem besonderen Leben beseelt und mit einer besonderen elastischen Fähigkeit begabt zu sein, und nie wie an diesem Abend war ihm die Bedeutung der menschlichen Hand bei Beurtheilung der seelischen Eigenschaften eines Menschen so klar geworden, wie ein großer Psychologe, der ihm als Colleague in der Heimat innig befreundet war, es noch jüngst in einer vielgepriesenen Schrift eben so lehrreich wie wissenschaftlich auseinandergesetzt hatte.

In ein förmliches Studium dieser seelischen individuellen Fingersprache verloren, verhielt er sich im Anfang der angespannenen Unterhaltung auffallend still, und erst, als dieselbe eines ernstere Wendung nahm und die Töchter des Hauses wiederholt Fragen an ihn richteten, die er eingehend beantworten mußte, sammelte er seine flüchtigen Lebensgeister und begann sich mit einer gewissen ihm eigenthümlichen Wärme über die angeregten Gegenstände auszusprechen.

Wer das Gespräch auf den Punkt gebracht, den es nun einnahm und einen großen Theil des Abends beibehielt, er wußte es nichts eben so wenig, wie er es später zu leiten oder an sich zu fesseln die Neigung fühlte. Plötzlich sah er sich nun in einen Vergleich der schwedischen und deutschen Literatur verstrickt und, in der ersteren seine mangelhafte Kenntniß eingestehend, wandte er sich mit Fragen, wie nur er sie so klar und verständlich zu stellen

wußte, an die ämsig nähende Schwedin, die nun genöthigt war, ihre Arbeit einen Augenblick ruhen zu lassen und das Auge gegen ihn aufzuschlagen, um seine Frage nach besten Kräften zu beantworten.

Sie sprach dabei nur wenige Worte und immer in kurzen Sätzen, gleichsam, um sich nicht in dem schweren Periodenbau einer ihr nicht ganz zugänglichen Sprache zu verirren. Was sie aber sprach, war immer richtig und klar, und wenn sie urtheilte, that sie es mit einer rührenden Bescheidenheit, obgleich man ihr anhörte und ansah, daß sie keinen Augenblick ihre wirkliche Meinung verhehlte und eben so offen wie wahr in ihren kurzen Aeußerungen war. Zwischendurch aber, wenn sie schwieg und wieder zu ihrer Arbeit greifend den Kopf senkte, glaubte Reinhold die Belebtheit ihrer Mienen schwinden und die tiefe Trauer wieder auftauchen zu sehen, die er früher schon in derselben wahrgenommen hatte, und von diesem Eindruck erfaßt und zu unbewußtem Mitgefühl hingerissen, erwärmte er sich allmählig mehr und mehr, und endlich, von einem unbekanntem inneren Triebe angestachelt, jenen Ausdruck räthselhafter Trauer zu bannen, riß er das Gespräch mit einer fieberhaften Wärme an sich und sprach zuletzt mit einer Art Begeisterung, wie sie noch Niemand im Hause an ihm wahrgenommen oder nur in ihm vermuthet hatte.

Aller Augen waren dabei auf ihn gerichtet, die Arbeit der Mädchen und auch die Jane's ruhte. Erstere hörten mit wachsendem Staunen und gerötheten Wangen der

strömenden Entwicklung ihnen unzugänglicher Kenntnisse und Erfahrungen zu, und Jane, deren Hände in den Schooß gesunken, richtete ihre Augen wie gebannt auf den so warm, so wohlklingend, so anfeuernd Redenden, wobei der lichte Glanz derselben lebhaft funkelte und sie endlich mit Staunen im Kreise umher sah, als wollte sie fragen: ›Habt Ihr schon jemals dergleichen gehört?‹ und als wollte sie selbst darauf erwidern: ›Ich, ich, o nein, ich habe es niemals, niemals vernommen und mir ist zu Muthe, als schaute ich in eine ganz neue mir unbekanntte Welt und als hörte ich eine Stimme, deren Organ mir zwar fremd, aber deren seelischer Klang mir in jeder Faser meines Wesens wiederzittert.‹

Als der so verführerisch sprechende und sie Alle befeuernde Redner aber eine Pause eintreten ließ, und sie sich fast mit Gewalt von ihm losreißen und wieder zu ihrer Arbeit wenden wollte, um sich, damit beschäftigt, zu sammeln und sich Rechenschaft über das Gehörte und den dadurch bewirkten Eindruck abzulegen, war ihr die fernere Arbeit unmöglich gemacht worden. Reinhold, mitten im hastigen Gespräch begriffen, hatte, seiner Gewohnheit folgend, unbemerkt einen Gegenstand gesucht, mit dem er seine Hände beschäftigen konnte, und, da er keinen anderen in seiner Nähe gefunden, über den Tisch gegriffen und sich die kleine Scheere angeeignet, welche vor Jane lag. Jetzt mußte sie ihren Faden abschneiden und die Scheere fehlte ihr. Einen Augenblick danach suchend, erblickte sie sie in des Arztes Händen, und nun

zur Unthätigkeit verurtheilt, wußte sie nicht, wo sie ihre brennenden Augen lassen sollte, und dadurch beunruhigt, schlug sie sie träumerisch nieder und sank wie erschöpft in die weichen Kissen des Sophas zurück. Plötzlich aber und sich gewaltsam aufraffend, öffnete sie sie wieder und traf dabei auf den Blick des von Neuem lebhaft Redenden, und nun wie gebannt an seinen Lippen hängend, wandte sie sich nicht eher wieder von ihm ab, als bis er seine zum Vortrag gewordene Rede beendet hatte und sich still, die eben geäußerten Gedanken in der Seele seinen Zuhörer nachschwirren lassend, in seinen Sessel zurücklehnte.

Es entstand eine lange Pause, wie das in kleinerer, ja, auch in größerer Gesellschaft so oft geschieht, wenn ein Mitglied derselben seine Ansichten über allgemein interessante Gegenstände entwickelt hat. Der Hausherr lächelte vergnügt vor sich hin und nickte wiederholt seinen tiefempfundenen Beifall den Uebrigen zu. Seine Töchter saßen mit flammenden Wangen da und suchten das Antlitz Jane Norrmanson's auf, als wollten sie darin lesen, welchen Eindruck sie von ihrem Gaste empfangen und ob sie seine Ergüsse vollständig verstanden habe. Jane aber hielt die Augen halb gesenkt, als wage sie Niemanden anzusehen, und nur das mit Mühe unterdrückte Wogen ihres Busens bewies, daß sie die Rede des fremden Mannes sehr wohl verstanden und den Inhalt derselben in ihrem Innern aufgenommen habe. –

Eine längere Pause, da Niemand das Wort nahm, wäre vielleicht für sie und auch für die Anderen peinlich

geworden. Da erbarmte sich Lotte, die eben eingetretene Stubenmagd, der allgemeinen Verwirrung und reichte die kleinen Teller herum, auf denen man die zugleich aufgetragenen leichten Speisen verzehren sollte.

Da erwachten die Töchter des Hauses plötzlich zum Bewußtsein ihrer häuslichen Pflicht, und augenblicklich war der halb düstere, halb lichtvolle Zauber gebrochen, der mehr oder minder bewußt sich auf alle Anwesenden herabgelassen und sie in seinem Banne gefangen gehalten hatte.



Es ist eine seltsame und doch sehr häufig vorkommende Erscheinung im Leben, daß eine geistige Stimmung oder ein Ergriffensein des Gemüths, wie wir sie eben als eine gleichsam von einem Zauber hervorgerufene bezeichnet haben, wenn sie durch einen alltäglichen Vorfall oder ein alltägliches Ungefähr unterbrochen werden, schnell sich verlieren und selbst unter Fortdauer derselben Verhältnisse und in Anwesenheit derselben Personen selten wiederkehren, am wenigsten in dem Glanze und der Färbung, mit denen sie im Anfang aufgetreten waren. Ganz so war es auch hier der Fall. Das Gerassel der Tassen und Teller, das Erscheinen der Stubenmagd hatte die eben sich geltend machende Stimmung der kleinen Gesellschaft erschüttert, und wie man sich späterhin von manchen Seiten auch bemühen mochte, sie wieder hervorzurufen, es wollte Niemandem so recht gelingen, sei

es nun, daß die entstandene Begeisterung noch nicht auf den höchsten Gipfel getrieben und zu schnell verbraucht, oder sei es, daß die Nachklänge derselben zu ernst und bedeutend waren, um eine neue Aufregung des Geistes und Gemüths sich entwickeln zu lassen.

Zwar unterhielt man sich bei Tisch in dem kleinen gemüthlichen Kreise und nachher noch angenehm genug, aber das erste auf dem Altare der Begeisterung entzündete Feuer war erloschen und Keinem wollte es gelingen, die vorher so wärmende und hellleuchtende Flamme von Neuem anzufachen. Keiner fühlte das klarer und tiefer als Reinhold Strahl selber, und so verhielt er sich wieder stiller als vorher, nur von Zeit zu Zeit eine Bemerkung in das Gespräch flechtend, welches am späteren Abend hauptsächlich von seinem Wirth und dessen Töchtern geführt wurde. Auch Jane, die Jüdin, war wieder ganz still geworden, wie sie es früher meist immer gewesen, Und hätte ihre Wange nicht etwas höher geglüht als gewöhnlich, und hätte ihr Auge, wenn sie es einmal von ihrer Arbeit erhob, nicht wie eine hin und her flackernde Flamme, gleichsam zaghaft im Kreise umhergeblickt, Niemand, wenn es überhaupt Jemand bemerkt, würde geglaubt haben, daß das geführte Gespräch eine nachhaltige Wirkung auf sie geübt habe, am wenigsten aber würde Jemand errathen haben, daß sie die Minuten zählte, wieder mit sich allein zu sein – warum? das wollen wir selbst nicht zu deuten versuchen, wenn der Gedanke nicht nahe läge, daß ihr aus langem Schlummer geweckter Geist eben das Bedürfniß fühlte, allein zu sein,

sich im Stillen den heutigen bedeutsamen Abend nach ihrer Art zurechtzulegen und über die mit so großer Aufmerksamkeit vernommenen Worte und Gespräche weiter nachzudenken.

Endlich, es mochte zehn Uhr sein, wickelte sie ihre wiederaufgenommene Stickerei zusammen, ließ die Scheere, die Reinhold noch einmal ergriffen, in seinen Händen und verrieth durch ihre Bewegungen, daß ihre Zeit gekommen sei und daß sie an die Rückkehr nach ihrem kleinen Hause denken müsse.

Da die Bewohner des Landsitzes wußten, daß ihre Bitten, noch länger zu bleiben, bei Jane vergeblich sein würden, so sprach Niemand sie aus, nur verriethen Margarethe und Bertha die Neigung, der Nachbarin noch eine Strecke Weges das Geleit zu geben.

»Nein, nein,« sagte Jane da mit anmuthigem Schütteln des reizenden Kopfes, »das nehme ich nicht an, meine Lieben. Sie sind Beide erhitzt und der Abend ist kühl. Ich finde meinen mir sehr bekannten Weg ganz allein.«

Da trat Christian, der bisher bescheiden auf einem Wiegenstuhl in einer dunkleren Ecke des Zimmers gesessen, lebhaft heran und rief: »Aber ich darf Sie doch begleiten, Fräulein Normanson?«

Jane wußte nicht, was sie antworten sollte oder, wenn sie es wußte, sie sprach es nicht aus, sondern blickte nur mit einem dankenden Blick auf den gefälligen Knaben hin, als Doctor Strahl an denselben herantrat und leise sagte:

»Laß mich die Dame geleiten, Christian, ich mache mir noch gern eine kleine Bewegung.«

Christian war auf der Stelle bereit zu gehorchen, und so trug Reinhold seine Begleitung an, die mit einem fast verwunderungsvollen Blicke jedoch schweigend angenommen wurde. Gleich darauf hatte die Jüdin dem Hausherrn die Hand gereicht und sich mit wenigen freundlichen Worten von ihm verabschiedet. Die Mädchen geleiteten sie bis in die Halle und banden ihr das leichte Tuch, das sie bei sich hatte, fest um die Schultern, während sie selbst mit rascher Hand ein kleines schwarzes Spitzentuch über den Kopf warf und nun, beide Mädchen küsend, sich ihnen empfahl.

Beide geleiteten sie bis an die Thür, aus der Doctor Strahl schon in's Freie getreten war. Gleich darauf befand er sich mit der Jüdin allein und Beide traten schweigend den Weg durch den blumengeschmückten Vorgarten nach dem Wege an, der den Berg hinab nach dem Elbstrome führte.

Plötzlich blieb Reinhold stehen. Es war ziemlich finster im Garten, den nur die aus den Zimmern fallenden Strahlen der dort brennenden Lichter erhellten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, kein Stern am Himmel zu sehen, und die Luft wehte frisch, fast kühl von Westen über das Wasser herauf. Jane blieb ebenfalls stehen und sah ihren Begleiter forschend von der Seite an.

»Es ist sehr kühl, mein Fräulein,« sagte er da mit leiser und weicher Stimme, »und Sie scheinen etwas erhitzt.

Soll ich Ihnen nicht noch lieber ein wärmeres Tuch holen, damit Sie sich fester einhüllen?«

»Nein,« lautete die rasche Antwort, »es ist mir nicht zu kühl, und ich bin ja bald zu Hause. Lassen Sie mich so gehen, wie ich bin.«

»Dann bitte ich wenigstens um Ihren Arm, der Weg ist steil und Sie könnten auf den glatten Stufen fehltreten – ich habe mir die Unebenheiten des Pfades wohl gemerkt!«

Jane zögerte einen Augenblick, als besänne sie sich, ob sie sein freundliches Anerbieten annehmen sollte; dann aber legte sie ihren vollen, weichen Arm sanft in den ihr gebotenen und nun schritten Beide langsam durch den Park dem Gärtnerhause zu, an dessen Vorderseite erst die in die Tiefe führenden Stufen begannen.

Als die beiden nächtlichen Wanderer den schmalen, zwischen Gebüsch hinabführenden Weg erreichten, wurde es noch viel dunkler um sie her, und Reinhold bedauerte fast, keine Laterne mitgenommen zu haben. Aber er sagte kein Wort darüber, sondern bemühte sich nur, die ihm ruhig Folgende so behutsam und sicher wie möglich zu leiten. Immer langsamer schritt er voran und sie schloß sich ihm vertrauend an, ohne ein Wort zu sprechen, wie auch er kein Wort auf diesem Wege sprach.

Endlich hatten sie die Stufen hinter sich und schritten, da nun keine Vorsicht mehr geboten war, etwas rascher den Kiesweg nach dem kleinen Häuschen hinab, das sie bald erreichten und welches dunkel und still in seinem Blättermeere lag, obwohl man von dem kleinen

Fenster des Stübchens, welches die alte Dienerin der Jüdin bewohnte, ein fahles Licht herniederschimmern sah. Vor der Eingangsthür blieben sie stehen, aber Reinhold ließ den Arm Jane's noch nicht los, und sie entzog ihm den ihrigen auch nicht, als hätte sie ganz vergessen, daß sie sich hier von ihrem Begleiter trennen müsse.

Da erst, im letzten Augenblick, kam ihm die Sprache wieder, die ihm bisher unbegreiflicher Weise gestockt hatte, und sich halb zu dem jungen Mädchen herumwendend, sagte er mit fast flüsternder Stimme:

»Sie haben eine trauliche süße Heimat hier gefunden und ich kann mir denken, daß sie Ihnen lieb und werth geworden ist.«

Ein unhörbarer Seufzer, fast gewaltsam erstickt, schwellte die Brust Jane's, dann faßte sie sich und erwiderte, noch leiser sprechend als er:

»O ja – sie ist mir sehr lieb und werth. Ich bin hier mit mir allein und weiter habe ich vor der Hand nichts gewünscht.«

»Fürchten Sie die laute Welt so sehr und haben Sie keine Sympathien für die darin lebenden und sich liebenden Menschen?«

Jane ließ wieder eine Pause eintreten, ehe sie antwortete: »Ich fürchte die Welt nicht und ich habe wohl Sympathien für die darin lebenden Menschen, aber dennoch stört mich der Lärm der Welt oft, und gerade darum habe ich meine einsame Wohnung so gern.«

»Ich glaube es wohl. Sie ist auch ganz geschaffen, ein anspruchsloses Gemüth zu befriedigen. Auch mir gefällt

sie – darf ich Sie einmal besuchen und die heute so zufällig begonnene Bekanntschaft, mit Ihnen weiter fortsetzen – erlauben Sie mir das?«

Jane, die bei den letzten Worten ihren Arm leise aus dem ihres Begleiters gezogen senkte einen Augenblick tief sinnend den Kopf. Endlich, scheinbar mit Mühe ihn wieder erhebend, sagte sie schwerer als vorher athmend und fast nach Luft ringend:

»O ja! Aber der Glanz und die Freude, die oben in ›Schillings-Lust‹ wohnen, sind bei mir nicht zu finden –«

»Ich bin mit dem Glanz zufrieden, den ich bei Ihnen finde, und die Freude – die Freude, die wohnt ja nur in der Brust des genügsamen Menschen – nicht wahr?«

Sie nickte, aber antwortete nicht. Dann erhob sie das Haupt nach den oberen Fenstern, an denen sich eben ein hellerer Schimmer zeigte, und rief mit klarer, weittönender Stimme:

»Rebecca!«

Die Stimme einer alten Frau antwortete auf diesen Ruf vernehmlich: »Ja, ja!« und gleich darauf hörte man im Innern des kleinen Hauses Jemanden die Treppe herunterkommen.

»Also ich darf Sie besuchen?« fragte Doctor Strahl noch einmal, als höre er gern ein deutliches und vielleicht entschiedenes Ja. Aber das sollte er nicht hören, vielmehr nur die fast ängstlich hervorgestoßenen Worte:

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden.«

Reinhold wollte jetzt gehen, aber eine ihm unerklärliche Macht hielt ihn wie eine unzerreißbare Fessel zurück. »Gute Nacht!« sagte er mit einer ihm selten zuströmenden Innigkeit und, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, streckte er seine Hand nach der Hand Jane's aus.

Eine zarte, weiche Hand wickelte sich aus dem fest umgeschlagenen Tuche los und gleich darauf legte sie sich leise, leise in die Hand des jungen Mannes, den das wonnige Gefühl durchbrauste, daß er noch nie eine solche Hand in der seinen gehalten hatte.

Da öffnete sich die Hausthür von innen und eine betagte Jüdin mit gelbem, durchfurchtem Gesicht, welches grauweiße Löckchen umrahmten, wurde in dem Spalt mit einem Lichte in der Hand sichtbar. Reinhold warf nur einen hastigen, kurzen Blick auf sie hin, dann sagte er noch einmal: »Gute Nacht!« und eine Minute darauf war Jane, die Jüdin, hinter der sogleich von der Dienerin verschlossenen Thür des kleinen Hauses verschwunden.

Reinhold blieb davor stehen und schaute es mit trunkenen Augen an, obgleich er nichts als die winzigen Umrisse der alten Baulichkeit und einen matten Schimmer hinter den halbgeschlossenen Jalousien, der durch im Innern herabgelassene Vorhänge noch mehr gedämpft wurde, wahrnehmen konnte. Er vermochte sich noch nicht von dem Orte zu trennen, der in so kurzer Zeit – das sagte er sich selbst – eine so große Bedeutung für ihn gewonnen hatte. Eigentlich nicht wissend, was er that, ging er langsamen Schrittes der Brüstung der kleinen Terrasse

zu, wo der am Morgen bemerkte eiserne Tisch und einige Bänke standen, und von hier aus schaute er träumerisch in das dunkle Nachtbild hinein, welches dicht vor seinen Augen lag.

Auch hier war kein Stern sichtbar und schwere Wolken zogen langsam am glanzlosen Himmel hin. Die Elbinseln und das dahinter liegende feste Land waren nicht sichtbar, aber der breite Strom schlängelte sich wie eine matt schimmernde Riesenschlange ruhelos seinem Ziele zu. Ueber ihm wogten bläulich graue Nebelmassen und aus der Tiefe brauste es gährend auf, da der stärkere Wind die beginnende Fluth heftig gegen die Kieselufer branden ließ. Sonst war kein Ton ringsum zu hören, das Schweigen der Nacht war vollkommen, oder das rollende Gewässer verschlang das matte, etwa aus weiterer Ferne herüberflüsternde Getöse. Auch kein Lichtstrahl, weder vom Flusse, noch aus der Ferne her, erhellte die dunkle Nacht, nur als der Fremdling an diesem Ort sich nach der Berglehne umschaute, aus welcher so viele größere und kleinere Häuser lagen, schimmerten ihm aus den meisten derselben freundliche Lichter entgegen, und er empfand fast eine Freude darüber, da er dies sah und ihm dabei zu Muthe war, als sei er doch nicht ganz in dieser Stille verlassen und als wohnten dort oben Menschen, liebe, hülfreiche Menschen, die ihm beistehen konnten, wenn er ihrer Hülfe, er wußte nicht, gegen welchen Feind oder welche Gefahr benöthigt sein sollte.

Als er aber geraume Zeit hier gestanden und diesen wohlthuenden Trost in sich aufgenommen hatte, ohne

daß das Licht in dem unteren Zimmer des kleinen Hauses erloschen wäre, schickte er sich endlich zum Rückwege an, und als er an dem alten dunklen Gemäuer vorüber schritt, sagte er im Stillen:

»Gute Nacht noch einmal! Morgen stehe ich wieder vor dieser Thür – Gute Nacht! –«

Als Margarethe und Bertha aber eine Stunde später in dem Schlafzimmer, welches sie theilten, allein waren, sagte die jüngere Schwester, während sie ihre schönen blonden Haare für die Nacht ordnete:

»Sage mir aufrichtig, Margarethe, was mag der Doctor wohl haben? Ist Dir sein Benehmen heute den ganzen Tag über nicht aufgefallen?«

»Wie so?« entgegnete Margarethe, die mit ihrer Nachttoilette rascher zu Stande gekommen war und schon im Bette lag.

»Nun, es kam mir, aufrichtig gesagt, etwas widersprechend vor. Früher war er immer so gleichmäßig heiter, wenn er uns Gesellschaft leistete, war unbefangen und immer gesprächig, und heute war er das durchaus nicht.«

»Ich dünke, er hätte am Abend wenigstens genug gesprochen, liebe Bertha.«

»Am Abend, ja, das heißt vor Tisch. Ja freilich, da sprudelte er fast von Bildern und Gedanken über, es war eine wahre Lust, ihn zu hören und dabei seine glänzenden

Augen zu sehen, aber nachher brach er innerlich fast zusammen und nur mit Mühe rangen sich einige Worte von seinen Lippen los.«

Margarethe dachte einige Zeit nach, dann sagte sie etwas leiser: »Ja, wenn ich es mir so recht überlege, so magst Du wohl Recht haben. Er war den Tag über in sehr verschiedenen Stimmungen. Am Morgen, als er mit mir nach der Elbe ging, war er noch ganz heiter und wie er fast immer war, aber –«

Margarethe stockte und sann wieder nach.

»Nun, fahre nur fort,« sagte Bertha etwas lebhaft, »ich schlafe noch nicht und bin gar nicht müde.«

»Du hast wirklich Recht und jetzt tritt es mir erst ganz klar vor die Seele. Als er Jane Norrmanson gesehen, wurde er merkwürdig still und blieb es auch bis gegen Abend. Dann wurde er unruhig, und als Jane endlich kam, beobachtete er sie unausgesetzt und dann brach er plötzlich sein Stillschweigen und fing jene wunderbar lebhaftes Unterhaltung an, die selbst der stillen Jane das Blut in's Gesicht jagte. Nicht wahr, hast Du es nicht auch bemerkt?«

»Gewiß habe ich es bemerkt. Und – ach, das wäre ja herrlich, Margarethe, wenn ich mich nicht darin irrte – meinst Du nicht auch, daß die Jane einen starken Eindruck auf ihn gemacht und daß er nur durch ihre Anwesenheit sich so ganz anders wie sonst gezeigt hat?«

»Unmöglich ist es nicht, aber es wäre doch etwas schnell gegangen. Allerdings, Jane Norrmanson war heute Abend wunderbar schön, ich selbst konnte sie nicht genug ansehen, und der Vater sagte noch, als sie mit dem

Doctor weggegangen war: Schade, daß sie so traurig und gewiß unglücklich ist, eine schönere und liebenswürdigen Person habe ich mein Lebelang nicht gesehen.«

»Er hat auch Recht, der Vater, aber vielleicht ist es das doch nicht, was den guten Doctor so aufgeregt hat. Es kann ja etwas ganz Anderes sein, – wer weiß das! – Nun, mag es sein, was es will, wir wollen, so viel an uns liegt, dazu beitragen, daß er, so lange er bei uns wohnt, so glücklich und heiter wie nur möglich ist, denn zu viel Freude – das hat der Vater und auch der Großvater schon öfter gesagt – hat er im Leben wohl noch nicht gehabt.«

»Wer kann das so bestimmt wissen! Auf mich macht er immer den Eindruck eines mit seinem Schicksal ganz zufriedenen Menschen –«

»Nein, *den* Eindruck macht er auf mich ganz und gar nicht. Er hat sich gewiß bitter durch das Leben schlagen müssen –«

»O ja, das mag wohl sein – aber klug ist er ohne allen Zweifel und was hat er für Kenntnisse! Heute hat er einmal wieder den Beweis davon geliefert –«

»Darüber habe ich schon oft mit dem Vater gesprochen, und der sagt, das müsse auch so sein, sonst könnte er ja nicht mit so jungen Jahren als Lehrer an einer Universität wirken –«

»Wie alt mag er wohl sein? Was meinst Du?«

»O, das hat er ja selbst voriges Jahr in Kissingen gesagt. Damals war er zweiunddreißig Jahre alt –«

Margarethe gähnte und streckte sich behaglich im Bette aus.

»Bist Du müde?« fragte die rüstigen Schwester.

»Ja, und nun wünsche ich Dir eine gute Nacht!« –

»Gute Nacht, schlaf süß, und morgen soll uns der Doctor erzählen, was er unterwegs mit Jane gesprochen hat – ein wenig neugierig bin ich doch. Gute Nacht!«

ACHTES CAPITEL.

Reinhold Strahl hatte keinen Stubengefährten, mit dem er sich hätte unterhalten können, dafür unterhielt er sich mit sich selber und er fand fürwahr Stoff genug dazu in sich vor. Darum schlief er auch in dem weichen und zur sanftesten Ruhe einladenden Bett noch lange nicht ein, und als er am frühen Morgen wieder erwachte, fuhr er wie aus einem jäh abgebrochenen schönen Traume empor, blickte sich scheu in dem Zimmer um, als wolle er seine Umgebung fragen, ob es auch wahr sei, daß er sich an einem Orte befinde, der ihm das dunkle schöne Räthsel gelöst habe, welches seine letzten Tage umspinnen und seinen regen Geist mit so lieblichen Bildern erfüllt hatte.

Aber es war heute etwas düster in dem sonst so hellen Zimmer; kein heiterer Lichtstrahl fiel durch die herabgelassenen Vorhänge, und als er genauer aufhorchte, glaubte er den Wind scharf wehen und große Tropfen gegen die Spiegelfenster schlagen zu hören.

Rasch erhob er sich nun und kleidete sich an. Als er aber dann einen Vorhang in die Höhe zog und in den

schönen Blumengarten vor den Fenstern hinab sah, fröstelte ihn ein unheimliches Gefühl an, welches mit seinen eben beendeten Träumen im geraden Widerspruch zu stehen schien.

Der ganze weite, vor ihm liegende Horizont war trübe, grau und von düsteren Nebeln umschlossen. Von der Elbe und ihren grünen Inseln war nichts zu sehen, noch weniger von dem dahinter liegenden blauen festen Lande. Von den Blättern der zunächst stehenden Bäume, die ein frostiger Wind hin und her schüttelte, fielen große Tropfen auf den kühlen Rasen, die Blumen senkten schwer ihre farbigen Häupter und kein munterer Vogel ließ seine heitere Stimme in dem öde und kalt daliegenden Garten erschallen.

Eine solche Veränderung, wenn sie so rasch nach goldig sonnigen Tagen eintritt, pflegt auf die Stimmung für dergleichen empfänglicher Menschen einen tiefen Eindruck auszuüben, und auch Reinhold fühlte sich von derselben nicht eben angenehm berührt. Allein er suchte sich zu trösten und mit scharf ausschauendem Auge bemühte er sich, das rothe Dach zu finden, welches den kostbaren Schatz einschloß, der sein Gemüth schon so lange in Aufregung gesetzt und seinen Geist noch in der letzten Nacht mit so süßen Träumen erfüllt hatte. Allein das Dach war von hier aus nicht zu sehen; zahllose hohe Bäume verdeckten es und so mußte er sich mit der Hoffnung begnügen, daß der graue regnerische Tag sich später aufklären und ihm gestatten würde, von einer anderen Stelle aus die begehrte Augenweide zu finden.

Um sieben Uhr begab er sich in die Halle und nahm mit der Familie seines Wirths, wie alle Tage, das erste Frühstück ein, ohne daß dabei auf die Vorfälle des vergangenen Tages die Rede gekommen wäre. Gegen Acht fuhr der Hausherr mit den Kindern nach der Stadt, Jener, um in sein Geschäftslocal, Diese um in die Schule zu gehen. So saß der Doctor in der Morgenfrühe mit Margarethe und Bertha in der Halle allein, und auch jetzt, so sehr sie dazu geneigt sein mochten, fragte Keine von ihnen nach der Unterhaltung, die Reinhold am Abend vorher auf seinem Gange nach dem kleinen Hause gepflogen hatte. Beide nahmen eine häusliche Arbeit zur Hand, Reinhold ergriff ein Buch und las ihnen ruhig und freundlich einige Seiten vor, bis die Zeit weiter vorrückte und zuerst Bertha sich entfernte, um sich umzukleiden, während Margarethe auf ihrem Platze blieb, um dem Gaste Gesellschaft zu leisten.

Als Bertha die Halle mit dem Bemerken verlassen hatte, sie werde in einer halben Stunde wiederkommen, legte Reinhold das Buch bei Seite und begann mit Margarethe über den jähen Umschlag des Wetters zu sprechen. In der That war es noch schlechter geworden, als es sich am frühen Morgen gezeigt; der Regen fiel stromweise nieder und der Wind brauste zwischen den Bäumen, daß ihre Zweige sich gewaltig regten und das schöne reife Obst rings herum die weiten Rasenflecke bedeckte.

Margarethe hatte eben ihr Bedauern darüber ausgesprochen, als die Stubenmagd leise hereinkam, und mit etwas betretenem Gesicht sich zu dem Ohre des jungen

Mädchens neigte und ihr einige Worte zuflüsterte. Margarethe fuhr etwas hastig in die Höhe und rief laut:

»Rebecca? Was will sie denn?«

»Sie will es nur Ihnen selbst sagen, Fräulein, aber sie ist sehr bewegt und hat es sehr eilig.«

Margarethe war von dem Stuhle aufgesprungen. Mit ihr zugleich der Doctor, als er den Namen ›Rebecca‹ mit so eigenthümlicher Betonung aussprechen hörte.

»Es muß etwas Besonderes unten vorgefallen sein,« sagte die Tochter vom Hause zu dem Gaste, denn Rebecca läßt sich nur selten bei uns sehen. Sie will mich sprechen und hat es eilig.«

Reinhold stand bei dieser unerwarteten Nachricht sprachlos und mit weit geöffneten Augen vor dem jungen Mädchen, obgleich noch gar kein Grund vorlag, etwas Unheilvolles anzunehmen; aber in manchen Stimmungen ist der Mensch voll düsterer Ahnungen, und Reinhold befand sich in solcher Stimmung und hatte solche Ahnungen.

»Gehen Sie,« sagte er endlich, »und reden Sie mit ihr. Ich erwarte Sie hier.«

Margarethen fiel der ängstliche, beklommene Ton dieser Worte nicht besonders auf, sie war selbst zu erregt, um darauf zu achten. Schnell ging sie hinaus und es schien dem ihrer Harrenden eine Ewigkeit zu währen, bis sie wieder kam, was in der That erst nach langen zehn Minuten geschah. Margarethe trat viel langsamer in's Zimmer, als sie es verlassen hatte, und ihr Gang war viel schwerfälliger, als bedrücke sie eine ungewohnte Last. Auch ihr

Gesicht war bleicher als sonst und ihr blaues Auge sprach eine große Betrübniß aus, die sie, wenn sie es vermocht, im ersten Augenblick gern verhehlt hätte.

»Was giebt's?« rief ihr der Doctor mit blitzendem Auge entgegen, der bis zu ihrer Rückkehr mit heftigen Schritten durch die geöffneten Zimmer hin und her gegangen war. »Ist wirklich etwas Unerwartetes vorgefallen?«

»Leider, ja, etwas ganz Unerwartetes!« lautete die schnell gegebene Antwort. »Die Alte war in Verzweiflung und wußte sich gar nicht zu helfen. Unsere liebe Jane ist diese Nacht sehr krank geworden und soll, nach Rebecca's Beschreibung, ganz unbeweglich und sprachlos daliegen. Sie fragte mich, wo sie einen Arzt finde, der ihrer Herrin helfen könne, obgleich diese durchaus jede Hülfe abgelehnt habe. Nun aber, lieber Doctor, habe ich sogleich an Sie gedacht und auf Ihren Beistand gerechnet. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, da Sie ja der Kranken so nahe sind, bald nach dem kleinen Hause zu gehen und nach Jane zu sehen?«

Bei ihren ersten Worten war Reinhold ganz bleich und dann dunkelroth geworden und er schien vergeblich nach Worten zu suchen, um die plötzlich über ihn hereinbrechenden neuen Empfindungen auszusprechen. Endlich kam ihm die Sprache wieder, und als Bertha eben völlig angekleidet in's Zimmer trät, nachdem sie die neueste Nachricht schon vernommen hatte, sagte er in fast sich überstürzender Hast:

»Ob ich nach dem kleinen Hause gehen will? Kann das eine Frage sein? Auf der Stelle will ich hinunter, o – das ist ja sehr zu beklagen!«

Und ohne an den Regen draußen zu denken, wollte er ohne Hut und Schirm nach der Thür eilen, um seinen Krankenbesuch sofort anzutreten.

Die beiden Schwestern warfen sich einen verwunderungsvollen Blick zu. Gleich darauf aber rief die sich schnell fassende Bertha:

»Herr Doctor! Nehmen Sie mich mit hinab, ich habe Zeit und Neigung, die Kranke zu sehen. Vielleicht kann ich ihr nützen. Während ich mich aber fertig mache, holen Sie gefälligst Ihren Hut und Sie können auch einen Regenrock anziehen – so viel Zeit muß sich bei solchem Wetter selbst der dienstfertigste Arzt nehmen.«

Reinhold stand schon an der Thür und hielt das Schloß derselben gefaßt, als Bertha diese Worte lächelnd sprach. Er glaubte sie verdient zu haben und nickte ihr beistimmend zu.

»Sie haben Recht,« sagte er ruhiger als vorher, »aber den Hut vergessen, ist besser als den Kopf zurücklassen, und den, wie Sie sehen, habe ich bei mir. Einen Augenblick nur, liebe Bertha, ich werde sogleich wieder bei Ihnen sein.«

Unmittelbar hinter ihm sprang Bertha leichtfüßig die Treppe hinauf und nach wenigen Minuten schon fanden sich Beide in der Halle wieder zusammen, vollkommen gerüstet, in dem noch immer heftig fallenden Regen den

Weg nach dem Elbufer einzutreten und der so plötzlich Erkrankten die erste Hülfe zu bringen.

Wenige Minuten später waren sie an der Seitenthür des kleinen Hauses angekommen und hier zog Bertha die Schelle.

»Ich werde zuerst zu ihr geben,« sagte sie zu Reinhold, »und sie darauf vorbereiten, daß Sie in der Nähe sind, um ihr Ihren Rath zu ertheilen. Ohne Zweifel nimmt sie ihn an.«

In diesem Augenblicke öffnete die alte Rebecca mit von Thränen überströmtem Gesicht die Thür. Sie empfing das junge Fräulein »vom Berge«, wie sie die Töchter ihres Wirths zu nennen pflegte, mit großer Freude, und als sie von ihr hörte, daß sie auch gleich einen Arzt mitgebracht, der oben zum Besuche sei, lächelte sie sogar unter Thränen und dankte in den bewegtesten Worten für die Güte, die man ihrer armen kranken Herrin erweise.

»In welchem Zimmer befindetsich die Kranke?« unterbrach Bertha ihren lebhaften Redefluß.

»Ach Gott, das arme Kind liegt auf dem Sopha im vorderen Saal.«

»So führen Sie mich rasch zu ihr, Rebecca, und diesen Herrn bringen Sie in das grüne Zimmer. Von dort werde ich ihn abrufen, wenn ich mit Jane gesprochen habe.«

Wie sie sagte, so geschah es. Reinhold befand sich sehr bald in einem freilich etwas niedrigen, aber doch

gemüthlichen Gemach voll einfacher Möbel mit einigen Kupferstichen an den Wänden, deren Gegenstand hervorragende Momente aus der alten jüdischen Geschichte bildeten. Es waren einige sehr verdienstliche darunter, allein der junge Mann befand sich nicht in der Stimmung, sie mit ruhigem Auge zu betrachten. Halb ungeduldig, halb ängstlich ging er leise auf dem Teppich hin und her und er war froh, als endlich die Thür sich wieder öffnete und Bertha mit ihrem freundlichen Gesicht eintrat.

»Nun,« rief er ihr entgegen, »was giebt es? Wie befindet sich Ihre Freundin?«

Bertha trat dicht an ihn heran und ihr Gesicht drückte einige Unruhe dabei aus. »Ich habe ihr gesagt, daß Sie da sind,« sagte sie leise, »und sie hat sich nach einigem Bedenken bereit erklärt, Sie zu empfangen. Und das mag auch wohl sehr nöthig sein. Mir scheint sie sehr krank zu sein und es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch, der gestern noch so gesund war, heute schon in solchem Fieber und so ganz gebrochen daliegen kann. Sie werden sich wundern, wenn Sie sie sehen. – Aber noch Eins, lieber Doctor. Wenn Sie zu ihr gehen, übereilen Sie sich nicht und untersuchen Sie sie recht genau. Sie haben ja Zeit. Die Verordnungen, die Sie zu machen für nöthig finden, schreiben Sie oben auf, wir senden dann sogleich nach der Apotheke in der Stadt. Ich gehe Ihnen voran und will einige Erfrischungen besorgen, die ich gleich heruntersenden will. O, welch ein Glück, daß Sie gerade hier sind! Die arme Jane! So allein und von aller Welt verlassen!«

Sie nickte dem sie mit Antheil betrachtenden Arzte freundlich zu, schlug ihr Regentuch fester um sich und verließ das Zimmer, um flüchtigen Laufes nach Hause zurückzukehren. Reinhold aber, der sich den Besuch, den er heute hatte machen wollen, im Geiste anders vorgestellt, schickte sich an, der alten Rebecca zu folgen, die ihm die hintere Thür des kleinen Saales öffnete, durch die er sogleich in den ihm schon bekannten Raum trat. In demselben herrschte bei dem trüben Wetter und da alle Fenstervorhänge heruntergelassen waren, tiefe Dämmerung, aber doch war es noch hell genug, um die Gesichtszüge der Kranken, auf die allein sein Auge gerichtet war, genau und sorgfältig prüfen zu können.

Sie lag, in einem hellen Morgenkleide, den größten Theil des glänzenden Haares mit einem schneeweißen Häubchen bedeckt, auf dem kleinen Sopha, unter einer rothseidenen leichten Steppdecke, über die sie die schönen weißen Hände apathisch lang ausgestreckt hatte. Auf ihrem Gesicht brannte eine fieberhafte Röthe und die Augen hielt sie fest geschlossen.

Als aber der Arzt dicht an ihr Lager herangetreten war, von dem Rebecca schon den Tisch weggerückt hatte, und nun, ohne einen Laut von sich zu geben, vor ihr stand und sie mit seinem scharfen Auge voll ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete, mochte sie seine Nähe fühlen, hob die schweren Augenlider, wie es schien, mühsam in die Höhe, versuchte ein freundliches Lächeln, das aber nur wie der matte Abglanz eines guten Willens auf dem

so traurig erscheinenden Gesicht zu Tage trat, und blickte ihn dann mit ihrem klagenden Gazellenauge, wie um Hülfe flehend, lange Zeit an.

Reinhold erschrak, als er diese apathische Ruhe, diese trockene Hitze, diese nach Hülfe lechzende Miene sah und daraus auf den Zustand ihres ernstlichen Leidens schloß. Seine Kniee bebten, und er fühlte das Bedürfniß sich zu setzen, um seiner besorgnißvollen Unruhe Meister zu werden. Leise und rasch zog er einen in der Nähe stehenden Stuhl heran und setzte sich dicht vor das Lager, mit einem Ausdruck der Miene, welcher ermutigend sein sollte, aber ängstlich und nur voll des unbeschreiblichen Gefühls war, daß er die Hülfe, nach der sie verlangte und deren sie bedurfte, bringen wolle, wenn sie irgend im Bereich menschlicher Kräfte liege.

»Guten Morgen, Fräulein Norrmanson!« lauteten seine ersten mit theilnahmsvoller Miene gesprochenen Worte. »Es ist mir sehr schmerzlich, Sie heute so leidend wiederzusehen. Ach, der Mensch darf sich auf Nichts freuen! Ich hatte mir dies Wiedersehen so ganz anders gedacht. Aber Sie haben sich gestern Abend in der kühlen Luft ohne Zweifel erkältet?«

Er schwieg, als erwarte er eine bejahende Antwort. Aber Jane schüttelte nur, ohne einen Hauch von sich zu geben, leise verneinend den Kopf und fuhr dann unwillkürlich mit der Hand nach der schmerzenden Stirn.

Er lächelte über diese Verneinung, als könne er ihr nicht unbedingt beitreten, dann aber fuhr er in seiner Rede also fort: »So sitze ich denn als Arzt an Ihrem Lager

und frage Sie zunächst: können Sie Vertrauen zu mir als solchem haben oder wünschen Sie, daß Ihre Freunde sich um eine andere Hülfe bemühen?»

Sie sah ihn ernst mit ihren großen, langsam geöffneten Augen an und besann sich, als gehe sie mit sich im Stillen zu Rathe. Dann aber die Lider wieder schließend, sagte sie mit matter Stimme, als spräche sie zu sich selber:

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Ich wünsche keinen anderen Arzt – aber auch Sie hätten sich nicht bemühen sollen.«

»Es kostet mir keine Mühe, meinem Berufe zu folgen, bei Niemandem, also gewiß auch bei Ihnen nicht. Nun denn, da wir so weit sind, da Sie Vertrauen zu mir haben und ich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften und Fähigkeiten Ihnen zu helfen suchen will, so sagen Sie mir kurz und einfach, damit Sie sich nicht zu sehr anstrengen, wann und wie Ihre Krankheit begann.«

Ihre Augen blieben fest geschlossen, sie schien sich auf das zu Sprechende zu besinnen, und nach geraumer Zeit erst flüsterte sie mehr als sie sprach. »Als ich gestern Abend in mein Zimmer trat, fand ich einen Brief – aus Schweden vor, der mich lange beschäftigte und mein Gemüth – das kann ich nicht verhehlen – sehr in Anspruch nahm. Als ich mich endlich niederlegte, konnte ich lange nicht einschlafen, und als ich später nach einem kurzen Schlummer voll schreckhafter Träume wieder erwachte, fühlte ich, daß meine Ideen verworren waren, daß seltsame Bilder meine Phantasie erfüllten und gleichsam als lebende Schatten um mich her sprangen und gaukelten.

Dabei fühlte ich in meinem Innern eine peinvolle Hitze und meine Lippen waren trocken. Ich wollte Rebecca nicht wecken und quälte mich die ganze Nacht hindurch mit einem unsäglichen Durst. Als endlich der Tag anbrach und ich fühlte, daß ich doch nicht schlafen könne, stand ich mit Mühe und mit zitternden Gliedern auf, weckte Rebecca und kleidete mich langsam an. Aber ich war zu schwach, um zu stehen und zu gehen, und so legte ich mich hier wieder nieder, nachdem ich mit Rebecca's Hülfe mühsam die Treppe herunter gestiegen war. Das ist Alles, was ich weiß und was ich Ihnen sagen kann.« –

Als die letzten Worte wie ein sanfter Hauch über ihre Lippen geflossen waren, seufzte sie schwer auf und neigte langsam den Kopf auf die dem Arzte abgewandte Seite, während sie die Augen noch immer geschlossen hielt. Er aber streckte seine Rechte nach der ihm zunächst liegenden Hand aus und prüfte den Puls derselben, mit einer Bedächtigkeit und Sorgfalt, wie nur ein pflichttreuer Arzt es zu thun vermag. Als er den jagenden Puls lange genug beobachtet, legte er seine linke Hand auf die brennende Stirn der Kranken. Unter dieser Berührung zuckte sie lebhaft zusammen und um ihre Lippen spielte ein seltsames Lächeln, wie ein rasch vorüber huschender Lichtstrahl, wobei sie sich einen Augenblick öffneten und die prachtvollen, milchweißen Zähne sichtbar werden ließen. Dann aber lag sie unbeweglich mit immer noch abgewendetem Gesicht da und nur ihr heißer Athem ging schwer und ihre Brust hob und senkte sich beklommen, fast ungestüm.

Reinhold konnte nicht mehr zweifeln: Jane war ernstlich, wenn nicht bedenklich krank, und das heftige Fieber, die brennende Hitze ihrer Haut und die apathische Niedergeschlagenheit, die sich in ihrem ganzen Wesen und Benehmen aussprach, flößte ihm die größte Besorgniß ein.

Allein er faßte sich männlich und richtete nun noch einige nothwendige Fragen an sie, die sie ohne Zwang, kurz und ruhig beantwortete, ohne jedoch die Augen zu öffnen. Endlich aber sagte er mit bittendem Ausdruck:

»Wenn es Ihnen keine Mühe verursacht, so schlagen Sie Ihre Augen auf und sehen mich noch einmal an. Wollen und können Sie das?«

Sie antwortete nicht, aber sie gehorchte sogleich.

Das schöne braune Auge öffnete sich langsam, als verursahe ihr die Bewegung Schmerz oder als koste sie ihr ernste Ueberwindung, und dann richtete es sich mit einem unaussprechlich trostlosen Blick auf den voller Mitgefühl vor ihr sitzenden Mann.

»Haben Sie Schmerz im Kopf,« fragte er wieder, »wenn Sie die Augen bewegen?«

»Ja. Es regt und bewegt sich wie ein Hammer in meinem Gehirn und nur wenn ich die Augen geschlossen halte, empfinde ich einige Ruhe. Aber diesen Schmerz habe ich jetzt oft, doch ohne Fieber, und so, denke ich, wird er auch diesmal bald vorüber gehen und mein Unwohlsein wird nichts zu bedeuten haben.«

Trotz dieser Aeüßerung heftete sich dabei ihr Blick fester auf des Arztes Miene, als erwarte sie irgend einen ihr

beistimmenden Ausspruch oder gar einen Trost von ihm zu vernehmen. Aber dieser Trost kam noch nicht über seine Lippen, sein Gehirn arbeitete nur rastlos in diesem Augenblick und sein scharfer Blick senkte sich tief in ihr Auge, als wolle er darin ihre Gedanken lesen und zugleich siegreich auf den Grund ihrer Seele dringen.

Da erhob er plötzlich das nachdenkliche Gesicht, ergriff noch einmal ihre Hand, ohne an den Puls zu fühlen und sagte:

»Ich habe eine Bitte – und die müssen Sie mir erfüllen.«

Ihre Lippe blieb stumm, aber ihr Auge fragte: »Welche Bitte *kann* ich Ihnen erfüllen?«

»Sie dürfen nicht zu viel denken,« fuhr er fort, »und daß Sie *zu viel* denken, das sehe ich Ihnen an.«

»Warum nicht?« flüsterte sie mit schüchtern niedergeschlagenem Auge.

»Weil das Denken, das überflüssige, nicht durchaus notwendige Denken unter Umständen den leidenden Körper angreift und die heilsame Wirkung der eine Krisis suchenden Natur und der angewandten ärztlichen Mittel neutralisirt. Verstehen Sie dies Wort?«

»Ja, ich verstehe es.«

»Versprechen Sie mir, diese meine Bitte zu erfüllen?« fragte er mit herzlichem Tone.

Sie antwortete nicht gleich, dann aber sagte sie, einen raschen, angstvollen Blick auf ihn richtend, als fühle sie, daß er sich jetzt bald entfernen werde: »Ich will es versuchen.«

»Gehen Sie sich etwas Mühe damit, ich bitte sehr darum. – Und nun will ich Sie in Ruhe lassen, die Ihnen vor allen Dingen nöthig ist. Versuchen Sie zu schlafen und gestatten Sie sich nur heitere Bilder. Sie müssen Ihre Phantasie zügeln, wohin sie auch streben, was für Gebilde sie sich auch schaffen mag. Mit Ihrer Dienerin werde ich verabreden, was ich mit Ihnen gethan haben will. Die mir nothwendig erscheinende Arznei wird Ihnen gebracht werden. Ich selbst werde Sie heute Nachmittag wieder besuchen.«

Er schwieg, aufmerksam in ihren Augen lesend. Sie hatte bei den letzten Worten rascher als vorher das Auge aufgeschlagen, und sah ihn mit einem seltsam forschenden Ausdruck an, der sich auch sogleich in ihrer Frage wiederholte:

»Wann werden Sie kommen?«

»Eine Stunde vor Tisch.«

»Es wird um vier Uhr oben gespeist, nicht wahr?« fragte sie mit von Reinhold deutlich wahrgenommener Spannung der Miene.

»Ja, also um drei Uhr werde ich bei Ihnen sein. Haben Sie Geduld und geben Sie sich keiner unnöthigen Sorge hin – ich bitte noch einmal darum.«

Er drückte die Hand, auf der die seine noch immer sanft ruhte, leise zum Abschiede, und da ihre Hand sich nicht regte, kein Finger sich bewegte, zog er sie langsam

von ihr zurück und erhob sich von seinem Sitze. Während er aber nun seinen Hut ergriff und mit einem wiederholten: »Auf Wiedersehen!« leise zur Thür schritt, bemerkte er nicht, wie ihr Auge ihm auf jedem Schritt folgte und noch eine Zeit lang auf der Thür haftete, nachdem er schon längst aus derselben entschwunden war.

Als Reinhold auf den Flur trat, sah er die aufmerksame, theilnahmvolle Rebecca mit besorgter Miene vor sich stehen.

»Ihre Herrin ist ernstlich krank,« sagte er leise, aber nachdrücklich, »und Sie müssen genau auf meine Vorschriften achten. Wollen Sie das?«

»Gott gerechter! Wie können Sie noch fragen, Herr!« flüsterte die treue Dienerin unter rasch hervorbrechenden Thränen, die sie mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze zu trocknen bemüht war. »Was hat die alte Rebecca auf der Welt, wenn ihr liebes Kind, die Jane, ihr fehlt? O Herr Doctor, helfen Sie ihr. Sie ist ein Engel in Menschengestalt und der Abgott meiner Seele.«

»So thun Sie, was ich Ihnen sage.« Und er theilte ihr klar und bestimmt seine Verordnungen mit, die sie pünktlich auszuführen versprach. –

Reinhold trat vor die Thür des kleinen Hauses und athmete wollüstig die frische Luft des Tages ein. Seine Brust war bedrückt, sein Gemüth tief bewegt und ein wunderbares, nie gehabtes Gefühl zog wie eine lodernde Flamme durch sein bebendes Herz. Er war besorgt, um den Zustand der Kranken sehr besorgt, das gestand er sich selbst ein, als er langsam den vom Regen schlüpfrigen

Weg bergan emporstieg, denn er glaubte die Krankheit Jane's, die erst in der Entwicklung begriffen war, erkannt zu haben, wobei freilich seine warme Theilnahme für die Kranke deren Leiden selbst überschätzen mochte, wovon er natürlich keine Ahnung hatte.

»Ich muß vorsichtig sein,« sagte er sich wiederholt unterwegs, »der Zustand ist bedenklich. Verhehle ich mir das nicht und mache ich mich auf eine Verschlimmerung am Abend gefaßt. Aber nicht verzagt, Reinhold, nicht verzagt! Hier hast Du einmal eine Kranke, die – o ja, so ist es – die Deinem Herzen nahe steht, näher als jede andere bisher, und Deine Gefühle dürfen Deinen Verstand nicht umnebeln, nein, sie müssen ihn schärfen, und scharf, scharf will ich Alles erwägen, was zu erwägen ist.«

Mit diesem Vorsatz kam er oben im Hause an und sah sich sogleich von den beiden Schwestern umringt, die sich lebhaft nach seiner Ansicht über den Zustand der Kranken erkundigten. Sie glaubten ihn merkwürdig wortkarg zu finden und schlossen nicht mit Unrecht daraus, daß er eine ernste Gefahr befürchte. Um so mehr beeilten sie sich, seinen Verordnungen zu entsprechen und das Nöthige vorzubereiten.

Während eine Magd mit kühlenden Getränken und einem Korbe voll Eis nach dem kleinen Hause gesandt wurde, um der Kranken die um die Stirn zu schlagenden Tücher damit zu kühlen, mußte sich der Gärtnerbursche rasch einen Pony satteln und die verschriebene Arznei aus der Stadtapotheke holen. Erst als Bertha diese

an Rebecca überliefert und ihr noch einmal die Vorschriften des Arztes eingeschärft hatte und mit der Nachricht zurückgekehrt war, daß Alles nach seinem Wunsch ausgeführt werde, schien der junge Arzt etwas ruhiger zu werden, denn nun konnte er wenigstens auf eine Linderung des peinlichen Zustandes hoffen und er sprach sich lebhafter als vorher über die Kranken aus, Die Uhren im Hause aber, wo ereiner solchen ansichtig werden konnte, ließ er den ganzen Tag nicht aus den Augen, und als er, nachdem der Regen um Mittag nachgelassen, im Park hastig eine halbe Stunde hin und her lief, immer nur die Wege wühlend, von welchen aus er das kleine rothe Dach im Auge behalten konnte, behielt er seine eigene Taschenuhr sogar in der Hand, die Minuten zählend, die noch zwischen seinem ersten und zweiten Krankenbesuche lagen.



Die Zeiger der Uhren in ›Schillings-Lust‹ hatten noch lange nicht die volle dritte Nachmittagsstunde erreicht, als Doctor Strahl schon gerüstet war, um, diesmal von Margarethen begleitet, den verheißenen Gang nach dem kleinen Häuschen anzutreten. Beide waren mit allen möglichen Erfrischungen beladen, die, wenn sie auch nicht durchaus nöthig erschienen, doch den guten Willen und die Theilnahme bezeugten, welche die beiden Schwestern in Bezug auf die befreundete Kranke beseelten.

Der Doctor hatte es auf diesem Gange sehr eilig und Margarethe mußte ihre Kräfte zusammennehmen, um mit ihm gleichen Schritt halten zu können. So kamen Beide bald vor dem Häuschen an und die alte Rebecca war wachsam genug, das leise Pochen zu hören, mit dem der Arzt und seine Begleiterin Einlaß begehrten.

»Wie geht es?« lautete die erste Frage Reinhold's an die ihn mit Freuden empfangende Dienerin. »Hat sich die Kranke gebessert?«

Die Alte schüttelte betrübt den grauen Kopf und sagte: »Ich glaube es nicht. Sie ist sehr unruhig gewesen und hat beständig nach der Uhr gefragt.«

Reinhold, jetzt schon im Hause bekannt, öffnete Margarethen leise die Thür des Krankenzimmers und diese trat zuerst an das Sopha. Kaum aber hatte sie das stark geröthete Gesicht und die leidende Miene der Kranken in's Auge gefaßt, so wurde sie von einer heftigen Bewegung ergriffen und ließ sich dicht an Jane's Seite auf ein Knie nieder, die Hand derselben ergreifend und sie mit sanften Küssen bedeckend.

Jane schaute fast verwundert auf, aber nur einen Moment blieb ihr fieberhaft blitzendes Auge auf dem leise weinenden Mädchen haften; dann richtete es sich mit forschender Spannung und fast starr auf den Arzt, der unmittelbar hinter der Knieenden stand.

»Lassen Sie mich heran, Margarethe,« flüsterte dieser ihr leise zu, und gleich darauf hatte sie sich gehorsam auf einen Stuhl in der Nähe niedergelassen und Reinhold saß wieder an dem Bett der Kranken, die ihn mit den Augen

fest hielt, ohne irgend eine Bewegung zu machen oder ein Wort zu sprechen.

Reinhold hatte die apathisch vor ihm liegende Hand rasch ergriffen und seine Finger tasteten ungeduldig nach dem Pulse. Aber dieser mußte ihn nicht befriedigen, denn er schüttelte unmerklich den Kopf und warf einen trostlosen Blick auf Margarethen und die alte Rebecca hin, die am Kopfende des Sophas mit gefalteten Händen stand.

»Haben Sie die kalten Tücher fleißig aufgelegt?« fragte des Arztes bebende Stimme.

»Alle zehn Minuten, Herr Doctor, wie Sie es befohlen, und es hat ihr stets Linderung gebracht!«

Der Arzt nahm das schon wieder warm gewordene Tuch von der heißen Stirn und gleich daran lag seine Hand auf derselben. Da lächelte die Kranke matt und ein dankbarer Blick senkte sich in die Augen des besorgten Mannes. Er ließ seine Hand längere Zeit auf der Stirn liegen, als er sah, daß Jane die Berührung wohlthätig empfand und mit einem stillen Seufzer die Augen schloß. Als er sie aber fortnahm, wandte er sich nach dem Arzneiglas und betrachtete die milchweiße Flüssigkeit, indem er sie leise schüttelte. Dann reichte er sie Rebecca hin und empfahl ihr, stündlich die empfohlenen Gaben zu wiederholen.

Weiter sprach er in den ersten fünf Minuten nichts, aber sein Geist arbeitete mächtig, das gewahrten die ihn aufmerksam beobachtenden Anwesenden wohl. Endlich sagte er, sich halb zu Margarethen umwendend:

»Sie kann in dieser Lage nicht bleiben. Sie bedarf nothwendig der bequemsten Ruhe und hier hat sie sie nicht. Ist das Bett zu ihrer Aufnahme bereit?« fragte er dann die aufhorchende Rebecca.

»Ja, ja, Herr Doctor, Alles ist oben bereit und ich habe mir schon lange gedacht, daß es nöthig werden würde.«

»So wollen wir keinen Augenblick zögern.«

»Was soll ich thun – ich will es gern!« flüsterte da die Kranke mit wieder aufgeschlagenem Auge und den Arzt durchdringend anstarrend.

»Sie müssen in Ihr Bett,« sagte er sanft, »und ich werde Sie tragen, wenn Sie nicht gehen können.«

Die Kranke versuchte zu lächeln und schüttelte kaum merklich den schweren Kopf. »Nein, nein,« lispelte sie, »ich will gehen, ich kann gehen, wenn Margarethe und Rebecca mich stützen.«

Beide Frauen hatten sich dem Bette genähert, um ihr sogleich zu willfahren. »Helfen Sie ihr,« sagte Reinhold, »und halten Sie sie fest. Ich werde in Ihrer Nähe bleiben, damit mein Beistand zur Hand ist, wenn er nöthig werden sollte. Geben Sie jene Decke her – so, und nun versuchen Sie es. Ich gehe so lange hinaus, bis Sie auf der Treppe sind.«

Margarethe und Rebecca unterstützten die willige Kranke mit allen ihren Kräften und in wenigen Minuten hatten sie sie auf der kurzen Treppe, unmittelbar von Reinhold gefolgt, der jede ihrer Bewegungen mit haarscharfem Auge bewachte. Sie brachten das Werk ohne seine Mitwirkung zu Stande und bald darauf befand sich

Jane weich gebettet auf ihrem schneeweißen Lager, dessen Vorhänge der Arzt zurückschlug, um der frischen Luft leichteren Zutritt zu verschaffen.

Noch eine halbe Stunde blieb er in dem Zimmer, ohne mit der Kranken zu reden. Er wollte sie auf keine Weise anstrengen und sie lag jetzt ruhig und anscheinend zufrieden in dem flaumigen Bett. Bevor er sich aber zum Gehen anschickte, empfahl er Rebecca, mit seinen Verordnungen eifrigst fortzufahren; am späteren Abend werde er noch einmal wiederkommen und, wenn nöthig, einen Theil der Nacht bei der Kranken verbringen. Die Alte stammelte ihren herzlichen Dank, und nachdem Margarethe noch einmal sich zu der Kranken niedergebeugt und ihre Hand geküßt, entfernte sie sich mit Reinhold, der noch unter der Thür einen Blick auf die ruhig Daliegende zurückwarf.

Als er mit Margarethen den Berg hinaufstieg, sprach er kein Wort, aber daß er in tiefes Sinnen verloren war, sah das liebe Mädchen sehr wohl. Als sie jedoch Beide auf dem zweiten Treppenabsatz still standen, um Athem zu schöpfen, konnte Margarethe nicht länger das Schweigen ertragen und sie fragte mit hastigem Wesen:

»Was sagen Sie? O, sprechen Sie doch! Halten Sie sie für gefährlich krank?«

Reinhold nickte und sein Gesicht zuckte schmerzlich dabei. »Ja,« sagte er, »ich darf es mir selbst nicht länger verhehlen – sie ist *sehr* krank und ich bin über die Maaßen besorgt.«

»O, das ist ja schrecklich! Die arme Jane!«

»Die arme Jane!« wiederholte er traurig und mit tief gesenktem Kopfe. »Aber wir, die wir voller Pein und Noth um sie stehen und ihr so gern helfen möchten – mit unserm Herzblut, wenn es nöthig wäre – wir sind auch zu beklagen, liebe Margarethe.«

»Können wir nichts mehr zu ihrer Erleichterung thun?« fragte das junge Mädchen mit schmerzlich verzogenem Gesicht.

»Nein, Nichts! Für jetzt Nichts. Wir müssen uns in Geduld fügen und die nächste Nacht in Fassung abwarten. Was die Wissenschaft vermag, ist geschehen, liebes Kind, und das Uebrige steht allein in Gottes Hand – er nur er kann helfen und, wenn mich eine innere Stimme nicht trügt, er wird helfen.«

»O, dann bin ich schon getröstet, lieber Doctor!« rief Margarethe, in Thränen ausbrechend. »Ach, sie ist so sehr hilflos und lebt fern von ihrer Heimat!«

»Aber sie hat ja Sie und Ihre Schwester und Rebecca
–«

»Ach, was will das sagen! Sie hat aber auch Sie!«

»Ja, auch mich hat sie, Margarethe, und ich gestehe Ihnen ein, sie hat mich ganz, wie ich bin. Ich gäbe mein Leben hin, um das ihre zu retten.«

Weiter sagte er nichts, als habe er damit Alles gesagt, aber daß er die Wahrheit gesprochen, das hörte Margarethe wohl an der tiefen Innigkeit seiner Stimme, die seine ganze Empfindung treu und warm widerspiegelte.

NEUNTES CAPITEL.

Als beide Personen im Landhause auf der Höhe eintrafen, fanden sie den alten Herrn Schilling mit seinem Freunde Biedermann vor, die zum Essen nach dem Landsitz gekommen waren und sich gefreut hatten, in der Familie Ernst Schilling's und in der Gesellschaft des jungen Arztes ein paar angenehme Stunden zu verbringen. Bald aber hatten sie vernommen, was vorgefallen und warum man in Sorge war, und die beiden alten Herren äußerten ihre lebhafteste Theilnahme, als sie nun vom Arzte selbst das Nähere hörten und sein besorgtes Gesicht sahen.

Reinhold war nicht im Stande, seine Empfindung zu beherrschen. Es malte sich die ganze bedenkliche Unruhe seines Innern auf seinen sprechenden Zügen ab. Er hörte kaum, was um ihn her gesprochen wurde, als man sich zu Tisch setzte, und er aß und trank maschinenartig, ohne den geringsten Reiz dazu zu verspüren.

Der alte Herr Schilling beobachtete ihn unausgesetzt, und als er seine Unruhe vollständig erkannt und gewürdigt zu haben glaubte, sagte er in seiner theilnehmenden Weise:

»Ja, ja, der Beruf eines Arztes ist ein schwerer, ich habe es immer erkannt und gesagt, und was ich jetzt an Ihnen sehe, lieber Freund, bestärkt mich in meiner Ueberzeugung. Für den Kranken und dessen Umgebung ist es freilich ein wohlthuendes Gefühl, einen mitempfindenden Arzt an seiner Seite zu haben, allein Sie scheinen mir darin zarter besaitet zu sein, als viele andere Aerzte,

und nehmen sich das Leiden Ihrer Kranken etwas zu sehr zu Herzen. Ist es nicht so?«

Reinhold schaute trübe vor sich auf den Teller hin, den man ihm eben hingesetzt, dann sagte er langsam und eindringlich:

»Nein, Herr Schilling, ich nehme mir diesen Fall nicht mehr zu Herzen, als es mir unumgänglich nöthig erscheint. Wenn Sie mich aber betrübt und halb trostlos sehen, so liegt der Grund nicht allein in dem besondern Fall, sondern in der traurigen Ueberzeugung, daß die so vielgerühmte Wissenschaft des Arztes immer nur ein hohles Ding, eine übermäßig karge Wissenschaft und so weit von der erwünschten Ausbildung entfernt ist, wie man sich nur eine Entfernung zweier ganz verschiedener Dinge denken kann. Helfen zu wollen, ist eine schöne Sache, aber nicht helfen zu können, ist demüthigend für unsern armseligen Geist und niederschlagend für unser wünschevolles Herz.«

»Wir wollen das Beste hoffen,« nahm nun der alte Biederermann das Wort. »Welchen Namen geben Sie denn aber der Krankheit der armen Jüdin?«

Reinhold wandte sich fast ungeduldig hin und her. »Was gilt mir der Name!« sagte er mit einiger Heftigkeit, als wolle er sich denselben selbst nicht gern eingestehen. »Aber wenn Sie es wissen wollen, die Wissenschaft nennt diese Krankheit ›typhöses Fieber‹, und ein solches ist der verrätherischste, hinterlistigste Feind, welchen ein Arzt zu bekämpfen berufen ist.«

»Kann es denn lange dauern?«

»Wer weiß es, der nicht in die innere Werkstatt eines so zarten Organismus geschaut hat, wie ihn ein Mensch und – *solcher* Mensch besitzt. Hat man schon je die krankmachende Potenz ergründet, hat man schon je die Kraft und Ausdauer des leiblichen Widerstandes berechnen können? Darin, mein lieber Herr, tappen die Gelehrtesten unseres Standes im Dunkeln, und Goethe's Wort: ›Grau, Freund, ist alle Theorie!‹ gilt bei uns noch immer als eine unumstößliche, leider nur zu sehr zu beklagende Wahrheit.«

Ernst Schilling war bei dieser Unterhaltung ganz still geblieben und hatte nur von Zeit zu Zeit seinen Gast voller Theilnahme angeblickt. Aber er ließ einige Flaschen von seinem besten Wein bringen und redete dem jungen Manne durch freundliche Geberden zu, denselben zu trinken, was dieser auch mäßig that und darauf neue Belebung und Ermuthigung fühlte.

Als der alte aufmerksame Herr diese gebesserte Stimmung zu bemerken glaubte, lenkte er vorsichtig das Gespräch auf eine andere Bahn, und wenigstens gelang es, ihm, die Gedanken des Arztes für kurze Zeit in eine andere Richtung zu treiben. Als er aber schon ein gewisses Resultat erreicht zu haben glaubte, trat ein neuer unerwarteter Zwischenfall ein, indem die aufwartende Magd in's Zimmer trat und dem Doctor zuflüsterte: die alte Rebecca stehe in der Küche und könne sich vor Kummer nicht lasen.

Ernst Schilling, der neben Reinhold saß, hatte die Meldung gehört und verstanden. »Laß die Alte hereinkommen, Lotte,« gebot er, »wir wollen Alle hören, was sie zu klagen hat.«

Einen Augenblick später trat Rebecca in's Zimmer und wandte sich, nachdem sie ihre Thränen beherrscht und die Gesellschaft höflich begrüßt, sogleich an den jungen Arzt.

»Bringen Sie uns etwas Neues?« fragte Reinhold mit fast tonloser Stimme und ging der Alten einige Schritte entgegen.

»Ach Gott gerechter!« schluchzte diese wieder. »Sie ist sehr krank, noch viel kränker als vorher. Als Sie gegangen waren, brach sie in einen bitteren Thränenstrom aus, der immer lauter und lauter wurde, und ich glaubte, nun würde sich die Krankheit brechen, wie sich ihr Kummer immer bricht, wenn sie sich ausgeweint. Aber das war heute nicht so. Plötzlich lag sie ganz still und seufzte nur noch leise vor sich hin. Da aber kam das Aergste. Sie fing an, mit abwesenden Personen zu sprechen und zu phantasiren, wie man es nennt. ›Vater, o mein Gott! Vater!‹ rief sie. ›Segne mich, segne mich, ich verdiene es ja nicht, daß du mich so hart strafest!‹ Und so liegt sie noch jetzt und spricht immer ähnliche Worte vor sich hin und zupft mit den weißen Händen an der rothen Decke und starrt wie eine Irre in die leere Luft hinein.«

Jetzt erhoben sich auch die Anderen vom Tische und gruppirtten sich um die bitterlich weinende Rebecca. Der

Arzt aber stand da mit gesenktem Haupt und wagte Niemanden anzublicken.

»Gehen Sie gleich hinab,« sprach da der greise Herr mit würdevoller Miene, »und sehen Sie, was Sie thun können. Jetzt glaube ich auch an Gefahr.«

»Nehmen Sie Bertha mit,« rief der Hausherr dem Arzte zu. »Sie ist stark und willig und kann Sie vielleicht unterstützen. Gebieten Sie über Alles, was ich im Hause habe und und, wenn es nöthig ist, bleiben Sie mit der Bertha bei ihr, bis die Gefahr vorüber ist.«

»Darf ich?« bat Bertha gefaßt und berührte sanft den Arm des schweigsamen und in sich versunkenen Arztes.

Er nickte ihr nur leise zu, dann grüßte er stumm die Gesellschaft und trat in die Halle hinaus, um seinen Hut zu nehmen.

Bertha ließ nicht lange auf sich warten; sie war zu Allem bereit, was sie mit ihren Kräften leisten könne. Ohne ein Wort zu wechseln, schritten dann Beide den Berg hinab, den Rebecca schon vor ihnen verlassen hatte, um sie in dem Schlafzimmer ihrer Herrin zu empfangen.



Es war bereits sechs Uhr vorüber, als Reinhold mit seiner Begleiterin das Haus auf der Höhe verließ, und bei dem noch immer trüben Wetter senkte sich die Dämmerung rasch auf die Erde herab. Das Krankenzimmer, nur durch sehr kleine Fenster erleuchtet und noch dazu von dicht zugezogenen Vorhängen beschattet, war schon

ganz dunkel und auf einem Seitentische brannte eine kleine Lampe, die früher so oft der Abendbeschäftigung der einsamen Jüdin geleuchtet hatte.

O mit welchen Gefühlen betrat Reinhold diesmal dieses kleine, zierliche Gemach, indem jede Ecke von Sauberkeit strahlte und wo jeder Gegenstand Kunde von der stillen beschaulichen Lebensweise und dem reinen jungfräulichen Sinn der Bewohnerin gab! Auf dem Nachttische, der dicht neben dem Kopfende des schneeweißen Bettes stand, lagen Bücher, darunter das Gebetbuch, dem Reinhold im jüdischen Tempel vor wenigen Tagen jenes schöne Lied entnommen hatte. Außer diesem, sah man nur noch einen altmodischen, ziemlich großen Kleiderschrank und eine mit weißen Schleiern verhangene Toilette, auf deren Platte jeder Gegenstand in zierlichster Ordnung lag und stand.

Sonst enthielt das Zimmer nichts als einige Stühle und, dem Bette gegenüber, einen mit schwarzem Wollstoff überzogenen Sessel. Den Fußboden bedeckte ein weicher, mit wollenen Blumen bestickter Teppich, und an den Wänden ringsum hingen einige noch ältere und fast vergilbte Kupferstiche, Szenen aus der jüdischen Geschichte darstellend, wie wir sie schon früher in dem Wohnzimmer der Jüdin bemerkt haben.

Als Bertha und der Arzt in das Zimmer traten, lag die Kranke mit geschlossenen Augen, wie sie gewöhnlich lag, still und bewegungslos da, als sei sie unempfindlich gegen alle äußeren Vorgänge oder als versagten ihre Organe die Wahrnehmung derselben. Dennoch mußte sie

ein Bewußtsein von der Anwesenheit der Besuche haben, denn sie wandte einen Augenblick, zwar fast unmerklich, gleichsam lauschend, den Kopf nach ihnen hin und ihre wieder lang ausgestreckten Arme zuckten leise, als liefe ein inneres Beben durch die aufgeregten Nerven. Reinhold trat rasch, aber unhörbar an ihre Seite, beugte sich zu ihr nieder und betrachtete sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Da er keine sichtbare Veränderung an ihr wahrnahm und nur ein leises Zucken der Augenlider zu bemerken glaubte, faßte er vorsichtig the Hand, um sie nicht zu stören, wenn sie etwa schlief. Die sanfte Berührung jedoch weckte oder störte sie nicht aus ihrer apathischen Lage, daß sie aber nicht schlief und seine Hand fühlte, glaubte er an einem nervösen Zittern seiner Hand zu spüren, das augenblicklich durch ihre Glieder lief.

Bertha, dicht hinter dem forschenden Arzte stehend, beugte ihren blonden Kopf näher zu ihm hin und flüster-te dann kaum hörbar in sein Ohr: »Finden Sie eine Bes- serung oder eine Verschlimmerung? O bitte, sagen Sie es mir.«

Reinhold schien auf diese Bitte anfänglich nicht zu achten, so nahm ihn seine Untersuchung in Anspruch. Gehört hatte er sie aber doch, denn nach einer Weile sag- te er leise:

»Es ist leider Alles unverändert. Der Puls jagt und rast wie vorher und die Hitze scheint mir noch gewachsen zu sein. Bitte, setzen Sie mir ganz leise einen Stuhl hierher,

ich muß jede Bewegung möglichst vermeiden, wenn ich sie nicht stören will.«

Bertha gehorchte sogleich, und langsam ließ Reinhold sich auf den ihm untergeschobenen Stuhl nieder, in dieser bequemeren Stellung noch lange seine Beobachtungen, ohne eine Miene zu verziehen, fortsetzend. Bertha blieb dicht neben ihm stehen und hatte vertraulich ihre Hand auf seine Schulter gelegt, gleichsam als wolle sie ihm so nahe wie möglich sein, um jeden seiner Winke auf der Stelle zu vernehmen und ihn eben so rasch auszuführen.

So verging Minute auf Minute, Stunde auf Stunde, und nichts regte sich in dem kleinen Zimmer, als der Athem der vier anwesenden Menschen und das unruhig in ihnen kreisende Blut. Was dachte Reinhold in diesen bangeren, ihm zur Ewigkeit werdenden Stunden? O, wer hat je in die Seele des Arztes geschaut, und eines Arztes, der an einem Krankenbett solche Empfindungen hegte, wie Reinhold sie in diesem Augenblick hatte! Menschen, wißt Ihr, wie seine Seele sich abquält, sich abarbeitet, wie alle seine Fähigkeiten in ihm gähren und kochen, wie alle seine Gedanken sich auf *einen* Punkt concentriren und mächtige Wellen schlagen, um ein Mittel zu ersinnen, zu entdecken, zu *schaffen*, wenn es möglich ist, das Euch und Eurem Leiden eine Linderung verschafft, das Euch die Qual des heißen Schmerzes nimmt und Genesung in Euren zerrütteten Organismus zurückführt? Wißt Ihr es – o so danket ihm dafür, auch mit Eurem Herzen, denn sein Herz hat auch für Euer Leben gepocht und geblutet; wißt

ihr es aber nicht, o, so habt Ihr nie in das Herz eines Menschen geschaut, der wirklich und redlich für den göttlichsten Beruf auf Erden lebt: seinem Nächsten zu helfen mit den besten Kräften seines Geistes, die drückendste Noth zu lindern mit der Aufopferung seiner eigenen Ruhe und Bequemlichkeit, und das Alles oft nur, um gescholten zu werden von den Unwissenden, um verkannt zu werden von ewig Unzufriedenen, ja, leider sehr, sehr oft, um sogar verlästert zu werden wie einer jener dünnhäuften Propheten, die sich für Sendlinge eines unbekanntes Gottes ausgaben und schließlich nichts errangen als den Pranger, um daran von Klügeren verlacht und von dem knechtischen, unwissenden, blutgierigen Pöbel mit Steinen beworfen zu werden.

Eines wollen wir erwähnen, was Reinhold in diesen bange Stunden dachte, um zu zeigen, wie ein kluger Arzt selbst zu individualisieren pflegt und wie schwierig seine Stellung ist, wenn sein Verstand, wie hier, mit seinen Gefühlen in Conflict geräth.

»Wie,« sagte er sich wiederholt, »soll ich dieser heißen, glühend heißen Stirn Blut entziehen, um vielleicht das schmerzhaftes Pochen ihrer Schläfe in etwas zu mildern? Blut, rothes, fließendes Blut dieser schönen, klaren, makellosen Stirn, die sich so majestätisch und göttlich über dem leidenden Gehirn wölbt? Blut diesen feinen ätherischen Adern, in denen das ganze warme Leben kreist, das diesem theuren Wesen vielleicht noch viele Jahre erhalten werden soll? Nein, nein, nein! Mein ganzes Gefühl

sträubt sich dagegen, ihr auch nur einen Tropfen köstlichen rothen Blutes, des eigentlichen Lebensaftes, zu entlocken und die weiße, jungfräuliche Haut zu beflecken, die ihren ganzen Leib so zart, so gefügig umhüllt, wie der keusche Schnee des Himmels sich über die sanft schlummernde Erde legt. Nein! In hundert anderen Fällen würde ich thun, was die Wissenschaft oft für unerlässlich erklärt, aber hier – hier thue ich es nicht. Warum nicht? Weil eine mir unerklärliche, innere Stimme mich davon abmahnt, weil mir die dunkel dämmernde Hoffnung zu raunt, es werde nicht nöthig sein, und es müsse, ja, es müsse noch andere Mittel geben, die den dämonischen Feind in diesem schönen Leibe besiegen, die das rasend jagende Blut beschwichtigen und den Sturm der Nerven sänftigen, wie Oel den Sturm des mächtigsten Elementes besänftigt. – So ist es also beschlossen – kein Tropfen Blut soll ihr entzogen werden, wenigstens in dieser Nacht noch nicht. Was thue ich aber dann? – O, ich weiß es leider nicht. Ich habe ihr das Beste, das Wirksamste gegeben, was ich kenne – und mehr, mehr kann ich nicht thun. Bleiben wir also dabei! Consequent muß der Arzt vor allen Dingen sein, wenn er sich auf dem rechten Wege glaubt, und hier – hier bin ich auf dem einzig rechten Wege, das sagt mir die Prüfung meines Denkens, das sagt mir die Stimme meines Gewissens, o, und das sagt mir der lauteste Sprecher in meiner Brust: der hoffnungsvolle Schlag meines empfindenden Herzens.«

Der Entschluß war also fest gefaßt und mit Consequenz wurde er ausgeführt. Aber da sah der lange so schweigsam und unbeweglich gebliebene Arzt das junge Mädchen an seiner Seite stehen; er fühlte den Druck ihrer Hand, die noch immer auf seiner Schulter lag und er glaubte darin eine Frage zu erkennen, die ihr Mund nicht mehr zu äußern wagte. Er wandte sich langsam nach ihr um, lächelte liebevoll und flüsterte:

»Liebe Bertha, ich kann hier nichts Anderes thun, als was ich bis jetzt gethan. *Meine* Hülfe also ist so gut wie beendet. Dafür aber beginnt die Hülfe eines Anderen, Besseren, Höheren. Gott allein hat ihr Leben in seiner allmächtigen Hand und ihm wollen wir es getrost anvertrauen. Aber wir werden etwas lange ausharren müssen, bis eine Aenderung eintritt. Was mich betrifft, so gehe ich nicht eher wieder fort, als bis sie sichtbar eingetreten ist, ich bleibe also die Nacht hier.«

»O, ich auch, ich auch!« rief fast zu laut das gute, hilfsbereite Mädchen.

»Gut, so setzen Sie sich auf jenen bequemen Stuhl hinter mir und haben Sie Geduld. Reden Sie aber nicht mehr, wir müssen jede, auch die unbedeutendste Störung vermeiden, wenn wir sie dauernd beruhigen wollen.«

Bertha glitt wie ein Schatten durch das Zimmer und nahm auf dem Sessel Platz, wo der kleine Tisch mit der brennenden Lampe stand und ein Buch lag, in dem sie leise zu blättern begann. Rebecca saß an dem Fußende des Bettes und bewachte mit liebevollem Auge bald die Kranke, bald den so warm theilnehmenden Arzt,

und es wäre schwer zu errathen gewesen, was ihr alter Kopf dachte und welche Gefühle in ihrem verschrumpften Herzen laut wurden. Nur von Zeit zu Zeit verließ sie unhörbar ihren Platz, um dem Arzt die auf Eis liegenden Tücher zu reichen, der sie mit eigener Hand mit den auf der Stirn heißgewordenen vertauschte. Sonst saß er regungslos auf seinem Platz, nur bald den Puls, bald die Stirn oder die Schläfe der Kranken leise befühlend, und diese lag ruhig, so lange seine Finger an ihrer Hand oder auf ihrer Stirn hafteten, sobald sie sich aber von ihr entfernten, stöhnte sie schmerzhaft, wehklagend auf, und leise gemurmelte, irre Worte drängten sich über ihre jetzt krampfhaft geschlossenen Lippen hervor.

So vergingen wieder Stunden auf Stunden und nur wenige Winke oder Worte wurden von Zeit zu Zeit zwischen den drei Personen gewechselt. Draußen war es lange dunkle Nacht geworden und wieder strömte der Regen vom Himmel, glücklicher Weise ohne an die Fenster zu schlagen, denn der Wind wehte von Westen her und das Schlafzimmer, das nach Süden sah, war dagegen geschützt. Wo die Zeit eigentlich blieb, da die Angst, wenn sie den Menschen einmal ergriffen hat, sie zu dehnen pflegt, wußte Keiner der Wachenden, und sie schauten sämtlich verwundert auf, als plötzlich, während der Regen wieder nachließ, in der Stille der Nacht die lautschlagende Uhr unten im Wohnzimmer zu hören war und in ihrer Arbeit diesmal gar nicht inne halten zu wollen schien. Erstaunt horchte Reinhold auf; als aber die Schläge

von unten her verhallt, sah er nach seiner eigenen Uhr und fand, daß es Mitternacht war.

Da erhob er sich leise und trat an ein Fenster, dessen Vorhang er zurückschob. Bertha stand bald neben ihm und Beide beobachteten die Vorgänge draußen am Himmel und auf der Erde. Ersterer war ganz dunkel und noch immer zeigte sich kein Stern. Der Regen aber hatte gänzlich nachgelassen und der Wind schwieg auch, als sei er müde geworden von der unablässigen Arbeit.

»Es ist zwölf Uhr,« sagte da der Arzt leise zu dem jungen Mädchen. »Sind Sie nicht müde und wollen Sie nicht etwas zu schlafen versuchen, da wir Ihrer Hülfe jetzt nicht bedürfen?«

Bertha wollte eben antworten, als ein tieferer Schatten unten vor dem Fenster auftauchte und gleich darauf die Schritte eines Mannes auf den granitenen Platten vor der Hausthür zu hören waren.

»Es ist der Vater,« sagte Bertha lebhaft, die mit ihren scharfen Augen die dunkle Gestalt des Nahenden rasch aufgefaßt hatte. »Er will selbst sehen, wie es hier steht. O, darf ich ihn nicht einen Augenblick herein lassen?«

Reinhold warf einen Blick nach der Kranken hin, die in dem vorigen Zustande lag und vor deren Lager jetzt Rebecca saß. »Ja,« erwiderte er, »holen Sie ihn herauf, aber lassen Sie ihn recht sanft auf die leicht krachende Treppe treten.«

Wenige Minuten später trat Bertha mit ihrem Vater in's Zimmer und dieser blieb an der Thür stehen und reichte dem ihm entgegen tretenden Arzte herzlich die Hand.

»Wie geht es?« fragte er leise. – »Ist Ihre Befürchtung eingetroffen? Wird es ein typhöses Fieber?«

Reinhold legte einen Finger auf die Lippe und gab dem Redenden einen Wink, indem er auf eine Weise den Kopf schüttelte, die Jenem keinen näheren Aufschluß gab. Dann aber geleitete er ihn nach dem Bette und das gutmüthige Gesicht Ernst Schilling's beugte sich schnell nach der laut stöhnenden Kranken hinab. Aber er verweilte nicht lange bei seiner Beobachtung und wandte sich bald wieder seiner Tochter und dem Arzte zu.

»Sie bleiben noch länger hier, natürlich,« sagte er zu dem Letzteren. »Und Du, Bertha?«

Diese wollte eben ›Ich auch‹ antworten, als Reinhold freundlich den Kopf schüttelte und sagte: »Es wird nicht nöthig sein. Sparen Sie Ihre Kräfte bis morgen auf; für heute bleibe ich mit Rebecca hier, wir genügen. Begleiten Sie den Vater also nach Hause und ruhen Sie.«

Er hatte diese Worte mit solcher Bestimmtheit, wenn auch leise gesprochen, daß Vater und Tochter schon ihre Einwilligung äußern wollten, als die Kranke laut irre zu reden anfang und ihren schweren Kopf heftig auf die andere Seite warf. Reinhold richtete nur einen Blick auf sie hin und flüsterte:

»Ja, gehen Sie getrost: Die Kranke wird noch ruhiger werden, wenn sie ungestörter ist, und wenn sie sich auch nicht darüber äußert, sie fühlt doch, daß mehr Menschen hier anwesend als nöthig sind.«

Bertha war mit ihrem Vater gegangen und die Thür des Hauses hatte sich noch nicht hinter ihnen geschlossen, als Reinhold schon wieder bei seiner Kranken saß, um sich von nun an mit ihr allein zu beschäftigen. Es war ihm dies aus doppelten Gründen lieb. Einmal war es keinem Zweifel unterworfen, daß die Anwesenheit so vieler Menschen in dem kleinen Zimmer störend auf die Kranke gewirkt, sodann aber konnte er selbst jetzt mit um so größerer Sorgfalt seinem Geschäfte obliegen und sich ganz und gar der Einzigen widmen, die in diesen Stunden für ihn der Inbegriff aller seiner Gedanken war. Und nicht nur seiner Gedanken, sondern gewiß auch seiner Empfindungen. O, mit welcher Inbrunst, mit welcher liebevollen Zärtlichkeit gab er sich jetzt ihrer Pflege hin! Die Hand einer Mutter konnte nicht sanfter auf der heißen Stirn der Kranken ruhen, die Hand einer Mutter konnte nicht sorgsamer und bequemer ihr den kühlenden Labetrunk reichen, wenn ihre Lippen danach zu lechzen schienen. So saß er denn mit klopfendem Herzen an ihrer Seite, so befühlte er abwechselnd ihren Puls und ihre Stirn, und er hatte dabei das beruhigende Gefühl, daß sie seine Berührung gern habe, daß sie ruhiger dabei werde, daß das laute Irrereden, das plötzliche Auffahren und Erschrecken immer seltener wurde und daß das ungestüme Wogen ihrer Brust immer mehr und mehr nachließ und einem sanfteren regelmäßigeren Athmen wich.

Und mit welcher Ausdauer, mit welcher Innigkeit und gewissenhaften Treue ruhten nun seine Blicke auf ihr;

wie prüfte er jeden einzelnen ihrer Züge, jeden unbedeutenden Wechsel der Miene, als wollte er durch sie hindurch in das Innere ihres Wesens dringen, um nicht allein den Grund und Sitz ihrer Krankheit aufzufinden, sondern auch die geheimnißvollen Regungen und Kümernisse zu erforschen, die ihr Herz so traurig machten, ihren klaren Geist so verdüsterten. O, hatte ein menschliches Auge schon eine so reine, makellose Stirn gesehen? Hatte je eine solche runde wohlgebildete Wange ein Lächeln verschönt, wie er es sich selbst in dieser bangen Stunde darauf auszumalen vermochte? Hatten je solche zart-rothe schwellende Lippen solche weiße und gleichgeformte Zähne bedeckt? Und o – diese dunklen Wimpern, hatte schon Jemand einen so breiten süßen Schatten gesehen, wie sie ihn hier über diese Wangen warfen? Nein, nein, nie hatte ein solches Wesen in der trüben Luft dornenvoller Erde geathmet, noch nie hatte eine solche unsäglich schöne und reine Hand in der Hand eines Mannes geruht.

War es nicht seltsam, daß während dieser im Stillen angestellten Betrachtungen das krankhaft geröthete Gesicht jeden Augenblick schönere Formen anzunehmen begann? War es nicht seltsam, daß jeder seiner Züge sich mit einem neuen, verklärteren Leben zu schmücken schien? Aber da zuckte er plötzlich innerlich zusammen, als hätte ein Dolchstich ihn mitten in's Herz getroffen. Das Wort Verklärung hatte ihn ergriffen, gepackt, mit einem jähen Schrecken ergriffen, mit einem unnennbar fürchterlichen Gedanken gepackt.

Verklärung! Sehen nicht oft, selbst unschöne Menschen, in der Nähe des Alles ausgleichenden Todes schöner, verklärter als in der Fülle des Lebens aus? Malt nicht der Tod oft mit idealisirendem Pinsel die Farben und die Form des trügerischem lügnerischen Lebens aus? Wie – *könnte* Jane sterben wie gewöhnliche Menschen, sterben, bevor er mit dem Auge seines Geistes in ihr blüthenreines Innere geschaut, bevor sie eine Ahnung gewonnen, daß es einen Menschen auf dieser Erde gebe, der tausend Mal zu sterben bereit sei, um ihr nur noch *eine* Stunde hoffnungsreichen Lebens zu fristen?

Ja, dieser schreckliche Gedanke ergriff ihn mit furchtbarer Allgewalt; sein Herz zitterte wie ein vom Sturm ergriffenes Blatt und sein Geist sank in Wehmuth hin, für deren Schmerz er keinen Namen wußte, bis seine Gedanken sich endlich in einem Gebet gipfelten, das wie ein heiliger Erguß aus dem Innersten seines Herzens strömte und über seine bebenden Lippen wie ein seufzerartiger Hauch in die Höhe flatterte, in jene unermeßliche, unerreichbare, unfäßbare Höhe, wo der sterbliche Mensch sich seinen Schöpfer wohnend denkt.

»O Allmächtiger,« lautete dies unhörbare, heiße Gebet, »Deine Macht und Kraft ist groß und unumstößlich, und daß ich an sie glaube und sie inbrünstig verehere, Du weißt es, ich habe es Dir Millionenmal in den Nöthen meines dunklen Lebens gestanden. Aber wenn diese Blume, die halb geknickt und gebrochen hier vor mir liegt, ganz verwelkte und von dem Boden, der sie erzeugte, von dieser Erde schiede, jetzt schon, lange bevor

sie das natürliche Ende aller erschaffenen Dinge erreicht hätte, o dann würde eine Lücke in Deiner großen Schöpfung entstehen, die selbst Du mit Deiner allweisen Allmacht nicht wieder auszufüllen vermöchtest. Nein, nein, das vermöchtest Du nicht, denn Du hast – und kannst und willst es vielleicht auch nicht – niemals zwei ganz gleiche Dinge erschaffen, weder in der Gestalt des Menschen, noch in der Form der Blume. O mein Gott, laß diese Lücke nicht jetzt schon entstehen! Erhalte sie, die hier vor mir liegt, – und ich will Dir offen und ehrlich bekennen, daß ich so parteiisch, so egoistisch bin, Dich schon meinetwegen darum zu bitten. Ja, ich rufe Dich flehend an: erhalte sie mir, denn ich fühle, ich weiß es – mir sagt es mein Herz, meine Seele, mein von Dir stammender Geist: sie ist mir nothwendig, unentbehrlich geworden zu meinem Dasein, wie die Luft dem Vogel, wie das Wasser dem Fisch, wie das feste Land dem Reh nothwendig und unentbehrlich ist. O mein Gott, erhalte sie mir, ich bitte Dich flehentlich darum, und was Du mir dafür von allen meinen übrigen Besitzthümern nehmen willst – nimm mir Alles, was ich habe, aber diese eine, einzige Blume – die laß mir zu meiner Freude, zu meinem ersten und letzten irdischen Glück!«

Das Gebet war gesprochen und es hatte vielleicht schon die Ohren des großen Gottes erreicht, und sein Herz bezwungen; – was es aber in seinen Worten barg, es giebt uns genügende Aufklärung über Reinhold Strahl's so tief bewegtes Innere. Ja, jetzt wissen wir, was er von Jane hielt, die er noch so wenig kannte; jetzt wissen wir,

was sie ihm war und wie tief ihr sanftes Bild, ihr von düsteren Schleiern verhülltes Wesen in sein blutendes Herz gedrungen war. –

Der Zeiger der Uhr war auf die zweite Stunde der Nacht vorgerückt. Die alte Rebecca lehnte in dem bequemen Sessel, die müden Augen mit der vertrockneten Hand beschattend und ihr Kind, ihr liebes Kind, ganz der Fürsorge des edlen Mannes überlassend, den Gott ihr in ihrer Noth zugeführt und an die Seite ihres Lieblings gestellt hatte. Unermüdlich, mit stündlich wachsender Ausdauer behauptete der Arzt seinen Platz am Krankenbett. Sein Auge war unverwandt auf das starre Gesicht der Leidenden gerichtet und nur seine Hand hatte eben ihre Hand und dann ihre Stirn verlassen, um sich einen Augenblick von der lange behaupteten und erzwungenen Haltung auszuruhen.

Da schrak die Kranke plötzlich zusammen. Ihr ganzer Körper zitterte wie Espenlaub und ihren Lippen entflohen wirr klingende Worte, deren Sinn der begierig Lauschende vergeblich aufzufassen versuchte. Er beugte seinen Kopf wieder näher zu ihr hin, um schärfer zu hören und die Bewegungen der Lippen zu studiren, da rang sich ein langer Seufzer aus ihrem Busen los und, sie sprach zum ersten Mal deutlich und verständlich die Worte:

»Die Hand – die Hand! Auf die Stirn!«

Sollte das ihm, seiner Hand gelten? fragte er sich. Er wollte es versuchen. Und langsam und leise erhob er den rechten Arm, schob das kühlende Tuch bei Seite und legte seine warme weiche Hand voll auf die brennende Stirn.

Und wie seltsam! Die Wirkung war eine wunderbare, und eben so schnell wie deutlich erkenntlich. Die gespannten Gesichtszüge glätteten sich augenblicklich, die Lider und Wimpern schienen sich zu lüften und um die geschlossenen Lippen spielte es wie ein leise huschender Schatten, als versuchten sie zu lächeln. Dabei hob sich die kochende Brust in ruhigeren Wellen, der Athem wurde tiefer und leichter, und die ganze Gestalt schien sich zu strecken, als wolle sie sich zur bequemsten Ruhe vorbereiten.

Durch Reinhold's Brust fuhr es wie ein rosiges Wetterleuchten. »Ist das der Schlaf, der sich durch seine Vorboten ankündigen will?« fragte er sich. »Ist die Krise in der Nähe oder hat sie sich vielleicht schon eingestellt?«

Und rasch glitt er mit der linken Hand nach der ihm zunächst liegenden Rechten der Kranken; leise fühlten die geübten Finger nach dem Pulse – und o, wer beschreibt sein inneres Frohlocken, wer das beglückende Gefühl seiner aufjauchzenden Seele – der Puls jagte nicht mehr wie rasend dahin, in viel langsameren, volleren, wellenförmigen Schwingungen kam er und ging er – ja, die Krisis war eingetreten, schneller, viel schneller, als er es für möglich gehalten, und der Schlaf war im Begriff, seinen siegreichen Einzug in den menschlichem Organismus zu halten und die Aufregung der gequälten Nerven desselben zu sänftigen.

»Wodurch aber war dieser Wechsel so schnell eingetreten?« fragte sich der denkende Arzt. »Sollte seine Hand

vielleicht mit an dem heimlichen Werke gearbeitet und die wunde Stelle durch ihre Berührung beruhigt haben?«

Wie ein hellleuchtender Blitz schoß ihm dieser erste Gedanke durch den Sinn und eben so schnell der zweite: »Das will ich prüfen, denn es wäre eine Wonne für mich, das einfache Heilmittel für diesen Fall entdeckt zu haben.«

Rasch nahm er seine Hand von der, wie es ihm schienen, feucht werdenden Stirn der Kranken und die Wirkung war da, unverkennbar, mit der größten Entschiedenheit unverkennbar. Denn kaum hatte die Hand ihre Stelle verlassen, so athmete Jane tief auf, und wie zur Aeüßerung ihrer Empfindung geweckt, öffneten sich ihre Augen und sahen den ihr so nahe sitzenden Mann einen Augenblick rasch, durchdringend an. Aber welcher sonderbarer, seltsamer Blick lag in diesem Auge? Nein, es war nicht mehr jener um Mitleid flehende klagende Blick der verwundeten Gazelle, sondern er schloß eine Frage, eine Bitte ein, indem er von dem Auge des Arztes wie ein Blitz nach seiner Hand fuhr, die er nachdenklich auf seine eigene Stirn gelegt.

Ja, er hatte die Frage, die Bitte dieses Auges verstanden, er glaubte es wenigstens. Und rasch war er sie zu erfüllen bereit. Leise legte sich seine Hand wieder auf die allmähig tropfende Stirn der Kranken und wieder trat die vorige besänftigende Wirkung ein, die er jetzt durch festen Willen und indem er die Hand mit nachhaltigem sanften Druck auf der Stirn ruhen ließ, zu verstärken bemüht war.

Er sollte jetzt nicht mehr vergeblich hoffen, was er vor wenigen Stunden kaum zu hoffen gewagt. Wenige Minuten nur vergingen, so sah er es deutlich vor seinen frohlockenden Augen. Ruhig und still wurde das Athmen der Kranken, ihr Busen hob sich nur langsam und leise noch, und wie von dem unsichtbaren Hauche eines lindenden Windes gekühlt, nahm die Hitze der Stirn und der Wangen ab, und noch wenige, rasch vorüberfliegende Minuten und Jane lag in einem tiefen, natürlichen Schlaf, der ein Balsam für die Müden und Schwachen, ein Labsal für die Leidenden und Beladenen, das beste und natürlichste Stärkungsmittel für die von schwerer Krankheit Genesenden ist.

Wohl eine Stunde blieb der glückliche Arzt in der eingenommenen Stellung sitzen, aber länger konnte er die erzwungene Lage nicht ertragen, so sehr sein innerstes Gefühl und der beste Wille seine Kräfte unterstützte. Aber um die Schlummernde nicht zu erwecken, ließ er den Druck seiner Hand allmählig geringer werden, bis sie nur noch wie eine schirmende Decke über der natürlich erwärmten Stirn schwebte. Langsam nahm er sie endlich ganz fort und zog sie leise an sich. Er athmete tief auf, als sei ihm eine furchtbare Last von der gequälten Seele genommen. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und beobachtete die Schlafende aus der Ferne. Sie schlief ruhig und fest, immer ruhiger und fester, bis der erste Tagesschimmer durch die Vorhänge der Fenster fiel und

die treue Lampe an der Seite Rebecca's ausgelöscht werden konnte, die schon lange ihrer Müdigkeit erlegen und ebenfalls in einen sanften Schlaf gesunken war.

Reinhold hatte sich von seinem Sitze erhoben und dehnte wollüstig seine steifen Glieder aus. Fast war er, der starke Mann, erschöpft, denn er hatte mit einem furchtbaren Feinde und mit Aufbietung aller seiner Willenskraft gekämpft. Leise that er einige Schritte im Zimmer auf dem weichen Teppich hin und her und goß sich dann ein Glas von dem stärkenden Weine ein, den er am Abend vorher mit Bertha in das Krankenzimmer gebracht. Als er es geleert, fühlte er sich neu belebt, und nun fing er seine Beobachtung von Neuem an. Aber es gab für jetzt und viele Stunden keine Beobachtung mehr, das sagte er sich als erfahrener Arzt; und dieser Erfahrung vertrauend, beschloß er, die Kranke einige Stunden zu verlassen und erst wiederzukehren, wenn das Erwachen der Schlafenden erfolgt sei. Leise berührte er Rebecca's Schulter und sie wachte eben so leise aus ihrem Schlummer aus. Er gab ihr einen Wink mit der Hand und sie folgte ihm aus dem Zimmer auf den Flur, nachdem er ohne alles Geräusch die Thür geöffnet hatte.

»Rebecca,« redete er draußen die staunende Alte an, »Sie brauchen sich nun nicht mehr zu ängstigen. Die Gefahr Ihrer Herrin ist vorüber, wenn sie nicht aus ihrem wohlthätigen Schlaf gestört wird. Nein, nein, seien Sie unbesorgt, ich spreche die Wahrheit nach meiner vollen Ueberzeugung. Gehen Sie nachher leise wieder in das Zimmer und schlafen Sie einige Stunden getrost. Auch

Fräulein Norrmanson wird ziemlich lange schlafen und Sie dürfen ihre Ruhe auf keinen Fall unterbrechen. Sollte es dennoch geschehen und sie eher erwachen, als ich glaube, und sollte sie eine Klage aussprechen oder das Verlangen äußern, mich zu sehen, so schicken Sie mir irgend Jemanden nach dem Berge hinauf und lassen mich rufen. Wenn Sie meiner nicht eher bedürfen, so werde ich um zehn Uhr wieder hier sein und dann werde ich Ihnen neue Verhaltensregeln geben. Jetzt leben Sie wohl und Gott behüte Sie – und sie!«

Die alte Jüdin stand mit weit aufgerissenen Augen vor dem also redenden Christen, der ihr wie ein Prophet erschien, mit göttlicher Autorität begabt. Er nickte ihr freundlich zu und wollte die kleine Treppe hinabschreiten, als sie seinen Arm ergriff, ihn festhielt und mit stockender Stimme fragte:

»Gott gerechter, ist es denn wahr? Also wirklich? Sie wird wieder gesund?«

»Ja, sie wird gesund und sie ist schon auf dem besten Wege dazu.«

»Ach Gott, ach Gott, wie danke ich Ihnen! Aber darf ich ihr denn nicht Kaffee oder Thee bereiten und ihr eine Tasse davon geben, wenn sie erwacht?«

Reinhold lächelte wider Willen bei diesen Worten. »Sie wird für's Erste nicht erwachen,« erwiderte er, »aber sollte sie es, so können Sie ihr wohl eine Tasse Kaffee geben, wenn sie danach verlangt. Vor allen Dingen aber trinken Sie selbst eine Tasse, und das will ich auch thun, denn die Zeit dazu ist da und ich bedarf desselben wie Sie.

Guten Morgen und vergessen Sie meinen Auftrag nicht, mich benachrichtigen zu lassen, wenn es nöthig werden sollte.«

Er wandte sich zur Treppe und schritt vorsichtig hinab, nicht mehr sehend, wie Rebecca hinter ihm die Hände zusammen schlug und ihn mit dankbaren Blicken verfolgte, so lange sie ihn noch mit den Augen erreichen konnte.

ZEHNTES CAPITEL.

Es war am Morgen kurz vor sieben Uhr, als Reinhold aus dem übermäßig warmen kleinen Häuschen in die frische Morgenluft trat. Goldener Sonnenschein funkelte über Land und Wasser, die Vögel hatten ihren Chor wieder lustig angestimmt und die Blätter der Bäume, vollständig erfrischt, rauschten ihr zauberhaftes Lied im Wehen des leichten Windes, der duftbeladen über die laubreiche Hügelkette strich. O wie wirkte dies neue muntere Leben nach so traurig und angstvoll durchlebter Nacht so ermuthigend und erfrischend auf Reinhold's Geist, wie frohlockte sein Herz, als er dankbar nach dem blauen Himmelsgewölbe aufblickte und rüstig bergan eilte, um den oben ängstlich Harrenden die frohe Botschaft zu bringen!

Tief aufathmend langte er auf der obersten Terrasse an, und nur einen raschen Blick über die ihn umgebenden, würzige Düfte aushauchenden Blumen werfend, eilte er dem Hause zu, durch dessen Spiegelfenster er schon die Familie um den Frühstückstisch versammelt gesehen hatte.

Aber auch sie hatten ihn wahrgenommen und, hastig von ihren Plätzen aufspringend, eilten ihm Alle entgegen, um seine Meldung des Vorgefallenen zu vernehmen. Jedoch, er brauchte kein Wort zu sprechen; der Umschwung zum Besseren war zu deutlich aus seinem Gesicht zu lesen, als daß noch Jemand zweifelhaft hätte sein können. Margarethe und Bertha vor Allen aber sprangen lebhaft auf ihn zu und streckten ihm die Hände entgegen. Er umfaßte die beiden Schwestern und zog sie an sich, und beinahe hätte er sie geküßt, vor unaussprechlicher Freude, wie er die ganze Welt an seine Brust hätte reißen und küssen mögen.

Endlich ließ er sie wieder los und wandte sich freudig ihrem Vater zu, um ihm herzlich die Hand zu drücken und den besten Guten Morgen zu bieten.

»Nun,« sagte der edle Mann, sein offenes blaues Auge mit strahlender Wärme auf dem frohlockenden Gesicht des Arztes ruhen lassend, »Sie bringen uns Gutes – Gott hat also geholfen?«

»Ja, er hat geholfen, wunderbar rasch und kräftig. Sie schläft und wird noch lange schlafen, denn die erschöpfte Natur verlangt ihr Recht.«

»Aber welche traurige Nacht haben Sie verlebt, Sie müssen todtmüde sein!« warf Margarethe mit fast besorgter Miene ein.

»O ja, ich *war* müde, das gestehe ich gern, jetzt aber bin ich es vor Freude nicht mehr, und um *den* Preis, der

mir in den letzten Stunden zu Theil geworden – ich meine den festen gesunden Schlaf unserer lieben Patientin – würde ich noch viele solcher Nächte durchwachen.«

»Hier, lieber Doctor,« rief Bertha, »hier setzen Sie sich nun, es ist Alles bereit, Sie zu stärken und zu erfrischen.«

Während Reinhold nun auf seinem gewöhnlichen Platze, zwischen Margarethe und ihrem Vater, saß und von beiden Schwestern auf das Eifrigste bedient ward, wurden von allen Seiten Fragen an ihn gerichtet, die herzliche Theilnahme an der Kranken verriethen, und er beantwortete sie alle so umständlich wie möglich, bis jede Kleinigkeit bekannt war. Während des Sprechens aber ließ die Exaltation seiner Kräfte nach und es stellte sich allmählig eine sichtbare Müdigkeit bei ihm ein.

»Sie müssen durchaus ein paar Stunden schlafen,« sagte der Hausherr; »man kann nicht wissen, ob Ihre Hülfe nicht noch mehr Nächte in Anspruch genommen wird. Ihr werdet Euch also etwas ruhig verhalten, Ihr Mädchen, wenn ich fort bin, und dürft unsern Freund nicht stören.«

Reinhold erhob sich und bat, ihn um zehn Uhr zu wecken, wenn er bis dahin schlafen sollte. Um diese Zeit müsse er wieder nach Jane sehen, da er ihr wahrscheinlich eine andere Verordnung zu machen habe. So sagte er denn der Familie Lebewohl und begab sich nach seinem Zimmer, und hier, nur den Rock abwerfend, streckte er sich auf sein Bett, fest überzeugt, daß er um die bestimmte Zeit von selbst erwachen würde.

Während aber im Hause die größte Ruhe herrschte und kein Laut hörbar wurde, schlief unser Freund bald

und leicht ein. O, welche Träume mochten den Glücklichen umschweben, nachdem er diese trostlose Nacht hinter sich hatte und einem gewiß schöneren Tage entgegen ging? Aber er träumte nicht, wenigstens hatte er kein Bewußtsein davon, sondern er schlief fest zwei volle Stunden lang, eine hinreichende Zeit, um einen jungen gesunden Körper mit neuen Kräften zu füllen. Als er aber erwachte und der Sonnenschein draußen ihn so ermuthigend anlächelte, da sprang er glücklich von seinem Lager empor, denn er nahm diesen Sonnengruß als eine günstige Vorbedeutung für den kommenden Tag auf.

Als er wenige Minuten später unten in die Halle trat, fand er Niemanden von der Familie vor. Der Hausherr und die Kinder waren, wie gewöhnlich, nach der Stadt in's Geschäft und in die Schule gegangen, Margarethe und Bertha befanden sich in ihrem Ankleidezimmer. So sagte er einer der Mägde, die eben die Halle fegte, daß er nach dem kleinen Hause gehe und daß er bald wieder heraufzukommen denke.

Als der eilig den Berg hinab Schreitende am Gärtnerhause ankam, trat ihm der freundliche Gärtner entgegen. Auch er hatte von dem traurigen Vorfall im kleinen Hause vernommen und die arme Jüdin beklagt, die allen Bewohnern von ›Schillings-Lust‹ eine liebe Erscheinung war. Jetzt hielt er ein schönes Rosenbouquet in der Hand, das er vielleicht absichtlich vorbereitet, und als der Arzt ihm einen ›Guten Morgen‹ bot und nach der Bestimmung der Blumen fragte, sagte er, daß sie zu nichts Besonderem

bestimmt seien und daß der Herr Doctor sie nach seinem Belieben verwenden könne.

Reinhold ergriff herzlich dankend den duftenden Strauß und eilte nun hastig den Bergabhang hinab. Als er vor dem kleinen Hause ankam, erwartete ihn die wiederaufgelebte Rebecca mit freudestrahlendem Gesicht an der Thür.

»Sie schläft noch immer, Herr Doctor, und ist nicht ein einziges Mal aufgewacht,« sagte sie. »O, was haben Sie da für schöne Blumen – soll die meine arme geknickte Blume haben?«

Des Gefragten Auge funkelte, als er die gute Nachricht vernahm und die Frage erwiderte er sogleich mit den Worten: »Ja, sie soll sie haben. Geben Sie mir eine hübsche Vase mit frischem Wasser, wenn sie bei der Hand ist, und ich will sie vor das Bett der Kranken stellen, damit sie eine Freude hat, wenn sie erwacht.«

Rebecca beeilte sich, seinem Wunsche zu entsprechen; der Arzt aber trat erregten Gemüths leise in das stille Krankenzimmer, wo er Jane in der That noch eben so ruhig schlafend fand, wie er sie verlassen hatte.

Die Blumen noch in der Hand haltend, beugte er sich zu ihr nieder und lauschte auf ihren langsam und sanft gehenden Athem; doch ihren Puls wagte er nicht zu berühren, um sie nicht vorzeitig aus dem erquickenden Schlummer zu wecken.

Aber seine Nähe mußte vielleicht doch von einer von der Kranken empfundenen Wirkung begleitet sein, denn eben hatte er die schönen Rosen in einer blauen Vase auf

einen leise herangerückten Tisch vor das Bett Jane's gestellt, und eben hatte er seinen alten Platz davor wieder eingenommen, da regte sich diese, schlug langsam die Augen auf und, sogleich das gespannt lächelnd auf sie gerichtete Gesicht erkennend und dann die Blumen mit einem Blick streifend, strahlte ihr Auge ihm in seltener Heiterkeit entgegen, in der fast keine Spur von der früheren Traurigkeit zu entdecken war.

Reinhold nickte, als ob ihm die Worte fehlten, der allmählig sich in ihre Lage Findenden nur freundlich zu, und als sie das glückliche Lächeln seiner Miene sah, lächelte auch sie mit einem matten Augenwink und machte eine unwillkürliche Bewegung mit der ihm zunächst liegenden Hand, als wolle sie die seine ergreifen, ließ sie aber schnell wieder in die vorige ruhende Lage zurückfallen.

Da streckte sich aber seine Hand schon nach derselben aus, jedoch nur, um nach dem Puls zu fühlen. Höchstens eine Minute hielt er die Hand fest, dann, als er sich überzeugt, wie ruhig und sanft ihre Blutwelle ging, sagte er mit leiser und seine glückselige Empfindung wiedergebender Stimme:

»Wie geht es Ihnen? Ich freue mich, Ihren Schlaf so lange andauernd zu finden.«

Jane wandte die Augen etwas zur Seite und sagte dann mit matter Stimme: »Ich denke, mir geht es gut; wenigstens habe ich über nichts mehr zu klagen. Die Schmerzen im Kopf sind fort und eben so die innere Beklommenheit und Angst. Aber ich bin müde – darf ich denn wieder schlafen?«

»So lange Sie wollen – und hoffentlich werden Sie weiter nichts bedürfen, wenn Sie nicht etwas genießen wollen.«

»Wenn ich darf, so möchte ich trinken, am liebsten Milch.«

»Damit bin ich einverstanden und Sie sollen sie haben. Rebecca, können Sie uns ein Glas frischer Milch verschaffen?«

»Sie ist unten in der Küche, Herr Doctor, ich werde sie sogleich holen.«

Während Rebecca die Milch zu holen ging, wandten sich Jane's Augen wieder nach den Blumen hin.

»Sollen die Rosen mein sein?« fragte sie, einen Augenblick das Gesicht Reinhold's musternd.

»Ja, es sind die Ihrigen. Der Gärtner oben hat sie gepflückt und ich habe sie für Sie mit herunter gebracht.«

»Ich danke Ihnen. Lassen Sie mich daran riechen.«

Er reichte ihr die Vase hin; sie umfaßte sie mit beiden Händen und tauchte ihr bleiches Gesicht in die duftenden Blüten. »Das thut wohl,« flüsterte sie, »und es ist ein schöner Morgengruß. Nicht wahr, wir haben doch Morgen?«

»Ja, es ist zehn Uhr vorbei und die Sonne grüßt Sie ebenfalls mit ihrem freundlichsten Strahl. Sehen Sie doch da!«

Jane wandte das schöne Haupt nach dem Fenster und lächelte dabei. Da trat Rebecca wieder in's Zimmer, ein

Glas frischer kühler Milch auf einem Teller tragend. Reinhold nahm es ihr ab und führte es behutsam an der Kranken Mund. Sie trank in kurzen Zügen, legte sich dann aber in die Kissen zurück und sagte: »So, ich danke. Nun kann ich wieder schlafen.«

Und als ob sie die Gegenwart der beiden Personen vergessen habe, schloß sie die müden Augen und nach wenigen Minuten schlief sie wieder so ruhig und fest, wie sie es in den letzten Stunden gethan.

Jetzt erst verließ Reinhold, nachdem er Rebecca noch einige Verhaltensmaßregeln gegeben, das Zimmer und kehrte nach dem Berge zurück, wo er, in heiteren Gedankenbildern schweigend, wohl eine Stunde in den schattigen Gängen auf und nieder ging, eine Wohlthat für ihn, da er sich so lange keine ordentliche Bewegung gemacht.

Als er um zwölf Uhr wieder mit Margarethe und Bertha zusammentraf und ihnen über Jane's Zustand Bericht abstattete, riefen seine günstigen Mittheilungen eine große Freude hervor. »O, was wird der Vater sagen, wenn er zurückkommt,« rief Bertha frohlockend aus, »er ging so beklommen und traute der schnellen Besserung nicht! – Können wir der Armen denn nun nicht bald einige stärkende Speisen hinunter bringen?« fragte sie dann.

Reinhold besprach mit dem liebevollen Schwesternpaar das Nöthige in dieser Beziehung, und als er gegen zwei Uhr mit Margarethen wieder den Berg hinabstieg, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, war Jedes von ihnen mit einem Körbchen belastet, in dem einen eine Schaafe kräftiger Fleischbrühe, in dem

andern frische Brödchen tragend, denen Bertha noch verschiedene andere Erquickungen hinzugefügt hatte, um auch der alten Rebecca eine wohlverdiente Stärkung angedeihen zu lassen.

Jane schlief noch immer und die beiden theilnehmenden Besucher sahen sie nur flüchtig, während sie die Speisen der Alten übergaben und Reinhold neue Weisungen hinzufügte.

Gegen vier Uhr kam wie gewöhnlich der Hausherr mit den Kindern aus der Stadt zurück. Seine Freude, als er die guten Nachrichten vernahm, sprach sich unverholen aus, und man setzte sich einmal wieder heiter zu Tisch und Reinhold verschmähte es diesmal nicht, ein Glas Wein mehr als gewöhnlich auf das Wohl der Genesenden zu leeren.

Gegen Abend gingen Reinhold und Bertha wieder nach dem Häuschen hinunter. Jane war um drei Uhr erwacht und eine Stunde munter geblieben. Sie hatte die Fleischbrühe mit Behagen genossen, auch ein Brödchen verzehrt und war dann wieder eingeschlafen. So blieb es den Abend und die ganze Nacht hindurch, die Rebecca, in der Nähe der Kranken schlafend, ruhig verbrachte, nachdem der Arzt am späteren Abend noch einmal unten gewesen war und sich von dem guten Befinden der jetzt vollständig in der Genesung Begriffenen überzeugt hatte.

So kam der nächste Morgen heran und wieder lächelte die Sonne heiter, wie am vorigen Tage, die Erde an. Es mochte zehn Uhr sein, als Reinhold, diesmal allein, seinen Weg nach dem Elbufer antrat und, heute schon

glücklicher als gestern gestimmt, sich keinen weiteren Sorgen über das Nächstvorliegende mehr hingab. In der linken Hand trug er ein Körbchen mit rosig angehauchten Pfirsichen, die Margarethe selbst am Morgen im Treibhause gebrochen und ihm für ihre liebe Jane mitgegeben hatte. Als er vor der Thür des kleinen Hauses anlangte und schellte, öffnete ihm die alte Rebecca, und als diese den ihrer Herrin so treu ergebenen Arzt erblickte, flog ein freudiger Glanz über ihr runzliches Gesicht und sie rief mit zusammengeschlagenen Händen:

»O lieber Herr Doctor! Da sind Sie schon wieder und mit so schönen Früchten! Ach, wie wird das liebe Kind sich freuen, sie liebt die saftigen Pfirsiche so sehr! – Aber auch Sie werden sich freuen, Herr Doctor!« setzte sie etwas leiser und mit vertraulichem Augenblinzeln hinzu.

»Worüber denn?«

»Sie ist auf, das liebe Kind, und sitzt auf ihrem Stuhl am Fenster, vollständig gekleidet, und ich habe ihr heute selber das schöne lange Haar gekämmt, was für ihre schwache Kraft noch eine zu mühselige Arbeit gewesen wäre, ja! Und da sitzt sie und schreibt in ihrem Versuche und schaut über das schöne blaue Wasser und den lichtvollen Himmel hin – o Gott gerechter, was ist es für eine Freude, das wieder mit anzusehen!«

Reinhold, schon etwas ungeduldig, gab ihr den Korb und hieß sie die Früchte auf Schalen legen und mit den beiliegenden Blättern und Blumen verzieren; dann sprang er hastig die Treppe empor und gleich darauf

klopfte seine Hand etwas lauter als gewöhnlich an die Thür des kleinen Schlafzimmers.

Als Reinhold nach dem Hereinruf eintrat, sah er den bequemen Sessel an's Fenster gerückt und darauf saß, noch halb mit der rothseidenen Decke verhüllt, Jane, in ihrem Hauskleide, wie er sie das erste Mal an der Thür des unteren Saales gesehen. Sie hielt ein ziemlich großes Album auf dem Schooße und schrieb mit einer Bleifeder darin.

Als sie aber den Doctor erblickte, schlug sie es hastig zu und legte es bei Seite, so daß seine Hand es nicht erreichen konnte. Ihr Gesicht war zwar noch etwas bleicher als gewöhnlich, aber doch zeigte sich schon die Farbe der Gesundheit wieder in rosigerer Frische auf den Wangen, und ihr Auge klärte sich wunderbar auf, als sie den Mann wieder vor sich sah, dessen unermüdliche Mühwaltung ihr Rebecca getreulich berichtet und dessen Theilnahme an ihrem Schicksal sie bereits selbst errathen hatte.

Als er aber nun, nachdem seine freudigen Blicke seinen begrüßenden Worten schon vorangeeilt, dicht an sie herangetreten war, hob sie fast unwillkürlich die rechte Hand und reichte sie dem lächelnden Manne entgegen.

Reinhold erstarb das Wort auf den Lippen, als er dies gewahrte; schnell aber faßte er die schöne Hand und, nachdem er nun erst seinen Gruß beendet, sah er lange auf die Hand hin, die er erhoben und fest in der seinen behalten hatte.

»Warum betrachten Sie so aufmerksam meine Hand?« fragte sie mit etwas scheuem Blick und versuchte dieselbe zurückzuziehen

Aber er hielt sie nur um so fester und sein Auge ruhte noch eine Weile darauf, bis er es zu ihrem verwundert fragenden erhob und sagte: »Gestatten Sie mir eine flüchtige Minute diesen kleinen Genuß. Warum ich sie so aufmerksam betrachte? Das ist sehr einfach, mein liebes Fräulein. Sie ist zu merkwürdig gebildet und außerdem verrätherischer, als Sie vielleicht denken.«

»Ich verstehe Sie nicht!« sagte ihr Auge und dann auch langsam und fast tonlos ihre Lippe.

»O, so will ich es Ihnen deutlich zu machen versuchen. Ich sage, sie ist merkwürdig gebildet, und das ist wahr. Solche Hände sieht man selten, und noch seltener darf man sie berühren. Und warum sie verrätherisch ist? Eben weil sie so merkwürdig gebildet ist und durch ihre Form und Farbe, durch ihre Wärme und Weiche mir Ihren Character verräth.«

»Meinen Character?« fragte sie, nur noch mehr verwundert. »Wie wäre das möglich?«

»Gewiß. Eine trockene, kalte Hand verräth auch eine vertrocknete und erkaltete Seele – und da die Ihre nicht trocken und kalt ist, so – so mögen Sie daraus schließen, daß ich auch Ihre Seele nicht mit diesen Eigenschaften für begabt halte.«

Sie sah ihn staunend an und wollte nun wirklich ihm die Hand entziehen, deren einzelne Finger er mit seltener Schärfe betrachtete; aber ehe sie es vermochte, beugte er

sich rasch nieder und drückte fest seine warmen Lippen darauf.

Jane fuhr bei diesem unerwarteten Vorgang fast erschrocken in die Höhe und zog die Hand mit einem angstvollen Blick an sich, sie rasch unter der Decke verbergend, die über ihrem Schooße lag. Aber es war einmal geschehen, seine Lippen hatten die Hand berührt und Jane schien darüber so erstaunt, daß sie eine Weile schwieg und mit dem seitwärts gewandten Kopfe aus dem Fenster schaute, als wage sie nicht, seinen auf sie gerichteten Augen zu begegnen, die, wie sie wohl fühlte, fest auf ihren beweglichen Zügen hafteten.

Als sie den Kopf ungewöhnlich lange in der angedeuteten Stellung hielt, wandte er sich um, hob einen Stuhl auf und trug ihn in die Nähe der Sitzendem um sich ebenfalls schweigend darauf niederzulassen.

Er saß schon lange Zeit und immer noch starrten die hellbraunen schönen Augen der Jüdin in die blaue Ferne. Da rückte er mit einer hörbaren Bewegung den Stuhl etwas weiter von ihr zurück und sagte:

»Wie ich mich freue, Sie wieder außer dem Bette zu sehen, vermag ich kaum mit Worten auszudrücken – fühlen Sie sich denn wieder ganz von Ihrem kurzen Leiden hergestellt?«

Da wandte sich der schöne Kopf langsam nach ihm herum, ihr Blick ruhte einen Augenblick auf ihm und dann sprach sie in einer Weise und mit einem Ausdruck, daß Reinhold ihr die innere Bewegung, von der sie ergriffen war, deutlich anmerken konnte:

»Ja, ich befinde mich, Gott sei Dank! wieder leiblich wohl und meine Kräfte werden sich bald wieder einstellen; aber Sie – Sie haben mich um die ersten Worte gebracht, die ich zu Ihnen sprechen wollte, wenn ich Sie wieder sähe, und die ich mir schon den ganzen Morgen im Kopfe zurechtgelegt hatte.«

»O, das thut mir leid. Aber was waren das für Worte, zu deren Zusammenfügung Sie des ganzen Morgens bedurften? Darf ich das nicht wissen?«

Ihre sprechenden Augen senkten sich, während ein kurzes freudiges Leuchten über ihre rosigen Züge flog. Dann aber richtete sie sie fest auf dies Arztes erröthetes Gesicht und sprach mit nachdrücklicher Betonung:

»Ich habe sie jetzt vergessen, und das thut auch mir leid. Aber sie sollten meinen Dank enthalten, daß Sie – so gütig waren –«

Weiter kam sie nicht. Reinhold war rasch aufgestanden und sie konnte glauben, die Bewegung sei nur unternommen, um sein Weggehen einzuleiten.

»Wie,« unterbrach sie sich, »Sie wollen mich doch nicht schon verlassen?«

»Nein, das will ich nicht,« erwiderte er ernst und mit erregter Miene, aber – aber Sie dürfen auch kein Wort des Danke mehr laut werden lassen. Was ich gethan, für Sie gethan habe, habe ich – ich will ein einfaches Wort gebrauchen – gern gethan, und was man *gern, sehr gern* thut, dafür pflegt man keinen Dank zu erwarten. So lassen Sie denn das zwischen uns abgemacht sein – darf ich,

wie der Arzt es muß – auf den *Gehorsam* meiner Patientin rechnen?«

Sie besann sich eine Weile; dann nickte sie mit dem Kopfe und endlich reichte sie ihm mit einer etwas hastigen Bewegung noch einmal ihre Hand hin.

Reinhold ergriff beinahe zögernd die weiße Hand mit beiden Händen, warf einen kurzen Blick darauf und fragte dann mit weicher tiefer Stimme: »Darf ich denn jetzt, ohne Sie zu erschrecken, Ihre Hand mit Ihrer Bewilligung küssen?«

»Ich sage nicht Nein, ich sage nicht Ja!« flüsterte sie, wieder aus dem Fenster blickend; »aber Sie sind jedenfalls ein Mann, der sich Rechenschaft darüber ablegt, was er thun oder nicht thun darf.«

»So werde diesmal ein verständliches Ja sprechen,« sagte er, und gleich darauf berührten seine Lippen noch einmal die schöne Hand, die sich dann nicht mehr unter der seidenen Hülle versteckte, sondern mit der andern vereinigte und ruhig gefaltet auf der Decke liegen blieb.

Es entstand eine Pause, die Reinhold am wenigsten zu unterbrechen geneigt war. Nach einiger Zeit aber kehrte sich Jane's Gesicht wieder zu ihm herum und sie sagte:

»Ich habe noch *eine* Frage, auf die ich mich mit vielem Vergnügen vorbereitet. Darf ich noch nicht in mein Zimmer hinunter gehen?«

Reinhold besann sich, dann erwiderte er lächelnd: »Heute noch nicht, aber morgen werden Sie es wahrscheinlich dürfen, wenn Sie mir versprechen, noch nicht

in die Morgen- und Abendluft hinauszugehen, wozu das auf ebener Erde gelegene Zimmer so leicht verlockt.«

»Ich verspreche es – aber warum soll ich nicht schon heute hinunter gehen? Ach, mir wird die Zeit hier so lang. Unten liegen meine Arbeiten und meine Bücher, und ich kann wählen, wonach mein Sinn verlangt.«

»Sie dürfen noch nicht lesen und auch noch nicht arbeiten –«

»Aber das Denken greift mich noch mehr an als das Lesen und das Nähen – und hier in dieser Abgeschiedenheit *muß* ich denken.«

»Sie dürfen auch nicht zu viel denken, ich habe es Ihnen ja schon einmal gesagt. Das Denken ist, wie Sie auch selbst so richtig sagen, für manche Menschen, zumal wenn sie körperlich leidend sind, die anstrengendste, aufreibendste Arbeit, denn der Mensch denkt – und das weiß ich aus Erfahrung – nicht immer das Angenehme, viel häufiger giebt er sich in der Einsamkeit trüben Anschauungen und Bildern hin.«

Jane seufzte, als wolle sie auch für sich einige Erfahrung darin in Anspruch nehmen, aber sie erwiderte nur nach kurzer Pause:

»Was soll ich denn thun, wenn ich nicht lesen, nicht nähen, nicht – denken darf?«

»Plaudern, sich unterhalten, nicht über ernsthafte Dinge, sondern über alltägliche Vorkommnisse, zum Beispiel über das Wetter, Ihre Nachbarn –«

»Mit Wem denn?«

»Mit Rebecca, wenn kein Anderer da ist; mit mir, wenn Sie mir Sie zu besuchen gestatten, und außerdem werde ich Ihnen Margarethe und Bertha senden, bis Sie sie selbst wieder oben besuchen können.«

Jane's Gesicht leuchtete heller auf. »Ja,« sagte sie, »senden Sie mir die guten Mädchen, aber eine nach der andern, damit ich Abwechslung habe. O ja, ich plaudere – *jetzt* – mit ihnen so gern, sie sind so gut, so theilnehmend, es hat mir das früher gar nicht einleuchten wollen, doch man macht – ich sehe es an mir selber – Fortschritte in der Kunst – das traurige Leben zu genießen.«

Es entstand wieder eine Pause, die Reinhold absichtlich länger hinauszog, da er auf den letzten Gedanken Jane's nicht näher eingehen wollte. »Aber Sie haben mir noch nicht auf meine Frage geantwortet, die ich vorher äußerte,« fuhr er endlich fort, »und so frage ich jetzt noch einmal: gestatten Sie mir, Sie von morgen an nicht mehr als meine Patientin, sondern – als meine Nachbarin zu besuchen, so lange Sie eben – noch meine Nachbarin sind?«

Sie sah ihn mit einem unaussprechlichen und Reinhold unerklärlichen Blick bei diesen Worten an. »Wie meinen Sie das,« fragte sie endlich, wieder aus dem Fenster sehend, »so lange Sie eben noch mein Nachbar sind? Werden Sie vielleicht bald wieder ›Schillings-Lust‹ verlassen?«

»Nein, ich bleibe noch vier Wochen hier, *wenigstens* vier Wochen,« betonte er, denn so lange Zeit bleiben zu wollen, habe ich meinen edlen Gastfreunden von vornherein versprechen müssen.«

Jane nickte leise mit dem Kopfe und ihre Hände schlossen sich fester in einander.

»Aber Ihre Antwort?« drängte der Arzt mit lebhafterem Blick.

»O, was soll ich darauf antworten,« sagte sie leise und den Kopf vor sich niedersenkend – »besuchen Sie mich, ja, wenn Sie nichts Besseres vorhaben; Sie werden mir – immer willkommen sein, aber – Sie werden sich bald bei mir langweilen.«

»Meinen Sie? Gut, wir wollen es darauf ankommen lassen. Doch, um mich Ihnen in *einer* Beziehung wenigstens ganz darzustellen, wie ich bin, so sage ich Ihnen, daß ich mich *nie* langweile, weder bei der Arbeit, noch bei der Ruhe, noch – bei der Plauderei, und Sie wären die Erste, die dies Kunststück bei mir zu Stande brächte. So – nun will ich Sie aber verlassen und Ihnen in einer Stunde eines der lieben Mädchen senden. Am Abend kommen wir vielleicht zusammen herunter und dann – dann sollen Sie schon heute Ihren kleinen Saal besuchen.«

ELFTES CAPITEL.

Zwei Tage waren rasch genug vergangen. Jane, von ungebrochener Jugendkraft erfüllt, hatte sich wieder ganz erholt. Zwar war sie noch etwas bleich geblieben, aber sie fühlte schon lange keinen Schmerz mehr, und fast war oder schien sie ohne Erinnerung an das kaum Ueberstandene. Ihre kurze Krankheit lag wie ein flüchtiger Traum hinter ihr, auf den sie sich nicht mehr recht besinnen konnte oder mochte, und wenn sie sich einmal

auf etwas Einzelnes besann, so dachte sie oder wollte nicht mehr darüber nachdenken, denn die Willenskraft war stark in diesem jungen Mädchen und Keiner von Allen, die sie um diese Zeit und später besuchten, hatte eine Ahnung davon, wie mächtig der Zügel war, den sie sich in Bezug auf ihre Gedanken und Empfindungen anlegen konnte.

Am Abend des zweiten Tages nach der eben geschilderten Unterredung kam Doctor Strahl mit seinem Wirth um acht Uhr nach Hause. Sie waren in der Stadt gewesen, um bei dem alten Herrn Schilling zu speisen, der auch seinen Theil von dem jungen Freunde haben wollte, wie die Uebrigen. Als die beiden Herren in das große Zimmer traten, waren sie nicht wenig verwundert, bei den überaus heiteren Schwestern die schöne Jüdin zu finden, die sie sich gegen Abend heraufgeholt, um den Vater und den Freund mit ihrem Besuche zu überraschen und zu erfreuen.

Margarethe, als sie die Männer kommen hörte, lief ihnen freudig entgegen, und nachdem sie den Vater geküßt und Reinhold die Hand gereicht, sagte sie zu Letzterem:

»Sie dürfen nicht böse sein, gestrenger Herr Doctor, wenn Sie Ihre liebe Patientin hier oben sehen. Sie ist nicht freiwillig gekommen, nein, wir haben sie uns geholt und sie, trotz ihres Widerspruchs, fast gewaltsam den Berg herauf gebracht. Aber wir sind vorsichtig gewesen und langsam gegangen, auch haben wir alle Vorkehrung gegen eine mögliche Erkältung getroffen.«

Reinhold trat zu den Damen und begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit. Als er aber sein Auge auf Jane richtete, leuchtete es in hellerem Glanze auf, während sie die Augen niedergeschlagen hielt und fast beschämt aussah, als fürchte sie doch einen kleinen Vorwurf von ihm zu hören. Allein er dachte an keinen Vorwurf. Nur mit neuer Freude ließ er seinen Blick auf ihr ruhen, aber seine Hoffnung, daß sie ihm die Hand reichen würde, erfüllte sich nicht, und so nahm er nach einiger Zeit seinen Platz neben ihr ein, um sogleich ein munteres Gespräch zu beginnen und zu berichten, was er in der Stadt Neues gehört.

Als das Gespräch aber zu Ende war und der Thee gebracht wurde, wandte sich Bertha lebhaft zu ihrer Schwester hin, flüsterte ihr einige Worte zu und kicherte dann leise vor sich hin. Margarethe nickte ihr Beifall und sagte halblaut:

»Thu' es und sage es ihm.«

»Was haben die Mädchen?« fragte der Vater und des Doctors Auge sprach dieselbe Frage aus, indem es Jane's arbeitsame Hände streifte.

»Sie werden sich wundern,« nahm nun Bertha das Wort, »daß wir so dreist waren, über Ihren Vormittag morgen zu disponiren.«

»Wie so? Wollen Sie mich fortschicken und soll ich Ihnen einen Botengang nach der Stadt abnehmen?«

Die beiden Mädchen lachten herzlich laut auf und Jane erröthete lebhaft dabei.

»Was Sie doch klug sind,« fuhr Bertha fort, »halb haben Sie es wenigstens errathen. Ja, fortschicken wollen wir Sie, wenn auch nicht nach der Stadt, und unsern Boten können Sie auch vorstellen, wenn Sie Jemandem einen Liebesgruß von uns überbringen wollen.«

Jane's funkelndes Auge schaute ernst auf, aber sie regte sich nicht.

»Machen Sie es kurz,« sagte nun der Doctor, »damit ich weiß, womit Sie mich strafen wollen.«

»O bewahre, eine Strafe wird es hoffentlich nicht für Sie sein, eher eine Belohnung,« fuhr nun Margarethe fort. »Ich muß nur das Wort nehmen, Bertha kommt vor lauter Lachen nicht damit zu Stande, und doch ist dabei nur das zu belachen, daß Sie eine Sache so ernsthaft nehmen, die so einfach ist. Mit einem Wort: Wir Beide, Bertha und ich, müssen morgen Vormittag nach der Stadt gehen, um einen nothwendigen Gratulationsbesuch abzustatten, und Sie werden also, wenn Sie uns nicht begleiten wollen, was für Sie gewiß sehr langweilig wäre, allein zu Hause bleiben und den Hüter unserer Penaten machen müssen.«

Reinhold lächelte. »Das könnte unter Umständen allerdings als eine Strafe erscheinen, aber die Belohnung will mir noch nicht recht einleuchten,« sagte er scherzend und doch schon das herzliche Lachen der beiden Mädchen mehr und mehr begreifend.

»Warten Sie es ab,« fuhr Margarethe etwas ernster und befangener fort. »Nun, der Morgen wird wahrscheinlich so schön und warm sein, wie der heutige es war, und da

muß es sich unten an der Elbe gar anmuthig plaudern lassen, wie?«

Alle schwiegen und sahen einander forschend an.

Jane aber ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken, hob den Kopf langsam in die Höhe und sagte mit der ruhigsten Miene:

»Da weder Margarethe noch Bertha zum Schluß kommen können, so will ich Ihnen das ganze Complot mit einem Wort enthüllen. Die guten Mädchen waren um Ihre Unterhaltung besorgt, wenn sie das Haus verlassen, und da haben sie an mich gedacht und mich gefragt, ob ich Ihre Unterhaltung während ihrer Abwesenheit übernehmen wolle.«

»Und was haben Sie darauf geantwortet?« sagte der Doctor mit freudig belebter Miene.

»Etwas was Sie sich selbst sagen können: Daß mir Ihr Besuch morgen wie immer angenehm sein wird, wenn Sie sich nicht auf bessere Weise unterhalten können.«

»Nun, das heiße ich vernünftig reden,« nahm jetzt der bisher schweigsame Hausherr das Wort; »Ihr Mädchen könnt bei Fräulein Norrmanson in die Schule gehen. Und nun ist Eure Entschuldigung wegen Eures Besuches in der Stadt gut angebracht und dankbar angenommen, und jetzt wollen wir unsere Friedenspfeife in Ruhe rauchen. Wohl dem, der da weiß, wo er morgen sein Haupt im Schatten bergen kann, wenn die Sonne heiß auf seinen Scheitel zu brennen droht. – Gestatten Sie, mein Fräulein, daß wir Männer unsrer Leidenschaft fröhnen und uns eine gute Havannah anzünden?«

»Sie sind zu Hause und ich bin Ihr Gast,« erwiderte Jane freundlich und rückte dem Hausherrn ein neben ihr stehendes Licht näher, da er schon sein Cigarrenetui aus der Tasche gezogen hatte.

Am nächsten Morgen waren die beiden Schwestern schon frühzeitig gerüstet, mit dem Vater und den kleineren Geschwistern zugleich ihren Gratulationsbesuch anzutreten. Da sie sämmtlich zu Fuße gingen, gab ihnen Reinhold auf eine Strecke das Geleit und wurde dann endlich mit dem heiteren Scherz entlassen: daß er den Tag recht gut nützen und die ihm bevorstehende Langeweile bei seiner Patientin unten im Wasser der Elbe ertränken möge.

Reinhold nahm den mahnenden Wunsch mit lächelndem Gesicht entgegen, aber sein Herz klopfte doch etwas lebhafter dabei, und nicht ohne unwillkürliche Hast trat er allein seinen Rückweg an. Indessen es war erst halb neun Uhr, als er dies that, und also noch viel zu früh, um den verheißenen Besuch abzustatten. So schritt er denn langsam zurück, wählte einen anderen Weg nach dem Stranddorfe und, als er es erreicht, durchwandelte er es seiner ganzen Länge nach und betrachtete mit Antheil das Leben und Treiben der Bewohner des Dorfes und ihrer Sommergäste, welche die Wärme des Tages früh aus den Häusern gelockt und in ihre idyllischen Gärten getrieben hatte.

Ja, es war warm, sehr warm an diesem Morgen, obgleich die Sonne die grauen Nebelwölkchen nicht durchdringen konnte, die sich wie ein halbdurchsichtiger Schleier über den ganzen Horizont ausgebreitet hatten. Und um so fühlbarer war die Wärme, als völlige Windstille herrschte und selbst die beweglichen Blätter der Espen und Birken in träger Ruhe an ihren Zweigen hingen. Trotz des umflorten Himmels aber war die Luft klar, man konnte in weiter Ferne selbst kleine Gegenstände erkennen, und die blauen Umrisse des jenseits der Elbe liegenden festen Landes traten so deutlich hervor, daß man sie um eine Meile näher gerückt glauben konnte.

Wir dürfen wohl annehmen, daß Doctor Strahl auf dem heutigen Spaziergange seine Taschenuhr öfter befragte, als er es gewöhnlich zu thun pflegte, aber erst als ihr Zeiger der Zehn nahe kam, wandte er sich lebhaft um und suchte die Pforte auf, durch welche man nach dem kleinen Hause emporstieg.

Vorsichtig und leise, als fürchte er Jemanden aus dem Schlummer zu stören, schritt er die Stufen hinauf, aber so leise er auftrat; das Ohr des jungen Mädchens, welches da oben in dem einfachen Vorgarten seine Blumen begoß, mußte sehr scharf sein, denn als Reinhold's Kopf über der obersten Treppenstufe sichtbar ward und seine Augen den Garten bestreichen konnten, sah er Jane mit der Gießkanne in der Hand in demselben stehen, den Kopf lauschend nach der Treppe gewandt, als habe sie den Kommenden schon aus weiter Ferne nahen hören.

»Guten Morgen, Fräulein Jane!« rief er, den Hut ziehend, ihr entgegen. »Komme ich auch nicht zu früh? Oder ich störe Sie doch nicht bei der Arbeit?«

Schon während er noch sprach, hatte er sich der Jüdin genähert und ihr freundlich die Hand hingestreckt. Sie that keinen Schritt auf ihn zu, nur ihr blitzendes Auge haftete mit einer Art erwartungsvoller Spannung an seinem Gesicht, und erst als er ihr ganz nahe getreten war, erhob sie langsam ihre Hand und faßte die seine leicht, die ihr mit einem sanften und fast scheuen Druck begegnete.

»Nein,« erwiderte sie, die Gießkanne bei Seite setzend und langsam mit ihm dem Hause zuwandelnd, »Sie kommen nicht zu früh und meine Gartenarbeit ist bereits gethan. Der lange Regen hat sie mir bedeutend erleichtert und ich habe nur noch einigen Lieblingen ein kleines Labsal gespendet. – So, wollen Sie nicht einen Augenblick in's kühlere Zimmer treten? Es ist warm heute und Sie sind, wie ich sehe, erhitzt.«

Reinhold folgte ihr in den kleinen Saal, dessen Thüren weit offen standen und der wieder so heimisch und friedlich aussah, wie er dem Doctor bei seinem ersten Besuche erschienen war.

»Behalten Sie lieber noch Ihren Hut auf,« fuhr sie sogleich fort, »ich möchte nicht, daß Sie sich bei mir erkälten – wie, fehlt Ihnen Etwas – suchen Sie irgend Etwas?«

Reinhold hatte mit der Hand in alle seine Taschen gefaßt und sein Tuch gesucht, um seine heiße Stirn zu trocknen, aber er hatte es entweder verloren oder zu

Hause liegen lassen. »Ich suche vergeblich mein Tuch,« sagte er, »das begegnet mir nur, wenn ich einmal seiner bedarf, was selten geschieht.«

Jane erwiderte nichts, aber leise und fast unmerklich glitt sie nach einer Commode, öffnete sie rasch und nahm ein feines weißes Tuch heraus, das sie mit scheuem Erröthen Reinhold hinreichte, indem sie sagte:

»Da, nehmen Sie dies für heute und trocknen Sie Ihre Stirn; ein andermal aber gehen Sie langsamer, wenn Sie zu mir kommen, damit ich mich Ihretwegen nicht zu ängstigen brauche. Welche bösen Folgen eine Erkältung haben kann, haben Sie neulich bei mir gesehen.«

Reinhold lächelte und öffnete das Tuch, womit er sogleich über seine Stirn strich, während er erwiderte: »O, ich erkälte mich nicht so leicht. Aber ich danke Ihnen. So, nun hat es schon seine Dienste gethan.«

Jane blickte nach seiner Stirn und nickte dann mit dem Kopf. »Gut,« sagte sie, »wenn Sie sich nun ein wenig erholt haben, möchte ich mir einen Vorschlag erlauben. Da es heute so warm und windstill ist, können wir uns einmal an meinen Lieblingsplatz unter der großen Pappel an der Elbe begeben. Dort haben Sie noch nicht mit mir gegessen, nicht wahr?«

»Ich habe nur an wenigen Orten mit Ihnen gegessen, Fräulein Jane, aber wo Sie auch mit mir sitzen mögen, ich folge Ihnen gern überall hin.«

»Gut, so kommen Sie; Morgens und Abends ist das Wasser am meisten belebt und ich glaube, wir haben Fluth, da werden viele Schiffe hereinsegeln.«

Bei diesen Worten nahm sie ein über einer Stuhllehne hängendes Tuch und dann ein Körbchen mit Früchten und einigen Tellerchen, Messern und kleinen Servietten, das schon auf dem Tische bereit stand und zu diesem Ausgange versorgt zu sein schien.

»Wollen Sie das Alles allein tragen?« fragte Reinhold.
»Gönnen Sie auch mir einen Theil davon – wenigstens Ihr Tuch lassen Sie mich tragen –«

Dabei nahm er es ihr schon vom Arm und wollte auch nach den Servietten greifen, als sie die Hand darauf legte und sagte:

»Bitte, das ist mein Theil – nehmen Sie das Tuch in Gottes Namen. So, und nun kommen Sie.«

In diesem Augenblick trat Rebecca in den Garten, und als sie den Arzt erblickte; begrüßte sie ihn freundlichst und erbot sich, das Körbchen nach dem bestimmten Orte zu tragen.

»Es ist nicht nöthig, Rebecca,« sagte Jane, »bleib Du hier und bewache das Haus, dann kann ich die Thüren auflassen, damit die warme Luft hineinströmt. Wir gehen nach der Pappel. Adieu!«

Mit Reinhold Seite an Seite stieg sie jetzt die Treppe nach dem Dorfwege hinab, durchschnitt denselben und erreichte das kleine Plateau, wo unmittelbar hinter der nahe am Flußrand sich erhebenden Balustrade der runde Tisch und eine Bank unter der weit überhängenden und dicht belaubten Pappel stand.

Hatte Reinhold dieses Plätzchen schon früher für allerliebste gehalten, heute kam es ihm fast paradiesisch in seiner Einsamkeit und Abgeschlossenheit vor. Ringsum auf dem jäh abfallenden Abhang wucherte reichliches Gebüsch, hie und da von einem hochwipfligen Baume überragt, so daß keines Menschen Auge, als höchstens vom Flusse her, den Tisch und die unter der Pappel Sitzenden wahrnehmen konnte. Ueberall herrschte Stille und Frieden, und die Geräusche, die sich allmählig vom Flusse her vernehmen ließen, störten sie nicht, sondern machten die liebliche Ruhe in der nächsten Umgebung nur noch bemerkbarer und gemüthlicher. Denn von Zeit zu Zeit kam mit der Fluth ein großes Schiff mit ausgespannten Segeln vom Meere herein, von dessen Bord begrüßende Stimmen nach dem bekannten Lande flogen. Dann schaufelte mit lauterem Getöse ein Dampfer nach dem andern von der Stadt heran, um Passagiere nach Blankenese und weiter zu bringen. Der eine führte sogar Musik an Bord, die lieblich und weich über das Wasser scholl, da die Leute eben ein klagendes Schweizerlied hören ließen: Mitunter auch schleppte ein kleiner Steamer ein Segelschiff gegen die anströmende Fluth nach dem Meere hinaus, laut und schwer bei seiner alltäglichen Arbeit ächzend und seufzend. Auch kleine Obstjollen und Ever strichen von Westen und Osten hinauf und hinunter, die einen nach Hause fahrend, die andern von Hause kommend, um dem volkreichen Hamburg und Altona das schöne Obst aus dem Alten Lande zu bringen.

Dies Alles belebte das vor den Augen der Schauenden liegende Bild malerisch und abwechselnd genug, und wollten sie ihre Blicke einmal in die Höhe richten, so sahen sie auch da Bewegung und Leben, denn die schönen Tauben von ›Schillings-Lust‹ flogen mit weit ausgebreiteten Schwingen hinüber und herüber und tummelten sich freudig in der warmen Luft über dem Wasser, bisweilen bei einer Wendung, wenn sie ihre anmuthigen Kreise beschreiben, ihre weißen Fittiche klatschend zusammenschlagend oder ein leises lockendes Girren hören lassend, wenn eine verirrte Möwe ihre Bahn kreuzte oder der in dunklen Ringeln aufsteigende Qualm der hurtigen Dampfer ihnen die reine Aussicht trübte.

Still und ungewöhnlich leise aber rollte bei der heutigen Windstille die Fluth an den Strand, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ein Dampfer das Gewässer mit Macht theilte, thürmten sich höhere Wellen auf und schlugen mit dumpfem Getön über den Kies, der unmittelbar unter der Balustrade lag, welche das Plätzchen unter der Pappel einhagte, wo die beiden stillen Menschen saßen.

Die Bank, welche sie theilen mußten, war nur klein und eng, und als sie sich niederließen, nahm Jane ihre faltigen Kleider zusammen, um ihrem Nachbar einen größeren Platz einzuräumen.

»O,« sagte sie dabei, »Sie sitzen hier fast zu eng, und Rebecca hätte uns einen Stuhl herüberbringen können.«

»Wenn Sie es in meiner Nähe ertragen mögen, ich ertrage es schon,« bemerkte Reinhold mit leisem Lächeln,

»und den Stuhl halte ich auch nicht für nöthig. Bitte, lassen Sie Ihr Kleid frei, es belästigt mich nicht.«

Bei diesen Worten rückte er noch etwas weiter von ihr fort, bis ihm die Schranke der Bank keinen Raum zur Ausweichung mehr gestattete, und, um gleichsam zu beweisen, daß das Kleid ihn wirklich nicht belästige, ließ er langsam seine Hand auf die ihm nahe liegenden Falten gleiten und hielt sie auf diese Weise fest, so daß Jane sie nicht wieder an sich nehmen konnte. Als er aber dabei wiederholt nach dem schönen Antlitz an seiner Seite blickte, erfaßte ihn dasselbe Gefühl, das er schon heute im ersten Augenblick gehabt, als er Jane's ansichtig geworden war. Er konnte es sich nicht läugnen und er hatte schon im Stillen darüber seine Freude gehabt: so lange Jane seine Patientin, also so lange sie krank gewesen, war der frühere traurige Zug in ihrem Gesicht viel weniger sichtbar geworden. Das körperliche Leiden hatte den Kummer ihres Gemüths in Schranken gehalten oder weniger zum Ausdruck gelangen lassen. Von dem Augenblick an aber, wo die Genesung sichtbar eintrat und vorschritt, stellte sich auch jener klagende Ausdruck in ihren reinen Zügen wieder ein, und gerade heute wollte es den aufmerksamen Beobachter bedünken, als ob der Mitleid erregende Blick des armen Gazellenauges wieder vorhanden wäre und ihn mit jener tief dringenden Wehmuth betrachtete, die schon früher so mächtig und nachhaltig bis auf den Grund seiner Seele gedrungen war.

Während Reinhold diese Bemerkung jetzt wiederholt machte und den wahrgenommenen Ausdruck sich mehr

und mehr zu zergliedern versuchte, schwieg er und wandte den Kopf nur von seiner Nachbarin ab und auf die vor ihm liegende Scenerie hin, wenn er zu bemerken glaubte, daß seine Aufmerksamkeit der Ersteren auffällig wurde. Auch Jane war eine Zeit lang still und schweigsam gewesen, nachdem sie das mitgebrachte Körbchen geöffnet und die schönen Früchte auf einem der Teller geordnet hatte. Als aber ihr Nachbar noch immer nicht sprach und eben wieder einen Blick auf ihr seitwärts gewandtes Gesicht gerichtet hatte, sagt sie, ihm ein buntes Tellerchen und ein Messer hinschiebend:

»Wollen Sie nicht von diesen schönen Feigenbirnen eine genießen? Es sind ja Ihre Lieblinge und sie stammen vom Berge oben her. Die guten Mädchen bedenken mich fast zu reichlich mit ihren Gaben und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihnen alles Liebe vergelten soll, was sie mir, namentlich in meiner Krankheit, erwiesen haben.«

»Darüber brauchen Sie nicht besorgt zu sein,« nahm nun endlich Reinhold das Wort auf; »dafür, was Schillings Ihnen und Anderen Gutes thun, erwarten sie keinen Dank. Sie handeln eben, wie ihre Menschenfreundlichkeit und ihr Wohlwollen gegen Befreundete es ihnen eingiebt, und sie befriedigen damit mehr ihr eigenes Herzensbedürfnis, als das Anderer. – Was aber diese schönen Feigenbirnen betrifft, so will ich auch jetzt recht gern davon genießen, jedoch nur unter einer Bedingung.«

»Eine Birne essen – unter einer Bedingung?« sagte sie sinnend, wie zu sich selbst redend »Und welche wäre denn das?«

»Daß Sie sie mir selbst schälen und mundgerecht machen.«

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen, gleichsam verwundert an, dann lächelte sie, wobei ihr bisher trübes Gesicht sich wunderbar aufhellte, wie ein reizendes Bild, dessen Schönheiten erst durch einen darauf fallenden Sonnenstrahl in's rechte Licht treten.

»Wie?« rief sie, indem sie sich von ihrem Erstaunen noch gar nicht erholen zu können schien. »Ich soll sie Ihnen schälen und mundgerecht machen? Nachdem ich oben im Hause von Allen erfahren – und Sie selbst haben es mir ja mit Ihren eigenen Worten bestätigt, – wie Sie sich dergleichen Speisen am liebsten mit eigenen Händen zurichten, ja, daß Sie so vieles Leckere und Kostbare gar nicht anrühren, wenn Sie nicht wissen, wessen Hand es bereitet hat?«

Reinhold schaute halb verwirrt vor sich nieder und lächelte. »Sie haben Recht,« sagte er halblaut, »ich bin einmal ein so eigenthümlich gearteter Mensch und man muß mir meine Grillen schon verzeihen, wie ich auch Anderen die ihren verzeihe. Allein, das kann doch selbstverständlich auf Sie keinen Bezug haben. Von Ihrer Hand genösse ich Alles, ja, lassen Sie es mich gestehen: was *Ihre* Hand mir bereitet, würde mir unter allen Umständen munden, denn ich wüßte nicht, welche Hand zierlicher, fleckenloser und schöner wäre als die Ihre.«

Jane hatte ein Wort auf der Lippe und warf nur einen hastigen Blick nach der Hand des Arztes, der mit einem

der kleinen silbernen Messer spielte, welche auf dem Tische lagen, aber sie sprach das Wort nicht aus und sagte nur nach einer Weile gelassen:

»Wenn Sie diesmal die Wahrheit gesprochen haben, so will ich Ihren Wunsch erfüllen.« Und sie nahm eine der feigenartig geformten saftigen Birnen und schälte sie vorsichtig, nachdem sie sie durchschnitten, bei jeder Bewegung bemüht, sie so wenig wie möglich mit den Fingerspitzen zu berühren.

Reinhold schaute ihrem Thun aufmerksam zu, dann sagte er lächelnd: »Bitte, fassen Sie die Frucht etwas herzhafter an – ich sage Ihnen ja – auf *Ihre* Hand erstreckt sich meine Grille nicht im Mindesten.«

Sie lächelte und hatte bald eine Birne vorsichtig geschält, legte sie auf einen Teller und nahm sogleich eine zweite, um das Werk noch einmal zu beginnen, diesmal aber, wie ihr Nachbar sich ausgedrückt, herzhafter die Frucht fassend und sie dann ebenfalls auf den Teller legend.

»So,« sagte sie, »das wäre nach Befehl vollbracht. Nun essen Sie.«

»Werden Sie mir keine Gesellschaft dabei leisten?«

Sie nickte und wollte sich selbst eine neue Birne schälen, aber er litt es nicht und bot ihr seinen Teller dar, von dem sie nun zweimal ein Stück nach dem andern nahm und langsam davon aß, wie auch er es that.

Die beiden großen Birnen waren verzehrt und Jane wie Reinhold saßen nun wieder schweigend und nachdenklich da. Endlich sagte Erstere:

»Wünschen Sie noch *eine* Birne von meiner Hand geschält?«

»Heute nicht, aber ein andermal und, wo wir auch sein mögen, thun Sie immer wie heute, und seien Sie versichert, daß Sie mir damit eine Freude bereiten und einen hohen Genuß gewähren.«

Sie nickte, ohne zu sprechen; dann nahm sie eine kleine Arbeit aus der Tasche und schickte sich an, zu nähen. Plötzlich wandte sie das strahlende Auge seitwärts auf ihren Nachbar und sagte mit lächelnder Miene:

»Wenn Sie nicht mehr essen, so können Sie ja rauchen. Haben Sie keine Cigarren bei sich?«

»Ich habe jetzt eigentlich kein Bedürfniß danach,« erwiderte er ruhig, »und, offen gestanden, bei einem ernstesten Gespräch, wie wir es ohne Zweifel führen, rauche ich selten.«

»Aber ich habe es so gern, wenn Sie rauchen – bitte, hier sind Feuerhölzchen!« Und sie griff wieder in die Tasche und legte eine silberne Büchse, die kleine Wachskerzen enthielt, dicht vor ihn hin.

»Sie haben an Alles gedacht,« sagte er lächelnd, »und jetzt wäre es unartig von mir, wenn ich das Bedürfniß, welches Sie zu erwecken verstanden, nicht befriedigen wollte.«

Dabei nahm er eine Cigarre aus seinem Etui, schnitt die Spitze mit dem von ihr hingehaltenen Messer ab und einen Augenblick später wirbelten kleine Rauchwolken empor, die einen herrlichen Duft in der Nähe verbreiteten.

»O, wie gut das riecht,« sagte sie, langsam mit den zierlichen Fingern nähend. »Ich wundere mich kaum noch über die Leidenschaft so manchen Mannes, sich einem solchen Zeitvertreib hinzugeben.«

Reinhold antwortete nicht, sondern sah, in eine Art stiller Träumerei versunken, den in der Luft sich zerteilenden Rauchwölkchen nach. Bald aber wurde seine Aufmerksamkeit auf den Fluß gelenkt. Eben rauschte ein großer Dampfer vorüber, dessen Deck dicht mit Menschen besetzt war, die anscheinend einem Vergnügungsorte zustrebten. Ihm entgegen kam eine große Schaluppe, mit Matrosen bemannt, die ihre Ruder tactmäßig in das Wasser tauchten und dabei eine anmuthige, lustige Melodie sangen. Ueber ihrem Spiegel flatterte eine französische Flagge und ihren Helmstock hielt ein junger Cadet in der Hand, der sich nicht wenig auf sein leichtes Amt einzubilden schien.

Die beiden Personen schauten dem Dampfer und der Schaluppe, die, nachdem sie sich begegnet, sich rasch wieder von einander trennten, nach, und noch lange nachher schollen die heiteren französischen Klänge des Matrosenliedes über das Wasser herüber. Als aber Reinhold längere Zeit, als er vielleicht selbst wußte, diesen Klängen lauschte und dabei mit einer gewissen Starrheit über das Wasser blickte, sagte Jane mit ihrer leisen, einschmeichelnden Stimme:

»Sie sind heute so schweigsam, Herr Doctor, und ich hatte gerade geglaubt, die Stille dieses Ortes und sein

natürlicher Reiz würden Sie anstacheln, mir recht viel zu erzählen.«

Reinhold schrak bei diesen Worten leicht zusammen und wendete sein irres Auge vom Wasser auf seine Nachbarin zurück. Seine Miene, das sah diese jetzt, war ungewöhnlich ernst geworden und in seinem Auge spiegelte sich eine gewisse Befangenheit ab, als wage er sich nicht recht mit der Sprache heraus.

»Es kommt oft vor, meine liebe Freundin,« sagte er, – »denn so darf ich Sie ja wohl nennen, nachdem das Schicksal mich zu Ihrem Arzt und Sie zu meiner Patientin gemacht – es kommt oft vor, sage ich, daß man gerade schweigt, wenn man zu viel zu sagen hat. Man weiß dann eben nicht, wo man mit der Rede beginnen soll, die, wenn sie einmal im Lauf, sich dann von selbst fortspinnt.«

»So fangen Sie irgend wo an – die Fortsetzung folgt vielleicht auch heute sehr bald. – Was haben Sie mir zu sagen – ich bin bereit zu hören.«

»O, ich habe Ihnen sehr viel zu sagen und Sie ahnen gewiß kaum, was Sie hören werden. Vielleicht sogar würden Sie erschrecken, wenn Sie Alles auf einmal hören sollten, was ich für Sie gesammelt habe, und ich muß Ihre Nerven noch schonen, da ich weiß, wie leidend Sie waren.«

Jane heftete einen fragenden und verwunderten Blick auf den Sprechenden, dessen Gesicht sich, anscheinend ohne Grund, mit einer dunklen Röthe überzogen hatte, und als sie nun die nächsten Worte sprach, klang auch

ihrer Stimme Ton gepreßt und auf ihrem Gesicht malte sich eine gespannte Erwartung ab.

»Ich *war* leidend,« sagte sie leise, jetzt bin ich Dank Gottes und Ihrer Hülfe gesund und meine Nerven sind gestählt gegen das, was Sie mir sagen können, mehr vielleicht, als Sie denken.«

»So, meinen Sie? Nun denn,« fuhr er mit innerem Zagen langsam und feierlich fort, »dann *will* ich sprechen, wenigstens einen Theil von dem großen Ganzen, was sich in mir angehäuft, will ich ausschütten, und es soll alles Dunkel zwischen uns schwinden – ja, licht soll es werden und das Geheimniß soll von meiner Brust herunter, das, so klein es ist, mich schon lange in Ihrer Nähe gedrückt und gequält hat.«

»Ein Geheimniß?« fragte Jane, ihre Arbeit sinken lassend und einen scheuen Blick auf den Mann werfend, der sich so unerwartet ihren Freund genannt.

»Ja, für Sie ist es wahrscheinlich eins. Wissen Sie – o, o, wie schwer mir dies Bekenntniß wird! – wissen Sie wohl, wo ich zum ersten Mal Ihre Bekanntschaft gemacht habe?«

Jane's Gesicht röthete sich auffallend bei diesen Worten, aber sie faßte sich und versuchte so natürlich und unbefangen wie möglich zu sprechen. »Nun,« sagte sie, mit zitternden Händen ihre Arbeit wieder anfnehmend, »oben vor meiner Wohnung, denke ich, als Sie mit Margarethen an jenem Morgen nach Oevelgönne hinab gehen wollten.«

»Nein, das war nicht das erste Mal. Ich habe Sie schon früher wo anders gesehen!« Und er ließ eine Pause eintreten und wandte das erröthete Gesicht voll seiner Nachbarin zu, wobei er die ausgegangene Cigarre vor sich auf den Teller legte.

Jane schien einen peinlichen Augenblick überstehen zu müssen. Sie wagte nicht, seinem offenen Auge zu begegnen und blickte beklommen auf ihre Arbeit, ohne die Nadel zu bewegen. Plötzlich faßte sie sich, versuchte zu lächeln, was ihr nur schwer gelang, und sagte dann fest und laut:

»Wo, wo haben Sie mich zuerst gesehen? Jetzt *will* ich es wissen. Ich merke schon, man muß bestimmt auftreten, wenn man von Ihnen ein – Geheimniß erfahren will.«

Jetzt lächelte Reinhold unbefangen, er hatte seine Ruhe wiedergefunden. »Ich will es Ihnen ehrlich bekennen,« sagte er. »Es war in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Altona. Ein jüdischer Musiker, ein Schüler Felix Mendelssohn's, und er soll selbst ein begabter Mann sein, kam zu dem alten Herrn Schilling zu Tisch und wir geriethen in ein Gespräch, welches Ihre Nation, die jüdische Nation, betraf. Ich – ja, ich will ganz ehrlich sein – ich bezweifelte die Gefühlstiefe des jüdischen Charakters, und er, um mich eines Besseren zu belehren, lud mich ein, am nächsten Tage mit ihm den jüdischen Tempel zu besuchen, wo gerade das Versöhnungsfest gefeiert wurde. Ach, Sie errathen mich schon, ich sehe es. Ja, ich folgte ihm in den Tempel, ich überzeugte mich – das heißt, ich

fühlte mich überzeugt, daß er Recht habe und da sah ich unter Anderm auch Sie!«

Jane hatte das Haupt gesenkt und ihr Athem ging schnell und tief. Aber ihre Finger blieben starr in derselben Lage, bis sie plötzlich sie in den Schooß sinken ließ und laut aufseufzte.

»Darf ich fortfahren?« fragte der Arzt sanft, dem die innere Bewegung Jane's nicht entgangen war.

Sie nickte unmerklich.

»Nun denn – jetzt aber seien auch Sie ehrlich – haben Sie mich nicht gesehen?«

Jane warf einen flüchtigen, hastigen Blick auf ihn, doch kehrte er sogleich auf ihre Arbeit zurück, die sie doch gewiß in diesem Augenblick nicht sah. Dann hob sich ihr Busen schnell und sie sagte mit kaum hörbarer Stimme:

»Als ich Sie vor meiner Thür im Garten mit Margarethen stehen sah, *glaubte* ich Sie schon einmal gesehen zu haben. Jetzt *weiß* ich es, daß ich mich nicht geirrt. Ja, ja, ich habe Sie auch an jenem Tage im Tempel gesehen.«

»Nun also, dann kann ich ja in der Eröffnung meines Geheimnisses fortfahren; denn es ist noch lange nicht zu Ende. Also ich sah Sie – so lange wie es mir vergönnt war – und Ihre Erscheinung, der Ausdruck Ihres Gesichts, der unbeschreibbare Blick Ihres Auges wirkte mächtig auf mich, viel mächtiger, als je eines Menschen Gesicht und Auge auf mich gewirkt. Ich wollte wissen, wer Sie wären und fragte meinen Begleiter danach. Er wußte es selbst nicht und fragte Andere, Viele. Aber Niemand wußte es.

Aber ich – ich *wollte* wissen, wer Sie wären, wo Sie ein Obdach gefunden, und so wartete ich auf Ihren Austritt aus dem Tempel. Sie kamen auch heraus, aber Sie verschwanden mir in der Menge wie ein Schatten, den man nur einmal sieht und auf ewig verloren geben muß. Doch ich – ich gab Sie noch nicht verloren. Ich gab mich also an's Suchen. Ich lief Tage lang Straßen auf, Straßen ab. Ich durchforschte alle Fenster, alle Thüren, auf alle vorüberfahrenden und gehenden Menschen richtete ich meinen Blick. Ich ging auch noch einmal in den Tempel, am Laubhüttenfeste – aber Ihr Platz war von einer Anderen besetzt, die mir gleichgültig war. Nun denn, das betrückte mich sehr, mehr, als ich es sagen kann, und in dieser Stimmung blieb ich viele Tage, bis ich hierher kam, immer an Sie denkend, und Sie nirgends findend. Das Uebrige wissen Sie – aber nein, Eins wissen Sie noch nicht, und auch das sollen Sie hören. Margarethe war also das Mittel, welches mich vor Ihre Thür brachte, und nun will ich Ihnen sagen, was Sie noch nicht wissen. Als ich Sie so unerwartet vor mir sah und in diesem unerwarteten und stets gewünschten Begegnen eines unbekanntes Schicksals Walten erkennen mußte, das mich gerade in jenes Haus oben und dadurch zu Ihnen geführt, da ging ein wunderbarer Glanz in meinem Innern auf und meine schwache Menschenbrust war wie von einem großen himmlischen Stern erfüllt. Meine Freude, Sie endlich wiedergefunden zu haben, Sie so nahe bei mir zu wissen und die Gewißheit zu haben, Sie nun öfter zu sehen, Sie sprechen zu dürfen, vielleicht Ihnen als Freund

näher zu treten – war groß und das Alles erfüllte mich mit einem unaussprechlichen Wohlbehagen. Da aber kam wiederum unerwartet etwas Schreckliches und die Freude ward nur zu bald in das Gegentheil verkehrt. Sie erkrankten plötzlich und – jetzt kann ich es Ihnen sagen, – Sie erkrankten schwer.

Meine Erfahrung als Arzt stand mir freilich hülfreich zur Seite, aber meine Theilnahme für Sie, die ich Ihnen offen darlege, erschütterte meine Hoffnung, Sie genesen zu sehen. So weit aber kann ich Ihnen nur meine Empfindungen entwickeln – für heute – denn die Empfindung zu schildern, als mir der Gedanke kam, Sie könnten Ihrer Krankheit erliegen, das vermag ich nicht, es ist mir wenigstens in diesem Augenblick unmöglich.«

Er hatte zuletzt hastig und immer leiser gesprochen, und als er nun fertig war, athmete er tief auf, als habe er eine schwere Last von seiner Seele gewälzt. Während er sprach, hatte er Jane nicht angeblickt, jetzt erst wagte er das Auge zu ihr zu erheben. Aber da sollte er eine neue unerwartete Empfindung kennen lernen.

Jane war seltsam bleich geworden. Ihre Hände ruhten in ihrem Schooße und ihre Augen ruhten fast starr auf ihren Händen. Ihr Busen hob und senkte sich schwer – das war die einzige Bewegung, die an ihr wahrzunehmen war.

Längere Zeit, mit immer zunehmendem Staunen, das fast in Erschrecken überging, schaute der von seiner Erzählung warm gewordene Arzt auf sie hin; endlich aber raffte er sich gewaltsam zusammen, und als wolle er den

Bann brechen, der in diesem unheimlichen Schweigen lag, sagte er dumpf und tonlos:

»Haben Sie mir kein Wort auf dieses mein offenes Geständniß zu erwidern?«

Jane schüttelte mit einer Wehmuth ohne Gleichen den Kopf, dann sagte sie mit kurz hervorgestoßenen Sylben: »Nein, nein – kein Wort! – Fragen Sie mich auch nicht – ich bitte dringend darum –«

Reinhold erschrak immer mehr. Plötzlich wandte er sich näher zu ihr hin, faßte ihre ihm zunächst liegende linke Hand und rief: »Sind Sie mir böse, Jane?«

Da hob sich ihr Auge leuchtend gegen ihn auf. Sie schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und sagte ruhig und gefaßt, indem sie auch ihre rechte Hand einen Augenblick auf seine Hand legte:

»Nein, ich bin Ihnen *nicht* böse – wie könnte ich.«

»Und ist das Schicksal, das uns auf so merkwürdige Weise wieder zusammengeführt, nicht wunderbar?«

»Ja, es ist wunderbar!«

»Und freuen Sie sich nicht darüber, daß ich so glücklich war, Sie wiederzufinden.«

»Ich *darf* mich nicht freuen.«

»Auch nicht, daß *ich* so glücklich war?«

Sie schwieg, dann sagte sie mit sichtbarer Mühe: »Ich will es versuchen.«

»Auch nicht darüber freuen Sie sich, daß ich Ihr Arzt wurde?« fragte er mit lebhafterem Drängen.

Da leuchtete ihr Auge noch höher auf, eine Thräne blinkte wie ein Diamant darin und sie sagte leise, so leise, daß er es kaum hören konnte:

»Dafür bin ich meinem Schöpfer dankbar, dankbarer, als ich es Ihnen sagen kann – und darf.«

»Damit will ich mich für jetzt begnügen, ja, ich will es.«

ZWÖLFTES CAPITEL.

Nach einer langen Pause, die Keines von ihnen zu unterbrechen den Muth zu haben schien, hob Jane, als sie sah, daß Reinhold keine weiteren Fragen stellte, mit einigermaßen erleichtertem Herzen den Kopf in die Höhe und sagte mit halb erzwungener unbefangener Miene:

»Da Sie mir einmal gesagt haben, daß Sie an jenem Tage im jüdischen Tempel waren, so können Sie mir auch den Eindruck schildern, den unser eigenthümlicher Gottesdienst auf Sie gemacht hat. Nicht wahr, Sie haben, da Sie zum ersten Mal demselben beiwohnten, etwas ganz Anderes darin gefunden, als Sie erwarteten?«

»Das will ich nicht sagen, obwohl ich allerdings Alles anders fand, als ich es mir gedacht. Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, daß mir das Ganze fremd und neu, Einiges ermüdend und die Andacht störend, Anderes dagegen wunderbar schön und erhebend erschien. Ermüdend und meine Andacht störend

für mich waren namentlich die langen hebräischen Gebete, die mir, da ich kein Hebräisch verstehe, ganz unzugänglich blieben und noch dazu durch den monotonen gesangartigen Vortrag des Vorbeters, dessen schöne kraftvolle und weiche Stimme ich allerdings bewunderte, etwas den Geist Abspannendes, das Gemüth Erkältendes in ihrem Gefolge hatten. – Ein Anderes dagegen hat mir außerordentlich wohlgethan.«

Jane hatte, als er der langen hebräischen Gebete gedachte, leise mit dem Kopfe genickt, als er jetzt aber schwieg, sagte sie:

»Ich weiß, was Ihnen wohlgethan. Es war der schöne Chorgesang, von den Knaben so meisterhaft ausgeführt, nicht?«

»Ja, ohne allen Zweifel. Wir Christen haben in manchen Kirchen größerer Städte zwar auch ein gutes Orgelspiel, einen erhebenden liturgischen Chorgesang, allein ein so eigenthümliches Gepräge, wie der in Ihrem Tempel es trug, hat der unsrige nicht und so übte er eine wunderbare Wirkung auf mich aus. Verschiedene Male war ich sogar bis zu Thränen gerührt; meine ganze Seele öffnete sich den herrlichen Tönen, und da auch die Worte, die so schön gesungen wurden, vortrefflich waren, der Inhalt des Gesanges also mit dem Vortrag desselben in Einklang stand, so ward ich ganz davon hingerissen und im tiefsten Herzen bewegt. Ein Lied war sogar so schön, daß ich es mir noch im Tempel abschrieb, um es zum ewigen Andenken an jene Stunde zu bewahren.«

»Was war das für ein Lied?«

Reinhold zog sein Notizbuch hervor, schlug es auf und reichte es seiner Nachbarin hin. »Da,« sagte er, »lesen Sie selbst.«

Jane nahm das kleine Buch in die Hand und las das ganze Lied aufmerksam durch. Sie hielt dabei ihr Gesicht dem Doctor zugewandt und dieser hing mit einer an Bezauberung gränzenden Starrheit an dem Ausdruck desselben. Nein, eine solche Fülle von Lieblichkeit, Sanftmuth und Hingebung, die in diesem Augenblick um so auffälliger zu Tage traten, als alle Trauer, alle gemüthliche Erregung daraus entwichen war, hatte er noch nie auf einem menschlichen Antlitz gesehen. Wie sie die Augen mit den langen dunklen Wimpern gesenkt hielt, wie ein seliges andachtsvolles Lächeln um ihre Lippen spielte, wie die bleiche Wange allmählig sich mit einem rosigen Schimmer übergoß – er konnte es nicht genug betrachten und bewundern, und wie gefesselt blieben seine Blicke an dem lieblichen Wesen haften, bis sie das Lied zu Ende gelesen hatte.

Aber auch da schlug sie die Augen noch nicht auf, sondern kehrte damit noch einmal nach einer Stelle zurück, auf der sie schon vorher länger gewelt hatte.

»Ich lese noch einmal die dritte Strophe,« sagte sie, ohne aufzublicken; »warum sind die Verse derselben sämtlich unterstrichen?«

»Weil sie mich in jener Stunde am tiefsten ergriffen, denn sie paßten zu meiner damaligen Stimmung, wie sie überhaupt auf mein ganzes Leben und meine Empfindung passen.«

Jetzt erst erhob Jane die Augen und blickte ihn groß und mit einer unbeschreiblichen Verwunderung an.

»Wie,« sagte sie leise, »wäre das möglich? Sind Sie denn, können Sie denn so unglücklich sein, wie ich es glauben muß, wenn Sie mir sagen, daß diese Verse auf Ihre Empfindung und Ihr ganzes Leben passen?«

Reinhold nickte unmerklich, dann sagte er leise und mit zitternder Stimme: »Lesen Sie mir die dritte Strophe noch einmal laut vor, dann will ich Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage geben.«

Jane hob das Buch, welches sie auf ihren Schooß gelegt, wieder empor, suchte die Stelle auf und las mit tief bewegter Stimme laut:

Seele, was betrübst Du Dich!
Was ist Dir so bang in mir!
Hat Dich Alles denn verlassen?
Stehst Du denn ganz allein?
Kannst Du Nichts mit Lieb' umfassen,
Nennst Du Nichts auf Erden Dein?
Gott bleibt Dir
Für und für,
Seele, Seele, zage nicht!
Fest und treu
Gott Dich weih!

Sie hatte zu Ende gelesen und eine Thräne schimmer-
te wie ein fleckenloser Diamant in ihrem Auge. Sie sah

Reinhold an, mit ihrem weichen Blick in seiner Seele forschend, aber sie sprach kein Wort dabei.

»Ja,« sagte nun Reinhold endlich mit noch immer bebender Stimme, »die Worte, die Sie gelesen, klingen mir noch heute so schön, wie sie mir damals klangen, leider aber sind sie auch eben so wahr in Bezug auf meine Empfindung und meine einsame Stellung im Leben.«

»Wie,« rief Jane, die Hände zusammenschlagend und mit ihren schönen Augen wie verklärt zum leicht bewölkten Himmel aufblickend, »das sagen Sie, das können Sie sagen? Sie, dem die ganze Welt und alle ihre Freudenthüren offen stehen? O mein Gott, was soll dann ich sagen, der die ganze Welt und jede Wonne darin verschlossen ist? O nein, o nein, Sie können, Sie dürfen nicht so unglücklich sein!«

»Und doch, und doch täuschen Sie sich in mir. Ich war nicht allein von Jugend an so unglücklich, sondern ich bin es, – wenn mich nicht bald ein gütiges Geschick begünstigt – noch jetzt.«

Jane's Augen richteten sich starr auf ihn und nisteten sich mit einer Art unaussprechlichen Zweifels in seinen Augen fest, als wollte sie die Bejahung der eben gehörten, ungläublichen Worte darin lesen.

»Nein, nein,« rief sie mit unsäglicher Innigkeit, »ich glaube Ihnen Alles, aber das kann ich nicht glauben. Es ist nicht möglich nach dem Eindruck, den Sie auf mich gemacht. Sie, ein Mann in den blühendsten, kräftigsten Jahren, mit so vielen Kenntnissen ausgerüstet, mit so vielem Geist begabt – Sie, Sie sollten so unglücklich sein?«

Reinhold lächelte fast wehmüthig und schüttelte verwunderungsvoll den Kopf.

»Sie vergessen,« sagte er ruhig, »daß alle Kenntnisse der Welt, wenn sie ein Mensch besitzen, daß aller Geist, wenn ihn ein Mensch in sich fassen könnte, bei Weitem nicht ausreichen, diesen Menschen *glücklich* zu machen, wenn alle übrigen Bedingungen zum Glück, zum wahren Lebensglück ihm fehlen. Denn dies wahre Lebensglück, wie ich es betrachte, ist kein Glück von außen her – es muß hier, hier in unserm Herzen wohnen und nisten, und wo dies Herz leer und todt und öde ist – da kann der Mensch, der es sein nennt, auch nicht glücklich sein.«

Jane senkte ihr Auge und schaute betrübt vor sich nieder – die letzten Worte schienen ihren Zweifel an der Wahrheit des eben Gesprochenen beseitigt zu haben.

»Ach ja,« flüsterte sie mit einem langen Seufzer, »vielleicht mögen Sie doch Recht haben. Aber ist es denn möglich, daß Sie im Leben schon so viel Unglück gehabt haben? Darf ich darüber nichts Näheres hören?«

»Mein Schicksal, das heißt, mein einfacher Lebenslauf, wird Sie nur wenig interessiren.«

»Und doch möchte ich ihn wohl kennen lernen,« flüsterte eine sanfte Stimme neben ihm.

»Er läßt sich eigentlich mit wenigen Worten berichten.«

»So lassen Sie mich diese wenigen Worte hören.«

»Sie wollen es, gut! Ich, der ich Ihnen so voller Berechtigung scheine, glücklich zu sein, ich bin es nie gewesen

und ich bin es auch jetzt noch nicht. Ich habe von jeher allein auf der großen, menschenreichen Welt gestanden. Kein Herz hat an dem meinen geschlagen und kein Herz schlägt an dem meinen, keine Seele legt sich an meine Seele, mit der ich die meine verschmelzen möchte – und diese Einsamkeit, dieses Alleinsein in dem großen, lauten, vollen Leben kann ein großer Schmerz, also ein großes Unglück sein, um so größer, wenn man – die heiße Sehnsucht, das brennendste Verlangen hat – nicht mehr allein zu sein.«

Während er diese Worte mit niedergeschlagenen Augen sprach, bemerkte er nicht, daß Jane ihm ihr schmerz erfülltes Angesicht zugewandt hatte und nun mit einer noch glänzenderen Thräne in dem schönen Auge theilnahmsvoll an seinem erregten Gesichte hing. Plötzlich bewegte sich unwillkürlich ihres linke Hand zu der seinen hin. Er faßte sie rasch, ließ sie aber gleich wieder los, da sie die ihre sanft, doch nachdrücklich von ihm zurückzog. Gleich darauf aber sagte sie mit bittender Stimme, in der ein eigenthümlicher Schmelz lag, so daß sie ihm unwiderstehlich erschien:

»Bitte, bitte, lieber Freund – so darf ich Sie ja wohl auch nennen, da Sie mich Ihre Freundin genannt haben – lassen Sie mich rasch, recht rasch, wenn auch nur mit wenigen Worten Ihre Lebensgeschichte hören.«

Reinhold nickte beistimmend und sprach dann: »Ich bin von unbemittelten Eltern geboren. Von ihnen konnte ich keine Erziehung erhalten, denn sie wurden mir schon entrissen, als ich ein vierjähriges Kind war. Von

dieser Zeit an mußte ich bis zu meiner Mündigkeit mit Entbehrungen aller Art kämpfen. Fremde Leute erzogen mich und nur wenige warme Herzen begegneten mir auf meinem Lebensgange. So rang ich hart und schwer von Jugend an mit den Feinden menschlicher Freude und menschlichen Glücks. Ich war und blieb ein einsamer Pilger auf Erden, der immer vergeblich sich nach dem gelobten Lande der Ruhe und Behaglichkeit sehnte. Nur in der Arbeit, der angestrengtesten, selbstgewählten Arbeit fand ich Beruhigung und Trost, nur die Nahrung meines Geistes bot mir das einzige Labsal in meinem einförmigen und oft sehr traurigen Dasein. Aber dennoch, unter allen Entbehrungen und Nöthen wuchs ich geistig und körperlich heran. Ich rang und rang ohne Unterlaß und mit diesem Ringen erwarb ich mir das Nothwendige zu einer selbstständigen Stellung. So kam ich endlich in die Lage, in der ich mich jetzt befinde und mit der ich in so weit zufrieden bin, als sie mich kleidet und nährt und mir vor allen Dingen die Achtung der Welt gewährt. Sie wissen ja, wer und was ich bin und welche Stellung ich in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Aber mit dem Geist, dem Wissen und Können sind wir nur zum Theil gegen die Angriffe des Lebens gerüstet; die tägliche Nothdurft befriedigen, heißt noch lange nicht glücklich sein. Dem Menschen ward auch ein warmes Herz gegeben und dieses Herz mit einem heiligen Sehnen und Trachten nach einem gleichgestimmten Herzen erfüllt. Aber ach! ich hatte keine Eltern, keine Geschwister, keine Verwandte, die mein Herz besänftigt und erquickt hätten,

wenn es von Sehnsucht und Verlangen überquoll – fragt da jenes Lied also nicht mit Recht, wenn es mit Engelsstimmen zu mir spricht:

Hat Dich Alles denn verlassen?
Stehst Du denn so ganz allein?
Kannst Du Nichts mit Lieb' umfassen,
Nennst Du Nichts auf Erden Dein?

Sprach es damit nicht nicht meine ganze Empfindung, mein Schicksal aus? O ja, und Sie werden es gewiß nicht läugnen wollen und können. Und nun sagen Sie, mußte ich mich nicht von diesen einfachen Worten getroffen fühlen, so daß ich in Rührung versank und mich von diesem Augenblick an mit noch heißerem Sehnen nach einem empfindenden Herzen umschaute, das mich verstand und –«

Bei diesen Worten legte sich Jane's Hand leise auf seinen Arm, als wollte sie seinen ferneren Erguß hemmen. Wenn das in ihrer Absicht lag, so erreichte sie es vollkommen. Reinhold schwieg auf der Stelle und blickte fragend in ihr tief geröthetes Antlitz, aus dem eine seltsame innere Erregung sprach.

»Seien Sie nicht zu trostlos!« sagte sie plötzlich, während sie, aus längerem Nachdenken auffahrend, sich selbst Gewalt anzuthun schien. »Das thut mir zu weh, ich kann Sie nicht so sehen. Nein, nein, Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß einst auch für Sie bessere Zeiten kommen; O –« und sie legte Ihre Hand auf die

heiße Stirn – »da fällt mir eben ein guter Gedanke ein. Geben Sie her – es giebt auch andere ermuthigendere Verse, die eben so wahr sind – wie jene.«

Und sie nahm ihm rasch den Bleistift ab, welchen er noch in der Hand hielt, schlug ein reines Blatt in dem noch vor ihr liegenden Notizbuch auf und schrieb mit flüchtigen Zügen, so daß der Stift kaum ihren Gedanken folgen konnte, die Zeilen:

Laß nur nie die Hoffnung sinken;
Wenn auch Alles Dich verläßt,
Mußt aus ihrem Quell Du trinken,
Halten stets an ihr Dich fest.

Wenn Du wähnst, daß Dich verlassen
Schon auf ewig alles Glück –
Suche still Dich nur zu fassen,
Und es kehrt zu Dir zurück.

Wenn Du glaubst, daß Deine Sonne
Ewig eingehüllt die Nacht,
Strahlt sie bald mit neuer Wonne,
Und dann doppelt hell sie lacht.

Vielleicht wäre die Wirkung dieser einfachen Worte, die Reinhold, dicht an die Seite der Schreibenden gerückt, las, noch während sie aus dem Bleistift flossen, keine so bedeutende gewesen, wäre ihnen nicht auf dem Fuße ein äußeres Zeichen gefolgt, welches sie augenblicklich zu bestätigen schien. Denn in demselben Moment, als Jane die Worte schriebt

Strahlt sie bald mit neuer Wonne,
Und dann doppelt hell sie lacht,

brach die Sonne, die den ganzen Morgen hinter leichtem Gewölk verschleiert gewesen, klar aus dem Wolkengefieder hervor und übergieß das ganze vor den Sitzenden liegende Land, das rauschende Wasser, und Alles, was darauf lebte und webte, mit ihrem goldensten, reinsten Strahl.

Kaum aber hatte sich die grüne Erde, der blaue Fluß, die dämmernde Ferne in diesem wunderbaren, und, da er so unerwartet kam, fast bezaubernden Lichtquell gebadet, so schaute Reinhold wie ein von einer höheren Erscheinung Entzückter auf und von diesem berauschten Augenblicke an war sein ferneres Geschick für alle Zeiten entschieden. In seinem übervollen Innern schäumte es wie eine stürmische und doch Segen bringende Woge auf; in seinem Herzen pochte und klopfte es mit einer ihm ganz neuen, kaum bezähmbaren Allgewalt, und seine ganze Seele fluthete ungestüm der neben ihm still, fast demüthig sitzenden Gestalt zu. Hätte er seinem aufquellenden Gefühl folgen wollen, so hätte er die Arme

geöffnet und die den Sturm in ihm nicht Ahnende an sich gerissen – und ihr seine ganze Seele mit allen ihren Wonnen und Qualen ausgeschüttet, die er vom ersten Augenblick unbewußt empfunden, als er ihrer ansichtig geworden war. Aber er gab diesem ersten aufbrausenden Gefühle keine Folge, er beherrschte sich männlich, denn es war Etwas in dem forschend auf ihn gerichteten Gesicht, in der ruhigen, erwartungsvollen Haltung Jane's, was ihn mit einer an Ehrfurcht gränzenden Empfindung erfüllte.

Während er aber noch mit sich im Stillen kämpfte und stritt, und während seine Nachbarin die an ihm bemerkliche Aufregung nur für eine Folge eines gedankenvollen Sinnens hielt, hatte diese schon wieder das kleine Notizbuch zur Hand genommen, ein neues reines Blatt aufgeschlagen und schrieb, viel ruhiger als vorher und mit anscheinend tieferer Ueberlegung, folgende Verse:

Mir geht es noch viel trauriger als Dir –
Dir leuchten doch noch Sterne hell dort oben.
Dir blüht die Hoffnung noch auf Erden hier,
Für Dich sorgt noch ein guter Vater droben.
Ach, aber ich, wer sorgt für mich hienieden?
Mir ward *kein* Segen, groß wie Dir, beschieden.
Auf mich senkt sich die ganze Schicksalsmacht
Mit schwerer Wucht – ich kann es kaum ertragen
–
Und was mein Leid fast unerträglich macht:
Ich kann es Niemandem mit Worten klagen.

Ich kann nur weinen, bangen – hoffen nicht,
Mir leuchtet keines Vaters Himmelslicht.

»Was schreiben Sie da?« fragte Reinhold mit bebender Stimme, während es ihm vor den Augen flimmerte, so daß er die kleinen Buchstaben nicht alle gleich entziffern konnte.

Jane schaute ruhig und klar zu ihm empor und alle Erregung war dabei aus ihrem sprechenden Gesicht geschwunden. Aber allmählig stellte sich jener traurige Zug um ihre Augen wieder ein, und nie so klagend und um Mitleid flehend wie jetzt, blickte den gespannt sie Betrachtenden die arme, auf den Tod verwundete Gazelle daraus an.

»Ach,« sagte sie, mit unnachahmlicher Anmuth den Kopf vor sich niederbeugend, »ich vergleiche nur mein Schicksal mit dem Ihrigen. Da, lesen Sie. Ich bin freilich nicht in der Dichtkunst, zumal der deutschen, so bewundert, wie Sie in der Wissenschaft, aber das kann ich verbürgen: Wahrheit ist in diesen Worten enthalten, so wahr jetzt die Sonne da wirklich über Ihnen lacht.«

»Lacht sie denn nicht auch über Ihnen?« fragte Reinhold, langsam die Hand nach dem Buche ausstreckend.

Sie schüttelte mit einer Wehmuth ohne Gleichen den Kopf und sagte leise, wie zu sich selbst sprechend: »Meine Sonne ist untergegangen – für immer – dort hinter jenem Meere – und für mich giebt es keinen rosigen Tag mehr, wie für Sie. Doch – lesen Sie!«

Reinhold fuhr sich mit der Linken über die noch immer flimmernden Augen, nahm mit der Rechten das ihm hingeschobene Buch und las die beiden Strophen langsam und mit Bedacht laut vor.

Als er ausgesprochen, heftete er sein Auge auf Jane, die seitwärts von ihm fort nach dem Wasser sah. Bei dieser Haltung des Kopfes konnte er von ihrem Auge nur die lichtbraune Pupille sehen und dann – das hatte er schon früher bemerkt, wenn sie in dem Krankenstübchen von ihm fort aus dem Fenster sah – dann trat der einzige Zug hervor, der ihn erinnerte, daß Jane von jenem orientalischen Volke abstammte, das seit Jahrtausenden ein so unstätes Leben geführt und doch noch unverkürzt die Spuren seines Ursprungs in dem Antlitz seiner Söhne und Töchter bewahrt hatte. Aber dieser jüdische Zug in dem Auge und dem strahlenden Licht derselben war ein wunderbar schöner Zug. Das Feuer des Morgenlandes, die Gluth der mittäglichen Sonne, der Glanz eines unbekanntes, ewig gesuchten und nie gefundenen Eden leuchtete und flackerte darin, und in Jane, der traurigen, klagenden Tochter ihres Volkes, trat es nur in gedämpftem Schimmer hervor und erhellte ihr übriges Gesicht wie zwei bedeutungsvolle, vielsagende Sterne, die ihr Licht nicht von außen, sondern von einem tief inneren heiligen Quell empfangen, der nie versiegt, so lange das rosige Blut in den pochenden Adern rollt und strömt.

»Ach,« seufzte Reinhold leise auf, »wenn Sie doch auch einmal so aufrichtig gegen mich sein wollten, wie ich es

gegen Sie gewesen bin! Ich habe Ihnen mit wenigen einfachen Worten mein Schicksal enthüllt – fühlen Sie sich dadurch nicht veranlaßt, mir auch das Ihrige aufzuschließen?«

»Still!« sagte Jane mit edler Ruhe und unbeugsamem Ernst, »heute noch nicht. Wir sind zwar auf dem besten Wege, vertraute Freunde zu werden, so weit wir es in unserer eigenthümlichen Lage werden können, aber noch sind wir nicht so weit. Bevor Sie – vielleicht, sage ich – erfahren dürfen, was noch nie ein Mensch von mir und über mich erfahren hat, muß noch manches Wort zwischen uns gewechselt werden und Sie müssen mir erst noch heilsameren Trost sprechen, als Sie bis jetzt gesprochen haben. Denn ich – ich bedarf eines edlen und warmherzigen Menschen Trost mehr, als Sie sich vorstellen können. O, und ich höre Sie so gern reden, ich kann so Vieles von Ihnen lernen, und ich lerne so gern. Sie sollen mich unterrichten. Ich bin in vielen Dingen unerfahren, bin voller Zweifel und Bedenken. So viel aber habe ich von Ihnen schon gelernt, daß ich weiß: wenn irgend Jemand mich verstehen, mich leiten, mich auf den richtigen Weg der Erkenntniß, des Glaubens, des Verständnisses himmlischen und irdischen Lebens bringen kann, so sind Sie es. Das mag Ihnen für heute genug sein. Aber still – es kommt Jemand die Treppe herauf –«

Reinhold, mehr entflammt, als er selber wußte, mehr aufgeregter und gespannt, als er sich gestehen mochte, hob den Kopf fast erschrocken in die Höhe, und in dem Augenblick, als er und Jane Margarethen unbefangen und

heiter, wie sie es immer war, unter den Schatten der alten Pappel treten sahen, durchzuckte Beide, wie ein elektrischer Strahl, der Gedanke, das Bewußtsein, daß es für sie noch eine Schranke in der Welt gab und daß ihnen diese Schranke von jetzt an durch die Gegenwart eines Dritten auferlegt ward, mochte er sein, wer er wollte, und ohne daß sie es sich gesagt, wußten sie, daß von nun an etwas Geheimnißvolles zwischen ihnen walte und daß sie nur von wichtigen und sie selbst betreffenden Dingen reden konnten, wenn sie allein und ungestört waren.

Ob diese Entdeckung, die so plötzlich in ihr Bewußtsein trat, eine angenehme war, oder ob sie ihnen für die Zukunft manchen bitteren Augenblick bereiten würde, das sollte ihnen schon zum ersten Mal an diesem Abend klar werden, an diesem Abend, der einem Tage folgte, der für sie Beide von unbestreitbarer Wichtigkeit war und von dem an ihr ganzes ferneres Leben eine Gestaltung annahm, die weder der bisher so ruhige Reinhold, noch die arme gequälte Jane hatte ahnen können.

DREIZEHNTES CAPITEL.

Ja, es war Margarethe, die zu ihnen an den Tisch unter den Schatten der alten Pappel trat und in ihrer Unbefangenheit nicht im Geringsten merkte, wie störend sie in diesem Augenblick in den Entwicklungsgang der Empfindungen dieser beiden Menschen eingriff. Sie war früher aus der Stadt zurückgekehrt, als sie oder irgend ein Anderer es vermuthet hatte, und da sie allein den Uebri- gen vorausgekommen war und den guten Doctor nicht

zu Hause fand, so vermuthete sie ihn ganz richtig noch bei Jane zu treffen, und so trat sie den Weg nach dem kleinen Hause an, wo sie von Rebecca erfuhr, daß ihre Herrin mit dem Herrn Doctor unter der Pappel sitze.

Nachdem sie die Beiden begrüßt und ihre Freude geäußert, daß sie sie noch beisammen gefunden, erzählte sie ihnen von dem kurzen Gratulationsbesuch in der Stadt, und daß ihr Vater daselbst eine fremde Familie getroffen, die ihnen auf ihrer diesjährigen Reise begegnet war, die sich aber nur einen Tag in Altona aufhalten würde.

»Und nun habe ich eine Bitte, liebe Jane,« fügte sie schließlich hinzu, »und darum bin ich in der Sonnenhitze sogleich zu Ihnen herunter gekommen. Sie dürfen sie mir also nicht abschlagen. Die fremde Familie, aus einer Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, wird heute Abend bei uns den Thee trinken. Dabei müssen Sie uns nun Gesellschaft leisten. Ich weiß wohl, Sie gehen nicht gern unter Menschen, die Ihnen fremd sind, aber diesmal, da wir auf keine weitere Hülfe in der Unterhaltung zu rechnen haben und eigentlich auch lieber unter uns bleiben wollen, müssen Sie schon ein Uebriges thun. Nicht wahr, ich darf auf Ihre Beistimmung rechnen? O, lieber Doctor, sie schüttelt schon wieder verneinend den Kopf – nun zeigen Sie, was Sie vermögen – reden Sie ihr zu, wenn meine Bitte nichts fruchtet.«

Jane erhob bei diesen Worten den Kopf und richtete ihr strahlendes Auge mit einem fragenden Ausdruck auf Reinhold. Dieser besann sich keinen Augenblick, nickte

ihr ermunternd zu und sagte: »Ich glaube nicht, daß mein Zureden noch nöthig sein wird. Meiner Meinung nach ist es natürlich, daß Fräulein Jane Ihrer Einladung folgt – warum sollte sie lieber zu Hause allein sein, da sie oben bei uns Unterhaltung und Abwechselung findet?«

Jane blickte zu Boden und lächelte zweifelhaft.

»O, also Sie kommen?« rief Margarethe freudig. »Ach, das ist gut, das ist herrlich. Nun freue ich mich auch auf den Abend!«

»Ich werde kommen,« sagte Jane leise – »um welche Zeit, wenn ich fragen darf?«

»Das steht ganz bei Ihnen, liebe Jane; je eher Sie kommen, um so lieber wird es uns sein.« –

Bald nach diesen Worten stieg Doctor Strahl mit der Tochter seines Wirthes nach der Höhe empor, und um sechs Uhr Abends folgte ihnen mit leisem, leichtem Schritt eine dunkle Gestalt, die kein Gesicht zeigte, das sich auf eine Gesellschaft und die Unterhaltung darin zu freuen schien. Wenn sie eine Vorahnung von dem Ausfall derselben gehabt, so sollte diese sie nicht getäuscht haben, denn drückender, peinlicher war ihr nie ein Abend verstrichen, so viele Mühe sich auch der Hausherr und seine Töchter gaben, das Gespräch zu beleben und die Unterhaltung der Anwesenden in flüssigen Gang zu bringen.

Und seltsam! Der, auf den man dabei am meisten gerechnet, er war fast der Stillste und Einsylbigste von Allen. Er schien mit seinen Gedanken weit abwesend zu sein. Selbst seine Ohren waren verschlossen, denn oft

mußte die muntere Bertha ihm zwei oder dreimal Das-selbe wiederholen, ehe er begriff, was sie wollte. Er saß nur auf seinem gewöhnlichen Platz neben Jane, spielte mit ihrer Scheere, aß die ihm von ihr geschälten Früchte und warf, nur von ihr vielleicht allein verstandene Blicke in die weite Ferne, die ihm heute Abend nicht von der doppelt lachenden Sonne bestrahlt war, wie sie seinen Morgen so freundlich erleuchtet hatte.

So verging der lange Abend in ziemlich eintöniger Weise, und Einige der Anwesenden, wenn nicht Alle, hatten wieder die Erfahrung gemacht, daß die Stunden, auf die man sich am meisten freut, nicht immer die angenehmsten und heitersten sind.

Erst als um zehn Uhr Doctor Strahl Jane vor der Hausthür den Arm bot, um sie nach ihrem kleinen Hause zu führen, wie das erste Mal – o, welche Ewigkeit lag schon zwischen Damals und Jetzt, und was hatten diese beiden Menschen in diesen wenigen Tagen innerlich erlebt – erst da athmeten Beide tief und fast gewaltsam auf, indem sie ihre Augen froh zu den Sternen erhoben, als wollten sie ihnen danken, daß sie ihnen wieder in aller Stille leuchteten.

»Ich habe es vorher gewußt,« flüsterte Jane an seiner Seite, als er mit ihr über den trostlosen Abend sprach, »aber Sie haben es so gewollt, und ich bin Ihnen gefolgt.«

»Still,« ermahnte er sie, »keine Klage! Morgen ist auch noch ein Tag. Darf ich wieder um zehn Uhr bei Ihnen sein, um unter der Pappel meine Birne zu verzehren?«

»Die Birne sollen Sie haben, auch einen recht schönen Apfel, den ich hier in meiner Tasche trage,« erwiderte sie, leise vor sich hin lächelnd.

»Gut, ich werde pünktlich sein, und morgen wollen wir den Unterricht beginnen –«

»Welchen Unterricht?« fragte Jane in halber Zerstreuung.

»Den Sie sich selbst von mir ausgebeten –«

»Ach so! Gut! Und nun?«

Sie stand vor der Thür des kleinen Hauses, die Rebecca eben öffnete.

»Und nun?« wiederholte Reinhold. »Nun haben wir uns nur eine gute Nacht zu wünschen. Schlafen Sie wohl – und – Sie sind meine Freundin, nicht wahr?«

»Ihre Freundin?« fragte sie mit starkem Nachdruck und rasch den Kopf zu ihm erhebend – »ja, auf ewig!«

»Und Ihre Hand?«

»Da ist sie. Gute Nacht!«



Als Reinhold an diesem Abend mit sich allein war, mußte er sich das Geständniß ablegen, daß Jane vollkommen Recht habe, wenn sie, um sich mit ihm zu unterhalten, nicht allzu eifrig und gern eine größere Gesellschaft aufsuche. Er hatte heute die Erfahrung an sich selbst gemacht, daß zwei Menschen, die sich einander

genügen und sich gern von ihren eigenen Angelegenheiten unterhalten, durch die Anwesenheit Anderer nur beängstigt und im Austausch ihrer Meinungen und Gedanken behindert werden. Diese Erfahrung, die heute erst mit einem verhältnißmäßig geringen Eindruck bei ihm in's Leben getreten war, sollte sich in Zukunft noch viel unliebsamer und empfindlicher herausstellen, da mit der zunehmenden Vertraulichkeit, die sich allmähig zwischen ihm und Jane entwickelte, jene Störung noch viel schwerer in's Gewicht fiel.

Denn so oft auch von jetzt an Jane in Gegenwart anderer, selbst ihm so nahestehender und befreundeter Personen, wie er sie in der Schilling'schen Familie gefunden, mit ihm zusammentraf, er empfand niemals die davon gehofte und erwartete Befriedigung mehr. Und das war unter den obwaltenden Umständen sehr leicht zu erklären. In seinem gährenden, nach einem immer klarer vor ihm auftauchenden Ziele drängenden Innern häufte sich der Stoff zur Mittheilung auf eine unglaublich schnelle Weise an. Jeder Moment gab ihm einen neuen Gedanken, und dem Gedanken eine neue Gestaltung ein, und der Wunsch wuchs mit erstaunlicher Intensität, sich dieses Gedankens in der vorbereiteten Form zu entledigen. Kam er nun aber in Jane's Nähe und waren Andere zugegen, so blieb zu seinem unaussprechlichen Leid seine Lippe versiegelt, wie es die ihre blieb, er konnte nicht aussprechen, wovon sein Herz zum Zerspringen voll war; einmal, weil ihm diese Anderen eine natürliche Fessel anlegten, da sie ja kein Interesse für die Unterhaltung

zweier Personen haben konnten, die sich so viel zu sagen hatten, was nur ihre eigenen Empfindungen betraf, und dann, weil eine innere Stimme ihm sagte, daß Jane nur allein das Anrecht zur Anhörung seiner nur für sie lebenden Gedanken und Empfindungen habe.

Freilich konnte er sich nicht beklagen, daß ihm die Gelegenheit sparsam kam, Jane allein zu sehen und ungestört mit ihr sich zu unterhalten. Es stand ihm ja fast jeden Tag frei, sie wenigstens eine Stunde lang zu besuchen, und bei ihr trat ihm selten eine Störung von außen her in den Weg. Und zögerte er aus Rücksichten der Höflichkeit einmal, das gastfreundliche Haus seines Wirths und die auf seine Gesellschaft angewiesenen Schwestern zu verlassen, so forderten ihn diese selbst, wenn sie ihn einer Zerstreung für bedürftig hielten, nicht selten auf, nach dem kleinen Hause hinabzusteigen, Jane einen Gruß zu bringen und sie zu einem neuen Besuche bei ihnen einzuladen.

Allein mitunter wurde ihm doch ein leichter Zügel in dieser Beziehung angelegt. Häufig begleitete ihn Margarethe oder Bertha auf dem Wege nach der Elbe, und dann war ja der Zauber gebrochen, der sich bereits in der schönen Wechselwirkung zwischen Jane und ihm eingestellt; bisweilen aber kamen auch unerwartete Besuche aus der Stadt oder der näheren Nachbarschaft, und diesen konnte sich der geehrte Gast nicht immer entziehen, da ja viele Personen dieser Art gerade auf seine Anwesenheit gerechnet hatten und der Wirth und dessen Töchter selbst seine Abwesenheit nicht gern gesehen haben würden.

Alles dies, wie gesagt, wirkte nicht mit einem Mal und plötzlich auf ihn mißstimmend ein, aber es trat allmählig in den bisher so lichten Vordergrund seiner jetzigen Existenz wie ein trüber Schatten, der ihm den reinen Genuß verkümmerte, den er sich von Jane's Umgang versprach, ja, der ihm allmählig, je höher die Gefühlswoge seines Innern stieg, zu einem natürlichen Bedürfniß wurde; und ward dies geistige Bedürfniß nicht befriedigt, so stellte sich jener erkältende Mißklang ein, der in jedem ähnlichen Verhältniß das wünschevolles Herz so arg zu bedrängen, so bitter zu peinigen geeignet ist, weil er die Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande zu einer schmerzlichen Höhe steigert und so das köstlichste Gefühl auf Erden, das der wachsenden Herzensneigung, zu einer qualvollen Fessel gestaltet. –

Am nächsten Morgen freilich legte sich dieses Hemmniß noch nicht in seinen Weg, und er sollte einmal wieder zwei glückliche Stunden in Jane's Nähe verleben, das heißt glücklich, insofern ihm diesmal Niemand den schönen Morgen durch sein Dazwischentreten verdunkelte. Wieder war der Tag wie gestern mit trübem Himmel angebrochen, aber nach zehn Uhr heiterte er sich auf, und bald strahlte die Sonne wieder ihren verklärenden Glanz und ihre Wärme über die idyllische Landschaft aus.

Reinhold hielt sich, sobald Margarethe und Bertha ihr Ankleidezimmer ausgesucht, nicht lange mehr im oberen Garten auf. Mit hastigen Schritten eilte er den Berg hinter, und seine Uhr hatte kaum die verabredete Stunde angezeigt, da trat er schon in Jane's kleinen Garten und

fand sie, wie gestern, mit der Erquickung ihrer Blumen beschäftigt. Von Neuem durch den Anblick ihrer Schönheit bewegt, trat er rasch auf sie zu, reichte ihr die Hand und befragte dann ihr Gesicht, in dem er schon lange zu lesen und die Vorgänge ihres Innern zu entziffern gelernt hatte. Allein, wenn er sich gedacht, daß eine ähnliche Regung der Freude sich auf ihren Zügen zeigen würde, wie sie die seinen so strahlend und hoffnungsvoll aussprachen, so irrte er sich. Der Ausdruck von Jane's Gesicht war zwar ruhig wie immer, aber auf dieser Ruhe lag ein leichter Schatten, wie der trübe Reif auf einer glänzenden Frucht, und das entging dem scharfen Beobachter nicht. Auch ihr Auge schien etwas umflort und gewiß erhob sie es nicht mit der ganzen Unbefangenheit gegen ihn, die sie wohl früher gezeigt, wenn er mit ihr allein gewesen war. Als ob ein geheimnißvoller Druck auf ihrem Innern läge, den sie erst mit einiger Kraftanstrengung beseitigen müsse, sah sie halb scheu zu ihm empor, und es war nur eine sehr flüchtige und fast kalte Berührung, die sie ihm bei Darreichung ihrer Hand angedeihen ließ.

Reinhold aber, schon durch ihre Nähe beglückt, ging über diese ihm nur zufällig erscheinende Zurückhaltung leicht hinweg, und selbst, als Jane wortkarger als sonst erschien, fand er noch kein Arg darin und gab sich nur ganz und gar der Freude, sie wiederzusehen, hin.

»Wollen wir uns auch heute unter die Pappel setzen?« fragte ihn Jane, nachdem sie ihre Gießkanne bei Seite gestellt und die ersten begrüßenden Worte mit ihm gewechselt hatte.

»Ich denke es gewiß,« erwiderte er. »Sie haben mir ja gestern Abend versprochen, mir eine Birne und sogar einen Apfel zu schälen, und da ich gerade Appetit habe, so lassen Sie mich nicht zu lange darauf warten.«

»So kommen Sie.«

Mit diesen Worten trat sie in ihren kleinen Saal, nahm das mit den Früchten bereitstehende Körbchen wieder auf und reichte schweigend dem sie verwundert betrachtenden Reinhold das Tuch, das er ihr auch gestern nach dem Sitz an der Elbe getragen.

Ohne unterwegs viel zu sprechen, schritten Beide nach dem stillen Platz, wo sie sich wieder dicht bei einander auf die kleine Bank niederließen, ohne daß Jane diesmal ihre Kleider zusammennahm und diese den neben ihr Sitzenden streiften, als habe sie eine Ahnung davon, daß es ihm schon eine Wohlthat sei, wenn er nur den Saum ihres Gewandes berühren durfte.

Als nun aber Jane sogleich das Obst zu schälen begann und dabei still vor sich hinblickte, ohne ihr Auge ein einziges Mal zu dem sie so aufmerksam Betrachtenden zu erheben, fiel ihm ihre Schweigsamkeit und der Schatten auf ihrem Antlitz noch mehr auf als vorher, und er sagte plötzlich, bevor er die ihm dargebotene Frucht ergriff:

»Was haben Sie heute? Sie sind so ernst, fast trüb, auch so schweigsam und bedrückt, daß ich fast befürchten muß, Ihnen heute nicht angenehm zu sein.«

Da hob Jane zum ersten Mal das Auge zu ihm empor und ein Funke der alten Freundlichkeit blitzte hell in demselben auf.

»O nein, da irren Sie,« entgegnete sie ruhig und bedachtsam, »angenehm sind Sie mir gewiß. Aber« – und hier senkte sich ihr Auge wieder – »ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein: ich habe Ihnen einen kleinen Vorwurf zu machen, und ich würde nicht ganz Ihre Freundin sein, wenn ich Ihnen die Gedanken, die mich seit gestern Abend heimgesucht, vorenthalten wollte.«

»Nun?« fragte Reinhold mit gespannter Miene, indem sich einige Besorgniß auf seinem erregten Gesicht ausdrückte. »Was für einen Vorwurf habe ich denn von Ihnen verdient?«

Die Worte wurden mit einer so eigenthümlichen Betonung ausgesprochen, daß sie einen unerwarteten Eindruck auf Jane ausübten. Sie legte rasch das noch festgehaltene Messer hin, trocknete sich die Hände hurtig an der daneben liegenden Serviette, und nun dem jungen Mann um einen Gedanken näher rückend, faßte sie mit ihrer linken Hand seinen Arm und dabei nahm ihr Gesicht einen freundlich bittenden Ausdruck an.

»O,« sagte sie, »der Vorwurf wird Sie nicht schmerzen, es ist ja eigentlich nur eine Bitte, die mir auf dem Herzen liegt. Mit einem Wort: Sie müssen ein andermal nicht so trübe sein, wie Sie es gestern Abend waren, wenn einmal Fremde in unsere Nähe gerathen. Es ist ja nicht immer möglich, daß wir nur von Dingen reden können, die uns allein interessiren.«

»Wie, war ich denn gestern so trübe?« fragte Reinhold, obwohl sein Bewußtsein, daß er es gewesen, aus dem innigen Ton seiner Stimme klang.

»Ja, und recht sehr, und Sie haben mich dadurch ganz gegen meinen Willen mit trübe gemacht, obgleich ich eine Ahnung hatte, daß es so kommen würde und deshalb nicht gern die Einladung Margarethens annahm. Allein Sie wünschten es und ich gehorchte. Ja, Sie waren verstimmt, daß man uns mit alltäglichen Dingen unterhielt und von uns mit alltäglichen Dingen unterhalten sein wollte, aber das müssen Sie nicht sein und ich muß es eben so wenig ferner sein. Wir müssen uns in solcher Lage beherrschen lernen, und ich hätte es gekonnt, wenn Sie mir mit Ihrem betäubten Gesicht nicht leid gethan hätten. Da wurde ich nun still und Sie wurden es erst recht, und das that mir doppelt leid, da ich es so gern sehe, wenn Sie die Unterhaltung leiten und die Menschen mit Ihren schönen Worten begeistern und entflammen. Ach« – und bei diesen Worten lächelte sie heimlich und erröthete holdselig – »ich hätte gestern so gern Ehre mit Ihnen eingelegt – auch Schillings hätten das gern gethan – aber es gelang uns nicht und Sie waren und blieben – Sie verzeihen mir meine Aufrichtigkeit – gestern nur ein gewöhnlicher Mensch. Ich bin überzeugt, daß Sie es weniger gewesen wären, wenn ich nicht zu der Gesellschaft gehört hätte, und damit Sie künftig wieder Sie selbst sein können, werde ich bei ähnlichen Gelegenheiten bescheiden und ruhig zu Hause bleiben. Still – gedulden Sie sich noch eine Weile, ich bin noch nicht fertig. Ich habe

auch gleich heute den ersten Schritt dazu gethan, und damit Sie sich nicht wundern, wenn Sie es oben aus anderem Munde hören, so sage ich es Ihnen lieber als Einleitung unserer Unterhaltung selbst. Heute Morgen erhielt ich von Margarethe einen kleinen lieben Brief, worin sie mich im Namen ihres Vaters bat, alle Tage, so lange Sie noch auf ›Schillings-Lust‹ weilten, Mittags bei ihnen zu speisen, da sie überzeugt wäre, daß sie Ihnen damit den größten Gefallen thäte, ›und weil der Arzt,‹ so scherzte sie anmuthig, ›nie zu lange von seiner Patientin entfernt sein müsse‹ – und ich – was that ich oder was will und werde ich thun?«

»Nun, Sie werden ihr doch ihre herzliche Bitte nicht abschlagen?« rief Reinhold, der schon in dem Ausdruck von Jane's Gesicht das Kommende las.

»Ja, ich werde es bestimmt thun, und mich weislich auf die Stunden beschränken, die ein gütiges Geschick mir sonst mit Ihnen zuwendet.«

»Aber warum denn? Thun Sie darin Recht?«

»Nach meiner Ueberzeugung, ja! Es ist besser so, verlassen Sie sich darauf – ich Sorge für uns Beide, indem ich so handle. Und nun ist der Vorwurf von meinem Herzen herunter,« fuhr sie mit aufgeheiterter Miene fort, »nun bin ich wieder Ihre Freundin. Nicht wahr, ich sehe schon ganz anders aus?«

Reinhold sah ihr voll in's Gesicht und er fühlte sich beglückt, als er es einmal freundlich und heiter strahlen sah. »Sie verstehen mich schnell zu Ihrer Ansicht zu bekehren,« erwiderte er, »wenn Sie mir ein solches Antlitz

zeigen. Gut, ich will jetzt weiter nichts sagen – ich füge mich – wenigstens für den Augenblick –«

»O nein, für immer – machen Sie mich nicht gleich wieder trübe durch Ihre Bedingungen –«

»Um Gotteswillen nicht – ich schweige schon.« Mit diesen Worten reichte er ihr herzlich die Hand und diesmal ergriff sie dieselbe mit Nachdruck und Beiden wohnte das Gefühl inne, daß der alte Friede zwischen ihnen wieder hergestellt sei.



»Woran denken Sie?« fragte Jane nach längerem Schweigen, während Reinhold still und in sich gekehrt die vor ihm liegende Scenerie zu betrachten schien, die gerade jetzt mehr denn je von segelnden und dampfenden Schiffen belebt war.

Der also Gefragte und aus seinen Träumen Erweckte wandte langsam den Kopf nach seiner Nachbarin herum und sagte dann in auffallend ruhiger Weise:

»Ich kann noch gar nicht die hebräischen Gebete in Ihrem Tempel aus dem Sinn bekommen. Wider Willen werde ich immer darauf zurückgeführt und ich höre noch immer den monotonen gesangartigen Vortrag der tiefen und weichen Stimme Ihres Vorbeters in meinen Ohren summen.«

»Ich glaube es wohl, daß es Ihnen seltsam erschien,« erwiderte Jane lächelnd. »Aber wenn es einen unangenehmen Eindruck in Ihnen hinterlassen hat, dann sollten Sie doch nicht mehr daran denken.«

»O, das ist es nicht; unangenehm war es mir gewiß nicht. Allein ich kann mir eben gar nicht denken, daß etwas Erbauendes, zur Andacht Stimmendes darin lag, selbst für Sie, die Jüdin, nicht.«

»O doch! Das Hebräische ist ja so recht unseres Volkes Sprache und sie wird auch zum Theil noch von den Juden verstanden. Ueberdieß, Gebete, zu Gott dem Allmächtigen empor gesendet, stimmen immer zur Andacht, mögen sie in einer Sprache laut werden, in welcher sie wollen.«

»Gewiß, das meine ich auch nicht. Aber es ist mir neu, daß die heute lebenden Juden noch Hebräisch verstehen. Verstehen Sie es auch?«

»Zum Theil, ja. Ich habe es in meiner Kindheit gelernt und lernen müssen. Lesen kann ich es noch und auch einigermaßen übersetzen – schreiben kann ich es freilich nicht.«

»Das ist etwas Anderes und dann habe ich Unrecht in meiner Ansicht.«

Jane lächelte sanft. »Singt man in den Kirchen der Christen nicht auch viele Lieder in fremden Sprachen, ja, wird der Gottesdienst bisweilen nicht ganz in denselben abgehalten?« fragte sie nach kurzem Besinnen mit einiger Zurückhaltung

»In welchen Sprachen denn?« fragte Reinhold verwundert.

»In der griechischen und lateinischen,« antwortete sie leise, als fürchte sie, irgend einen Irrthum zu begehen.

Reinhold dachte einen Augenblick nach. »Ja,« sagte er plötzlich, »in katholischen Kirchen ist das allerdings der Fall.«

»Nun, sehen Sie, und Griechisch und Lateinisch verstehen die meisten Katholiken doch auch nicht.«

»Darin haben Sie wieder Recht. Auf diesen geschickten Einwurf war ich wirklich nicht gefaßt.«

Als er darauf sinnend schwieg, wandte sie sich näher zu ihm heran und sagte bittend und leise: »Sie zürnen mir doch nicht, daß ich ihn zu machen gewagt?«

»O, wie könnte ich! Ich schweige nur, weil ich in meinem Nachdenken finde, daß Sie mich eben so gut unterrichten können, wie ich Sie.«

»Ach nein, ach nein! Das scheint Ihnen nur so. Ich weiß so sehr Wenig und darum freue ich mich doppelt, daß ich schon so Vieles von Ihnen gelernt habe.«

»Ich wüßte es nicht mit Worten zu sagen, was Sie bisher von mir lernen konnten. Die Gelegenheit war noch nicht sehr reichlich dazu vorhanden.«

»O doch, o doch! Sie besitzen eine eigenthümliche Macht und damit die Kunst, den Ihnen zuhörenden Menschen Ihre Anschauungen von irgend einer Sache klar und verständlich zu machen, und das bewirken nicht Ihre Worte allein, sondern Ihr ganzes Wesen, besonders Ihre Augen und Ihre Handbewegungen. Man sieht oder glaubt

zugleich klar zu sehen, was man hört. Das ist eine große, die Menschen beherrschende und führende Macht, und die Kunst, sie in's Leben zu rufen, ist schön.«

»O, wenn es wahr ist, was Sie sagen – ich weiß selbst nichts davon – dann kommt es daher, daß man mich versteht, weil ich in dem Augenblick, wo ich spreche, das empfinde und denke, was ich sage.«

»Thun das nicht alle Menschen?«

»Theilweise gewiß, aber die meisten Menschen, sind nur mit der Zunge bei der Sache, weniger mit dem Kopf und viel seltener noch mit dem Herzen. Darin mag vielleicht ein kleiner Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Redenden liegen.«

»Der Unterschied ist nicht klein, er ist sogar sehr groß – nach meinem Gefühl wenigstens.«

Es trat wieder eine Pause ein und Reinhold folgte abermals mit seinem träumerischen Auge dem Rauche eines vorüberrauschenden Dampfers, der sich langsam und in anmuthigen Ringeln in den aetherblauen Lüften verlor. Plötzlich wandte er sich mit der Frage zu Jane:

»Darf ich mir zu fragen erlauben, wo Sie Ihren Religions-Unterricht genossen und wer Ihnen denselben ertheilt hat?«

Jane schaute ruhig vor sich nieder und entgegnete dann: »Es geschah in der Schule, die ich besuchte, und einer der Lehrer unterrichtete uns.«

»Wie, kein Geistlicher, kein Rabbiner?«

»Nein, er war nur ein einfacher Lehrer und ertheilte uns zugleich Unterricht im Englischen und Deutschen.

Einen eigentlichen Religionsunterricht, wie die Christenkinder ihn erhalten – das habe ich erst hier in Hamburg von meiner verstorbenen Tante gehört, die in ihrem Leben eben so viel mit Christen wie mit Juden verkehrt hat, – habe ich nicht gehabt. So viel ich weiß, habe ich nur Hebräisch und die gebräuchlichen Gebete gelernt, die unser Lehrer uns allerdings erklärte. Sodann wurde uns die jüdische Geschichte vorgetragen und an diesen Vortrag knüpften sich mancherlei Erläuterungen über Gott, über Moses und das, was er dem jüdischen Volke über Gott gelehrt hat.«

Bei diesen Worten wandte sich Reinhold lebhaft zu Jane hin und ein eigenthümlicher warmer Glanz belebte seine sprechenden Augen. »O,« sagte er, »dann haben Sie freilich nur einen kleinen Theil des sogenannten Religionsunterrichts genossen. Wissen Sie, was ich sein möchte?«

»Nun, was möchten Sie sein?«

»Ihr Lehrer in der Religion, nicht wie sie in den Büchern, von Menschenhänden geschrieben steht, sondern wie sie in dem Herzen der Menschen lebt und leben muß.«

Bei diesen mit großer Wärme gesprochenen Worten richtete sie ihr großes Auge voll gegen ihn hin und es flammte eine herzliche Freude darin auf. »Belehren Sie mich,« bat sie mit fast flehender Stimme, »ich schmachte nach Erkenntniß in göttlichen Dingen. Denn auf Gott beziehen sich doch gewiß alle Religionen, nicht wahr?«

»Gewiß, alle. Das Endziel aller ist Gott, und aus der Religion, der man sich ergeben, muß man, wenn sie die rechte sein will und soll, die ganze endlose Verehrung und Dankbarkeit für das höchste Wesen lernen, Verehrung, eben weil er das höchste, reinste Wesen ist, und Dankbarkeit, weil aller Segen, der uns so reichlich auf Erden zu Theil wird, von ihm ausströmt.«

Jane schauerte zusammen und seufzte.

»Warum seufzen Sie so schwer?« fragte er theilnehmend.

»Ach, da kommen wir gleich an eine Klippe,« sagte sie fast tonlos. »Sehen Sie, daß es einen Gott giebt, das glaube ich wohl, aber, daß er immer Segen spendet, das muß ich bezweifeln, und darum, darum – o, verkennen Sie mich nicht – darum zweifle ich sogar bisweilen an Gott selbst.«

»Wie?« rief Reinhold, fast erschrocken von seinem Sitze auffahrend, »Sie zweifeln an Gott? Ist das möglich, ist das denkbar?«

Jane schaute beklommen vor sich nieder und nickte matt mit dem Kopfe. »Und doch ist es leider, leider so,« flüsterte sie. »O, wenn Sie mich einmal recht beruhigen wollen, dann schildern Sie mir jetzt, gleich jetzt, Gott, wie *Sie* sich ihn denken.«

Reinhold athmete auf und seine breite Brust, mit einer Art Wollust die milde Luft des Sonnentages einsaugend, dehnte sich weit aus. »Wie,« sagte er mit gehobener Stimme, »muß ich Ihnen Gott noch schildern? Sehen, denken, fühlen Sie ihn denn nicht in Allem, was vor Ihren Augen

liegt, was in Ihren Ohren klingt, was sich in Ihrem Herzen bewegt? Gott ist Alles, denn er ist der Anfang und das Ende. Wie er Alles, was da ist, erschaffen und begabt hat, so erhält und bewahrt er auch Alles, was da ist. Er ist die Urkraft, die Alles erzeugt, er ist der Urquell, der Alles trinkt, er ist das Urlicht, das Alles erleuchtet. Und wie, ist nicht Alles, was vor Ihren Augen liegt, eine schöne, herrliche Gabe, ein Segen? Sind die Empfindungen Ihres Herzens, die Eingebungen Ihres Geistes, die alle von ihm herrühren, sind sie nicht göttliche Geschenke? O bitte, bitte, antworten Sie mir!«

Sie sah ihn groß, fast stark mit ihren hellleuchtenden Augen an. »Bevor ich Ihnen antworte – o, ich muß es natürlich mit einem aus dem Herzen strömenden Ja thun – sagen Sie mir erst: ist das, was Sie da eben so lebhaft, so anschaulich vor mir entwickeln – ist das ein christlicher Glaube?«

»O nein, es ist nicht *allein* ein christlicher, vielmehr ist es ein allgemein menschlicher Glaube, in dem Juden wie Christen verbunden sein und übereinstimmen müssen. Die Christen – verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen, der Jüdin, dies sage – die Christen haben ihn nur zu einem spezifischen Glauben ausgebildet und entwickelt, sie haben eine Art Wissenschaft aus ihrer reinsten Herzensangelegenheit gemacht, und die äußere Religion, was man so nennt, oder sage ich lieber: die Kirchenreligion, die so recht eigentlich die Verschiedenes Glaubenden trennt – leider trennt, das ist nur eine Form, und ob die Einen ihren Schöpfer Gott, die Andern Allah, die Dritten Jehovah

nennen, ob sie ihn in einer Kirche, einem Tempel oder einer Moschee verehren und anbeten, das ist einerlei, denn er ist immer derselbe der gütige, segnende, gebende und gerechte Gott. O, mein Gott, und an dem haben Sie – Sie, liebe, theure Jane, die so viel Schönes und Gutes von ihm empfangen, zweifeln können?«

Jane hatte bei diesen mit großer Wärme und Lebhaftigkeit gesprochenen Worten mehrere Male die Farbe gewechselt. Erst schaute sie den Redenden mit großer Aufmerksamkeit und fast liebevoller Dankbarkeit an und dabei hatte ein rosiges Feuer ihre Wangen und ein hellleuchtender Strahl ihr Auge belebt. Bei der letzten, fast mit feierlicher Inbrunst gesprochenen Frage aber erbleichte sie plötzlich, zuckte gleichsam krampfhaft zusammen und schaute starr auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände nieder. Als nun aber, da sie andauernd schwieg, Reinhold die Frage mit noch innigerer Wärme wiederholte, seufzte sie leise auf, schüttelte wehmüthig den Kopf und endlich preßte sie die Worte mit gebrochener Stimme hervor:

»Ich bin nicht daran schuld, Herr Doctor, ich nicht. Ich, wie ich einmal bin und empfinde, hätte vielleicht nie diesen schrecklichen Zweifel gehegt.«

»Aber wer oder was hat ihn denn in Ihnen wachgerufen – o bitte, sagen Sie mir das!«

Da hob sie rasch den Kopf in die Höhe, sah ihn groß und fest an und sagte mit heiserem Stimmtone: »Wenn Sie es durchaus wissen wollen, so hören Sie es: wer oder was ihn in mir wachgerufen – es war – mein *Schicksal!*«

Diese mit einem, Reinhold durch die Seele schauern- den Ausdruck gesprochenen Worte, die ihn, als hätte ein Blitzstrahl den vor ihm liegenden Weg erleuchtet, in ein schwer gequältes und von bangen Zweifeln gefoltertes Herz blicken ließen, erschütterten ihn mehr, als er zu sagen vermochte. Dennoch faßte er sich männlich; der Augenblick war ihm zu wichtig, er konnte vielleicht eine bedrängte Seele von ihren Qualen erlösen, und so sagte er, ohne sein tiefstes Empfinden zu verrathen:

»Ihr Schicksal? Ist denn das so traurig?«

»Ja, ja, ja, es ist so unendlich traurig, daß es mein ganzes, ja, mein ganzes Herz erfüllt.«

»Ihr *ganzes* Herz? O, das ist ja eine trübe Erfahrung, die ich da mache. Ihr *ganzes* Herz erfüllt dieses traurige Schicksal? Dann haben Sie wohl keinen Raum mehr für etwas Anderes darin?«

»Für was Raum?« fragte sie, fast entsetzt zusammen- fahrend. »Nein, nein, für gar nichts Anderes Raum – doch nein, halt!« fuhr sie mit bebender Stimme und hoch er- röthenden Wangen fort. –»Sprechen Sie kein Wort mehr, kein einziges Wort – das nächste schon könnte zum Ver- derben führen. Wir sind in unserm Gespräch, wie in ei- nem labyrinthischen Irrgarten, an eine verhängnißvolle Stelle gelangt. Ich muß mich erst erholen, ehe wir weiter sprechen. Heute – o, ich will es Ihnen lieber gleich sa- gen – heute sprechen wir darüber nicht mehr. Ich brau- che Zeit, viel Zeit, um zu überlegen, was ich Ihnen sagen *kann* und was ich Ihnen verschweigen *muß*. Also – da

haben Sie meine Hand – ich bin Ihre Freundin, aber – verlassen Sie mich –«

»Wie, ich sollte Sie jetzt verlassen – in Ihrem Zweifel, in Ihrer Aufregung?«

Jane war aufgestanden, nachdem sie ihre Hand, die Reinhold festhalten wollte, rasch aus der seinen gezogen. »Ja,« sagte sie mit würdevoller Festigkeit und Entschlossenheit, »Sie sollen mich verlassen, ich wünsche es.«

»Gut, ich gehe!« entgegnete Reinhold, nun auch aufstehend. »Aber wann darf ich wiederkommen?«

Jane schaute von ihm fort, nach der träge ebbenden Elbe hin. »Morgen um dieselbe Zeit,« flüsterte sie. »Bis dahin werde ich mich besonnen haben, ob und was ich weiter zu Ihnen sprechen kann.«

Reinhold ergriff mit zögernder, fast zitternder Hand seinen Hut, den er neben sich auf die Erde gestellt, und in seinen Augen lag ein unendlicher Schmerz, als er sich verbeugte und dann, ohne noch ein Wort zu sprechen, den Platz unter der Pappel und den kleinen Garten verließ.

ZWEITES BUCH.

ERSTES CAPITEL.

Selten, oder wohl nie, hatte Reinhold Strahl einen so qualvollen Tag verlebt, wie der gegenwärtige es für ihn war. Eine innere, kaum zu bewältigende Unruhe trieb ihn auf und ab, ließ ihn keinen Gedanken zu einem gedeihlichen Ende führen und machte ihn unzugänglich für die ihn umgebenden Natur- und Kunstreize sowohl, wie für die Freundschaft der guten Menschen, in deren Hause er lebte und die ihn mit allen ihren Mitteln und Eigenschaften auf das Wohlwollendste zu unterhalten und zu zerstreuen versuchten. Was er im Laufe dieses ihm endlos erscheinenden Tages that oder sprach, er wußte es nicht; wie sein Gesicht so bleich und zerrüttet aussah, so daß man ihn allgemein für krank hielt, er gewahrte er nicht, und erst als er am späten Abend endlich mit sich ganz allein sein konnte und sich auch jetzt noch vergeblich bemühte, Licht in das Dunkel seiner Seele zu tragen und sich Rechenschaft von der Lage seiner persönlichen Verhältnisse abzulegen, erst da beruhigte er sich allmählig, denn der neue Tag, der ihm Aufklärung bringen sollte, war ja nun schon näher gerückt. Mit dieser Hoffnung legte er sich zur Ruhe und, was er nicht erwartet, geschah: ein sanfter Schlummer senkte sich auf ihn herab und gab ihm die verlorene Spannkraft seines Geistes und die Fähigkeit wieder, allem Feindseligen zu widerstehen, das ihm durch das räthselhaft düstere Geschick einer ihm so theuer gewordenen Person auf die Seele geworfen war.

O diese Jane, was war sie denn für ein Wesen, daß sie ihn so ganz und gar beherrschen und sein eigenes Wesen bis zum Ueberfließen erfüllen konnte! Hatte ihr Anblick ihn nicht vom ersten Augenblick an gleichsam bezaubert, war sein Herz nicht vom ersten Augenblick an von einer gränzenlosen Liebe zu ihr gepackt, gefesselt werden, was er sich jetzt, über seine Vergangenheit zum klaren Bewußtsein gelangt, eingestand? Und hatte ihn nicht gleich, als er sie endlich so zufällig wiedersah, die ihm jetzt erst verständliche Ahnung ergriffen, daß sie die Trägerin eines geheimnißvollen bitteren Schicksals sei, eines Schicksals, das sich schon in dem klagenden Blick ihres Auges, in den unenträthselbaren Zügen ihres so schönen und doch bisweilen wie zum Stein erstarrten Gesichts aussprach? Jane Normanson, wer und was war sie? Was für ein Schicksal verfolgte sie und hatte sie in ihre, gewiß nicht freiwillig gewählte Einsamkeit gebannt? O, was würde er ferner noch von ihr hören und mit ihr erleben müssen, bevor er klar bis auf den Grund ihrer verschlossenen Seele schauen durfte?

Mit solchen Gedanken und mit solchen ohne Antwort bleibenden Fragen war Reinhold eingeschlafen, aber, wie es uns wohl öfter im räthselvollen Leben geht, mit ganz anderen Gedanken, Hoffnungen und Entschlüssen wachte er wieder auf. Denn als er am Morgen die Augen öffnete und die Sonne hell und freundlich in sein Zimmer scheinen sah, dessen Fenster er durch die Vorhänge zu schließen am Abend vergessen hatte, da fühlte er eine wunderbare Widerstandskraft gegen jederlei Anfechtung

in sich, da war sein Geist, wie in früheren Tagen, wieder elastisch und frei, da war sein Muth frisch belebt, und als er nachher am Fenster stand und in die sonnige Morgenluft hinaussah, sagte er sich:

»Ich weiß nicht, was mir begegnet ist und warum ich mich ganz wider Erwarten so muthig und fast glücklich fühle! Dies Gefühl kann nicht der Vorläufer eines mir bevorstehenden Unglücks sein; im Gegentheil, ein gütiger Geist muß meine Seele besucht und aufgefrischt haben, und darum klopft auch mein Herz so fröhlich und leicht. Ja, so wird es sein, und wenn ich mich nicht irre, so ist meine Vorahnung eine richtige: der Schlüssel, den mir dieser gütige Geist in die Hand gelegt, wird heute seine Pflicht thun, er wird das geheimnißvolle Schloß ihres Innern öffnen, und sie soll erfahren, welchen Stachel sie mir in die Seele gedrückt und daß ich ihr so viel guten Willen und so viel Neigung zutraue, daß sie ihn nicht darin sitzen lassen, sondern herausziehen und die entstandene Wunde mit dem süßen Trost ihrer Hand lindern und mit dem Balsam ihres Auges heilen wird!«



Die zehnte Morgenstunde näherte sich und Reinhold hatte schon oft, was die Schwestern wohl mit heimlicher Freude bemerkt, nach der Uhr geblickt. Endlich sagte Margarethe, indem sie von ihrem Platze in der Halle aufstand und ihrer Schwester einen Wink gab:

»Komm, Bertha, es ist gleich Zehn und also Zeit, daß wir uns ankleiden. Der Doctor ist wohl so freundlich, Jane ein wenig zu besuchen, die er ja gestern fast den ganzen Tag nicht gesehen hat. Nicht wahr, lieber Doctor, Sie gehen doch bis zwölf Uhr nach dem kleinen Hause hinunter, oder werden Sie noch länger bleiben und Ihr Frühstück bei Jane einnehmen?«

Reinhold hörte diese Worte mit Vergnügen und sogleich beschloß er sie klüglich zu benutzen, um eine möglicher Weise von Seiten der Schwestern eintretende Störung der beabsichtigten Unterhaltung abzuwenden.

»Ja,« sagte er, »ich werde heute gewiß zu Jane gehen, denn ich habe es ihr versprochen. Sie hat mir auf heute eine wichtige Mittheilung verheißen, und Sie wissen es ja selbst, sie ist nur Morgens zur vertraulichen Aeußerung geneigt.«

»Ach ja,« erwiderte Bertha, »Abends ist sie immer erschrecklich still, wir haben das nur zu wohl bemerkt. Gehen Sie also und bleiben Sie recht lange bei ihr. Wenn Sie um halb ein Uhr nicht hier sind, erwarten wir Sie nicht mehr zum Frühstück. Adieu, und grüßen Sie sie herzlich von mir.«

Auch Margarethe bestellte einen ähnlichen Gruß, und nun hielt den ungeduldigen Mann nichts mehr auf. Von einer mit jeder Minute zunehmenden inneren Wärme erfüllt, wie er sie eigentlich immer empfand, wenn er zu Jane ging, trat er auch diesmal seinen Weg an. Würde sie auch heute, dachte er unterwegs, ihre bisherige, wenn nicht kalte, doch befangene und überaus ruhige

Miene zeigen? Würde sie auch heute das Gespräch mit einer gleichgültigen Bemerkung beginnen und erst allmählich durch seine Blicke, durch sein lebhaftes Gespräch erwärmt werden, um ein ganz anderes Wesen hervorzukehren, als es sich in der Regel im Anfang darzustellen pflegte? O, er hatte ihr das schon oft selbst gesagt und sich gewissermaßen über den ihm stets zu Theil werdenden kühlen Empfang beklagt, aber dann hatte sie immer leise den Kopf geschüttelt, ihn auch wohl freundlich dabei angeblickt und gesagt, daß sie keine Kälte fühle, daß sie sie auch nicht zu zeigen beabsichtige, daß vielmehr, wenn sie wirklich kalt erscheine, nur ein ihr selbst unklarer innerer Vorgang ihr dies Gepräge ausdrücke, und daß er sich gedulden müsse, bis sie sich in seine Anwesenheit gefunden habe. Die tausend Fragen, die auch sie sich im Stillen zurechtgelegt, würden doch allmählich laut werden, es liege einmal in ihrer Natur, langsam und vorsichtig auf einem eingeschlagenen Wege vorzuschreiten, und der Weg, der zum Tempel der Freundschaft führe, sei ein weiter Weg und oft mit Hindernissen bedeckt, die man nicht immer im Fluge forträumen könne.

So hatte sie schon ein- oder zweimal zu ihm gesprochen – wie also würde sie sich heute zeigen, was würde sie heute sprechen? Diese Frage beschäftigte ihn auf dem Wege nach dem kleinen Hause allein, und siehe da, sie sollte ihm, scheinbar auf eine angenehme Weise, sehr bald gelöst werden. Denn war es Zufall oder Absicht, die sie ihm entgegen geführt – schon an der Gitterpforte, die Nachts den Garten des kleinen Hauses vom Wege nach

der Höhe abschloß, stand heute Jane und schaute, so schien es dem bereits wieder leidenschaftlich Aufbrausenden, mit erwartungsvollen Blicken ihm entgegen.

Aber ach! es war vielleicht doch nur ein Zufall, daß sie da stand, und er hatte sich also geirrt; die jubelnd aufflackernde Freude war vergeblich gewesen, denn kaum hatte sie Reinhold vom Berge herabkommen sehen, so kam sie ihm nicht, wie er gehofft, entgegen, sondern wandte sich rasch um und schritt mit ihrem sinnigen, kaum ihren Körper bewegenden Gange, nach dem Gärtchen vor ihrem Hause zurück.

Reinhold überrieselte ein frostiges Gefühl. Nein, das hatte er nicht erwartet, das lag außerhalb seiner so plötzlich aufgetauchten Hoffnungen. Langsamer, als er bisher gegangen, schritt auch er nun weiter vor, aber als er dicht hinter ihr war und sie seine Fußstritte auf dem Kiessande schon hören mußte, da wendete sie sich mit einer sanften Bewegung herum und streckte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Hand entgegen.

Reinhold's Blicke flogen blitzschnell nach ihren Augen und umfaßten dann mit einem raschen Ueberblick ihr ganzes Gesicht. Und da staunte er wirklich. Niemals vorher hatte er es so ruhig, so glatt, so wolkenlos gesehen. Der klagende Ausdruck ihrer Augen war verschwunden, der traurige Zug um ihre Lippen ausgelöscht, aber freilich auch keine wärmere Empfindung war darauf zu lesen, kein freudiges Lächeln umspielte sie, kein Ausdruck der Bewillkommnung sprach sich darin aus, wenn nicht vielleicht doch die zitternde Hast, mit der sie ihm die Hand

entgegen streckte und die seine einen Augenblick länger und fester als sonst in der ihren behielt, dafür gelten konnte.

Ruhig und ohne ein Wort zu sprechen, schritt sie an seiner Seite der Thür des Hauses zu und trat über die Schwelle; viel weniger ruhig, aber eben so schweigsam folgte ihr Reinhold, da ihn der Ernst überraschte, mit dem sie ihn heute empfing und er unmöglich auf Alles vorbereitet sein konnte, was sie ihm heute zu sagen bei sich beschlossen hatte.

Als Reinhold in den kleinen Saal hinter Jane eingetreten war, schloß sie die Thür, was sie sonst nur that, wenn eine kalte oder rauhe Luft draußen wehte. Als sie damit zu Stande gekommen, ging sie gemessenen Schrittes nach dem kleinen Sopha und setzte sich in eine Ecke desselben.

»Kommen Sie,« sagte sie nun endlich mit ruhiger und leidenschaftsloser Stimme, »und setzen Sie sich neben mich, dicht an meine Seite. So. Wir wollen heute hier bleiben und nicht unter die Pappel gehen.«

»Aber warum nicht?« wagte Reinhold zu fragen, dem es von Minute zu Minute beklommener um's Herz wurde.«

»Es ist heute etwas luftig,« erwiderte sie, kaum bemerkbar lächelnd, »und der bewegliche Wind hat regsame Schwingen; er könnte leicht die Worte, die ich heute zu Ihnen zu sprechen habe, mir entführen, und das möchte ich nicht, sie sollen zu keines anderen Menschen

Ohren dringen, und in den Ihrigen sollen sie haften bleiben, solange wie möglich und so dauernd wie möglich.«

Reinhold wurde immer betretener. Er saß unbeweglich in seiner Ecke und schaute erwartungsvoll vor sich nieder. Dabei aber nahm er nicht wahr, wie Jane ihr Kleid, es war ihr gewöhnliches Hauskleid, heute nicht wie sonst eng zusammen faßte, sondern es weit ausgebreitet neben sich liegen ließ, so daß es sogar, dem natürlichen Faltenwurfe und deren Schwere folgend, allmähig seinen Körper berührte und er, wenn er es heute gewollt, noch bequemer als auf der Bank unter der Pappel seine Hand hätte darauf legen können.

So saßen sie Beide, still und ungestört. Niemand kam und unterbrach die anfangs so ruhig mit einander Redenden; nur die Uhr auf dem kleinen Ofen tickte in leisen, kaum hörbaren Schlägen, und höchstens das bisweilen stärker anschwellende Athmen, welches Reinhold's tief bewegter Brust entstieg, war dann und wann zu vernehmen, sodaß es unmöglich den scharfen Ohren der so dicht neben ihm Sitzenden entgehen konnte.

»Nachdem Sie gestern Morgen so rasch von mir geschieden waren,« fuhr sie langsam und leise redend fort, »habe ich einen verhältnißmäßig stillen Tag und eine mich zufriedenstellende Nacht verlebt. Ich habe mir Zeit zur Ueberlegung genommen, und Gott hat mich gestärkt, daß ich in aller Ruhe mit mir und meiner Gegenwart, sogar auch mit meiner Zukunft abschließen konnte. Ja, das habe ich gethan, und so sehen Sie mich jetzt, nicht freudig und heiter, aber doch gelassen und friedlich, mit

besänftigtem Gemüth neben sich sitzen und Ihnen mittheilen, was ich Ihnen zu sagen mit mir übereingekommen bin. Stören Sie mich nicht in dieser mit Mühe errungenen Ruhe, durchkreuzen Sie meine endlich geordneten Gedanken nicht mit abseits führenden Fragen und Einwürfen, sondern gönnen Sie mir und freuen Sie sich mit mir über den Frieden, der sich jetzt – und ich hoffe für immer – in meinem Herzen eingenistet hat. Dies mag meine Einleitung sein. Sie fragten mich gestern, ob meine Seele, mein Herz gar keinen Raum mehr für etwas Anderes habe als allein für mein schweres und trauriges Schicksal, und ich sagte Ihnen darauf: Nein, es hat für nichts Anderes mehr Raum. Nun denn, ich bin mit dieser Antwort vielleicht zu eilfertig gewesen, oder auch, wenn Sie es lieber hören, ich habe mich, bei gewissenhafter Prüfung meiner äußeren Verhältnisse und meines Innern, eines Andern besonnen. Und so sage ich Ihnen denn jetzt: Ja, meine Seele hat noch für etwas Anderes Raum. – Bleiben Sie ruhig, ich bitte Sie, und warten Sie geduldig das Kommende ab. Natürlich werden Sie begierig sein, dieses Andere mit einem Namen bezeichnen zu hören und auch diesen Namen will ich Ihnen gern und ehrlich nennen. Sie haben mich schon öfter ›liebe Freundin‹ genannt, und auch ich habe Sie mit dem Namen: ›mein Freund‹ angeredet. Nun denn, wie dies von Ihrer Seite gebrauchte Wort hoffentlich kein hohler Klang ist, so soll es auch bei mir nicht ein solcher sein. Ja, mein lieber, guter Doctor, ich will Ihre Freundin sein, von ganzem Herzen, im vollen Umfange des Wortes – aber auch

nichts, nichts mehr. – Geduld, sage ich, ich bin noch lange nicht zu Ende. Wie ich mir das schöne Anrecht erworben und wie ich es verdient habe, Ihre Freundin zu sein, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Aber es ist einmal so. Die Wolken haben sich auch einmal für mich aufgethan und es ist mir diese schöne Gabe in den Schooß gefallen. Ich nehme sie freudig von der Vorsehung an und ich will mich ihr fortan dankbar dafür erweisen. O, Sie glauben nicht, wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich ich in diesem Gedanken, diesem Bewußtsein bin! Mir ist eine neue Welt damit aufgegangen und ich bin eine ganz andere Person geworden. Denn die Freundschaft, die ich in Bezug auf zwei Menschen verschiedenen Geschlechts bisher nur vom Hörensagen kannte, hat für mich eine eigenthümliche Bedeutung gewonnen, da sie mir Alles, was mir sonst fehlt, und mir fehlt Viel, ersetzen und ergänzen soll. Nun denn, wenn man einen Freund sich erworben und gewonnen hat, wie ich mir in Ihnen einen erworben, so ist es sehr natürlich, daß man ihn auch glücklich sehen, glücklich wissen möchte, und der Gedanke, daß er es nicht ist, kann die treue Freundin nur tief betrüben. Sie, nein, ich weiß es aus Ihrem eigenen Munde, Sie fühlen sich auch nicht glücklich in dieser seltsamen Welt, Sie fühlen sich einsam und verlassen und schmachten nach einer anderen Seele, wie der Durstige nach einem frischen Quell. Darum fühle ich eine tiefe, warme, herzliche Theilnahme für Sie, und diese meine Theilnahme wird Sie auf allen Ihren ferneren Wegen begleiten. Ach, die schönen Tage, in denen Sie in meiner Nähe sind,

werden bald verschwunden sein, und die Ferne, Ihre Heimat, wird Sie wiederaufnehmen und eine neue Gegenwart wird Sie Ihre jetzige Gegenwart als abgethane Vergangenheit betrachten lehren, und Sie werden nur noch bisweilen an die arme Jane zurückdenken, die so weit von Ihnen entfernt ist und ihren Weg einsam und allein, wie bisher, fortsetzt und fortsetzen muß. Das ist bitter für mich, tief schmerzlich, aber ich werde doch jetzt, da Sie mein Freund geworden, wenigstens *einen* Trost haben, der mir diesen Schmerz versüßt und erträglich macht. Und wissen Sie, wie ich mir ihn versüßen werde? Ich werde recht oft mit meinen stillen Gedanken bei Ihnen verweilen, Sie recht oft im Geiste besuchen. Ach, ich male mir diesen Besuch so hübsch schon jetzt im Stillen aus. Ich sehe Sie schon im Geiste in Ihrem Studirstübchen, das Sie mir so traulich geschildert haben, beim Schein der treuen Lampe an Ihrem Tische sitzen. Von Ihren Vorträgen ermüdet, von den Klagen Ihrer Patienten bedrängt, kommen Sie nach Hause, um in der Stille, dem Frieden Ihrer Häuslichkeit Ruhe und Erholung zu suchen und frische Kraft daraus für den nächsten Tag zu schöpfen. Aber auch jetzt lassen Ihre Gedanken Sie nicht in Ruhe. Eine neue Aufgabe, ein neuer Vortrag beschäftigt Ihren Geist, und neue schwere Kranke nehmen Ihr ganzes Nachdenken in Anspruch. Da trete ich nun zu Ihnen an den Arbeitstisch und lege meinen Finger an Ihre heiße Stirn und wecke die Erinnerung an mich in Ihnen auf. Und o, wenn

ich nun wüßte, daß mir das gelänge, daß die Seele meines lieben Freundes in solchem Augenblick auch im Geiste bei mir wäre, dann würde ich sehr befriedigt und – ja, recht glücklich sein. Ich würde bestimmt wissen, daß das Freundschaftsband, das sich so unbewußt um uns geschlungen hat, ein gegenseitiges, auch Sie befriedigendes sei, ein dauerndes, für's ganze spätere Leben eine Quelle der reinsten Freude, des nie versagenden Trostes, wie es jetzt, wo ich dies ausspreche, es wirklich ist. Und sollten wir uns dann im Leben nie wiedersehen, was gewiß ein schmerzlicher Gedanke ist, der leider nur zu bald eintreten wird, so wird doch das Andenken an die schönen, hier in so inniger Gemeinschaft verlebten Tage und an den hochverehrten Freund stets leben in meinem dankbaren Herzen, und alle Trübsal des irdischen Daseins, aller fernere Kummer wird mir den Stolz nicht rauben können, daß ich so auserlesen, so begünstigt vom Schicksal war, von Ihnen zu dieser Freundin erwählt zu sein.«

Sie hatte schon lange seine neben ihr auf ihrem Kleide ruhende rechte Hand gefaßt und zuletzt zwischen ihre beiden Hände genommen. Da hielt sie sie nun fest, sah ihm liebevoll lächelnd in das wie von seinem inneren Rausch aufblitzende Auge und nickte ihm mit diesem liebevollen Lächeln ihre so rein empfundene und so schön ausgesprochene Freundschaft zu.

Aber er antwortete ihr noch immer nicht; auch erwiderte er den Druck ihrer weichen Finger nicht, denn seine Gedanken waren bereits auf eine ganz andere Bahn gerathen, und auf dieser kreisten sie, ein glücklicheres,

befriedigenderes Ziel als das eben verheißene suchend, irr und unstät herum. Plötzlich fuhr er aus seinem tiefen Sinnen empor, schlug die Augen zu ihr auf und faßte ihre Hände so fest, daß sie fast erschrak und voller Staunen den Grund davon in seinen Augen zu lesen suchte.

Sie sollte nicht lange darauf warten, denn schon hob sich seine Brust mächtiger auf, er hatte den richtigen Gedankengang gefunden, den er jetzt, seiner heißen Empfindungen gemäß, verfolgen mußte, und alsbald stellten sich auch die Worte dazu ein.

»Ist das, was Sie mir eben gesagt haben,« begann er mit leiser, aber eindringlicher und wie ein jäher Bergstrom in ihren Ohren rauschender Stimme zu sprechen, »ist das *Alles*, was Sie mir sagen können und dürfen? Wollen und können Sie mir nur diese allerdings schöne und reine, aber meine Brust nicht ganz ausfüllende Freundschaft gewähren?«

Ueber Jane's rosig belebtes Gesicht zuckte es wie eine bleiche, verderbenschwangere Wolke. Ihre Hände zitterten in seinen Händen, mit denen er jetzt fest die ihren umspannt hielt, und sie athmete schwer und bang, als besorge sie einen krachenden Donnerschlag, der dem Blitzen seines feurigen Auges folgen mußte.

»Ja,« hauchte sie mit tonloser Stimme hervor, »es ist *Alles*. Mehr *kann*, mehr *darf* ich – selbst Ihnen nicht gewähren.«

»So!« klang es wie ein schwermuthsvoller Seufzer aus seiner Brust. »Nun, dann will ich mir nur noch *eine* Frage erlauben, ehe ich weiter rede. Aber beantworten Sie

sie mir aufrichtig und wahr, so aufrichtig und wahr Sie es vermögen, denn es ist wichtig, für Sie und für mich wichtig, was ich sagen will. – Sind Sie durch irgend ein Gefühl, durch irgend ein inneres oder äußeres Band an irgend einen Mann gefesselt?«

Jane's Augen irrten rathlos von ihm fort, als suchten sie irgend Etwas, was ihr in ihrer Noth helfen könne, und von dem sie doch keine Spur entdecken konnte.

»Ich meine damit nicht etwa einen Vater,« fuhr er sogleich fort, als habe er sich nicht verständlich genug ausgedrückt, »auch nicht etwa einen Bruder – nein, ich meine damit einen Ihnen fremden Mann, zu dem sich ja Ihr Herz bereits früher gewandt haben kann.«

Jane sah ihn starr an – jetzt begriff sie ihn und ahnte schon, was kam. »Nein!« stammelte sie, »mich bindet an Niemanden auf der Welt ein solches Gefühl, noch weniger ein inneres oder gar ein äußeres Band.«

Ueber Reinhold's flammendes Gesicht flog es wie der Schimmer eiges ihm allmählig auftagenden Glücks. »Nun,« fuhr er mit lächelnder Miene und sprühenden Augen fort, »dann können Sie mir nicht verwehren, zu Ihnen zu reden, wie ich reden muß. Und jetzt will ich reden, trotz der inneren, unbegreiflichen Angst, die Sie, wie ich in Ihren Augen lese, vor meinem Geständniß zu hegen scheinen. Ja, wären Sie gefesselt, durch ein Wort, durch ein Gelübde gefesselt an einen anderen Mann, dann würde ich schweigen und Ihnen nicht den Zustand meines Herzens, wie es einmal ist, enthüllen, so aber lebt und webt auch in mir ein unumgängliches Gebot, Ihnen

meine Gefühle zu schildern, wie Sie mir die Ihren geschildert haben.

Jane, muß ich nach Diesem noch mit Worten zu Ihnen reden? Fühlen Sie nicht, sehen Sie nicht an meinem ganzen Wesen, was ich Ihnen entdecken will? Sie schweigen und schlagen die schönen Augen nieder, – nun denn, dann muß ich es ja selber sagen. Aber ich will nicht viele Worte machen, denn ich weiß, Sie werden schon ein einziges verstehen. Ja, Jane, ich habe Sie geliebt von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie im jüdischen Tempel beten sah. In jenem bedeutungsvollen Augenblick – es sagte mir eine göttliche Stimme, die sich bisweilen in die Brust eines sterblichen Menschen senkt, – hatte meine ewig ringende und suchende Seele die ewig gesuchte gefunden. Von diesem Augenblick an war ich nicht mehr allein auf dieser übervollen Welt, ich war nicht mehr verlassen, nicht mehr verloren. Eine neue, nie geschaute, hellblitzende Flamme erleuchtete mit einem Mal meine ganze Gegenwart und meine ganze Zukunft. Sie, Sie allein waren es, konnten es sein, die alle Wünsche meiner Seele auf einen Schlag befriedigte. Das fühlte, das wußte ich, als ich Sie nur von ferne sah. Und da begann mein unablässiges, bald hoffnungsvolles, bald trostloses Suchen nach Ihnen. Sie wissen, wie ich Sie endlich so zufällig, oder nein, durch der Vorsehung unbegreiflichen Rathschluß, in diesem Hause, auf dieser Schwelle fand, und nun – nun brauche ich Ihnen nichts weiter zu sagen, alles Uebrige liegt offen vor Ihren Augen, vor Ihrer Seele, wenn ich vielleicht nicht noch hinzufügen muß,

daß Nichts, Nichts auf der Welt existirt, weder eine Gewalt, noch ein Machtspruch, die gewaltig und mächtig genug wären, die Liebe zu Ihnen, diese mich ganz und gar ausfüllende und durchdringende Liebe, aus meiner Brust auszurotten. – Da haben auch Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann, und es wäre mir lieb, wenn Sie diese Erklärung als die einzige Antwort aufnahmen, die ich der Erklärung Ihrer Freundschaft zu Theil werden lassen kann.« –

Die Last, die so lange qualvoll auf seine Seele gedrückt, war herunter. Das verhängnißvolle Wort war gesprochen. Sollte es günstig wirken und Glück und Befriedigung im Gefolge haben? Es schien nicht so, wenn er seinen flammenden Blick mit forschender Schärfe auf die neben ihm Sitzende wandte. Sie saß unbeweglich, in sich zusammengesunken, die Hände, die sich ihm allmählig entzogen, unter dem Busen gefaltet, wie ein Bild von Stein vor ihm da. Nur ihre Brust hob und senkte sich mühsam und schwer. Es rangen zwei gewaltige Mächte in ihr, das sah man ihr wohl an, – wer sollte nun stärker sein, die Macht, die zu Reinhold's Gunsten sprach, oder die ihm feindselig gegenüber stand?

Lange blieb es zweifelhaft und auch Reinhold wußte nicht, was kommen würde. Da aber schien der harte Kampf in ihr zu Ende zu sein. Die krampfhaft verschlungenen Hände lösten sich auseinander, das starre Gesicht nahm einen rührenden Ausdruck unsäglicher

Wehmuth an, und sich völlig widersprechende Empfindungen spiegelten sich auf ihren jetzt wunderbar schönen Zügen blitzschnell eine der andern folgend ab. Schon wollte Reinhold hoffnungsvoll aufjauchzen, aber da blieb er wieder still und sprachlos sitzen. Der rosige Hauch auf ihren Wangen ging in eine tiefere Färbung über, die Augen schlossen sich und sie brach in ein sanftes anhaltendes Weinen aus.

»Aber, mein Gott,« rief der geängstigte Mann, »was ist Ihnen? So reden Sie doch! Haben Sie keine Antwort auf die warme Sprache meines Herzens?«

Da hielt sie plötzlich mit Weinen ein, schüttelte den Kopf, wandte ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu ihm hin und sprach mit tiefer, unbeschreiblicher Rührung nur die wenigen Worte:

»Mein Freund, mein armer Freund – das thut mir leid – und ich – ich habe es gefürchtet!«

»Aber warum – *was* thut Ihnen leid – *was* haben Sie gefürchtet? Können Sie meine Liebe, die ich Ihnen mit vollem, ganzem Herzen entgegenbringe, nicht annehmen?«

»Annehmen ja, aber – ich kann sie nicht erwidern!« hauchte Jane mit kaum vernehmbarer Stimme hervor.

»Warum nicht?« rief Reinhold, dem das Herz ungestüm zu klopfen begann, voller Erstaunen.

»Weil es zu nichts helfen, zu nichts führen würde.«

»Aber warum denn nicht? wiederhole ich – ich verstehe Sie nicht.«

»O, mein Gott,« rief Jane, in neues Weinen ausbrechend, »Sie verstehen mich nicht? Und kann es denn

etwas Klareres, Einfacheres geben? Sind Sie nicht ein Christ, und bin ich nicht eine Jüdin? O, o, Sie haben es nur vergessen und so muß ich Ihnen sagen: so weit ich das über uns hereingebrochene Verhältniß zu überblicken vermag, so kann nie, nie von einer Verbindung zwischen uns die Rede sein.«

»Wie,« rief Reinhold, in neues Staunen gerathend, »das sollte ein Trennungsgrund sein? Das sollte ich vergessen haben? O nein, Jane, das habe ich keinen Augenblick aus den Augen verloren. Aber das ist es auch nicht, was bestimmend auf Sie einwirkt, es liegt noch etwas Anderes, mir Verborgenes, Verhehltes vor – ich fühle das, ich sehe es an Ihrem sprechenden Gesicht. Denn daß der Unterschied der Religion zwischen uns keine Schranke errichten kann, das sehen Sie so gut ein wie ich. Haben nicht schon viele Christen Jüdinnen geheirathet oder sogar umgekehrt? Können Sie sich nicht, wenn Sie sich überzeugt, daß auch der Christenglaube ein göttlicher Glaube ist, zu diesem Glauben, unbeschadet Ihrer nationalen Empfindungen oder Ueberlieferungen, bekehren, oder glauben Sie, daß ich, wenn Sie das nicht wollten oder könnten, und wenn Sie dem Glauben Ihrer Vater treu bleiben weilten, daß ich nicht im Stande wäre, eben so glücklich und Ihnen ergeben an Ihrer Seite zu leben, selbst wenn Sie im Herzen und in der Form der Gottesverehrung eine Jüdin blieben? Halten Sie meine Liebe für so schwach und vergänglich, oder meinen Glauben für so starr und beschränkt? O nein, das können Sie nicht,

sonst hätten Sie mir einen falschen Begriff von dem Umfang und der Tiefe meiner Liebe, wie Sie auch den höchsten Glauben der Welt, den allgemeinen Menschenglauben, nicht richtig, nicht so erfaßt haben, wie er in mir, wie er in jedem denkenden Menschen lebt!«

Jane schwieg erschüttert, und Reinhold sah nur zu klar, daß der von ihr vorgeschützte Hinderungsgrund ihrer Neigung nicht der wahre, sie wirklich bestimmende war. Auch sie fühlte mit ihrem feinen Erkenntnißvermögen sehr wohl, daß er dies sah und sehen mußte, aber sie gab dennoch den bisher vorgeschützten Grund so schnell nicht auf, sondern sagte nach einer Weile, indem sie den schönen Kopf anmuthig und betrübt schüttelte:

»Ich halte Ihre Liebe keineswegs für schwach und Ihren Glauben für starr und beschränkt, aber auch der meine ist es nicht. Wenn ich Sie lieben könnte und dürfte, so würde *mein* Glaube mich allerdings nicht daran hindern; ich würde bald glauben lernen, was Sie glauben, und selbst die Form, in der Sie *Ihren* Gott verehren, würde bald meine Form werden. Denn ich würde nie einwilligen, daß Sie als Christ mich als Jüdin an Ihrer Seite behielten und so in Ihre Lebensstellung ein fremdes Element wie eine überflüssige Last hinüber verpflanzten, die Ihnen auf die Dauer nur zu schwer und unerträglich werden könnte.«

»Nun also! Eins ist doch nur von Beiden möglich, liebe Jane. Was Sie aber auch sein oder werden, und wozu Sie

sich entschließen mögen: das ist immer gewiß und davon können Sie überzeugt sein, der Christ ist dem Schöpfer und Erhalter der Welt, also Ihrem und meinem Gott, nicht angenehmer, als es der Jude ist. Denn Gott ist so weise, so gut, so groß und so nachsichtig und liebevoll in Bezug auf die menschlichen Dinge und Eigenschaften, daß er an seinem großen Herzen jeden Rechtschaffenen und Braven hält, mag er nun ein Jude oder ein Christ oder gar ein Heide sein. So erkenne ich wenigstens meinen Gott und so habe ich ihn stets erkannt.«

»Sie reden verständlich und ich glaube Ihnen auch, ja, ich bin überzeugt von der inneren Wahrhaftigkeit Ihres Glaubens von der göttlichen Güte,« erwiderte Jane mit tiefer Empfindung, »aber,« fuhr sie entschlossen und mit nach dem blauen Himmel gerichteten Auge fort, »Sie können mich dadurch doch nicht von meinem Vorsatz abbringen – nein, nein, Sie können es nicht und er ist – er muß es sein – unerschütterlich!«

Reinhold schwieg und schaute die neben ihm Sitzende und also Redende mit prüfendem Auge an. O, und da erkannte er – ach, mit welchem Schmerz! – daß sie eben die Wahrheit gesprochen, denn er las diese Unerschütterlichkeit in dem gefaßten Ausdruck ihrer Miene, in ihrem festblickenden und vielleicht eben Gott über den Wolken suchenden Auge. Daß also eine andere, ihm noch verborgene innere Gewalt in ihrem Herzen, ihrem Geiste wirkte, sah er nur zu klar ein, aber auch dieser Gewalt wollte, mußte er, wie er nun einmal war, näher treten, um zu

versuchen, sie aus dem Hinterhalt der aufgeregten Gedanken des ihm so theuren Wesens zu verdrängen. So sagte er denn, indem er Jane's Hand wieder ergriff und an sich zog, mit flehendem Tone:

»Jane, hören Sie mich! Sie haben mir einmal Ihr Vertrauen geschenkt – aber noch lange nicht ganz. Ich sehe und fühle es: Sie schließen etwas Ungesagtes in Ihr Herz ein, und das thut mir unendlich weh, da ich Ihnen mein ganzes Herz enthüllt habe. Wie? haben Sie *kein* Vertrauen zu mir, zu mir, dem Freunde, dem Sie sich noch so eben als *treue* Freundin für das ganze Leben dargeboten haben?«

Jane senkte wieder den Kopf, zog ihre Hand aus der seinen und trocknete ihre Thränen mit einem Tuche. Offenbar kämpfte sie dabei mit sich selbst, was sie thun, was sie sprechen solle, als aber Reinhold noch einmal mit dem innigsten, weichsten Tone seiner Stimme: »Jane, haben Sie Vertrauen zu mir!« sagte, da erbehte ihr ganzer Körper, ihre Hände zitterten, und ihr strahlendes Auge, in dem ein unsäglicher Kummer nistete, voll auf ihn richtend, stieß sie mit krampfhafter Anstrengung die Worte hervor:

»Nein, mein Freund, nein, Sie *können*, Sie *dürfen* mir nie im Leben näher stehen, als Sie jetzt stehen!«

»Und warum nicht?«

»Weil, weil ich – da haben Sie es – weil ich eine Ausgestoßene – eine Fluchbeladene bin! O mein Gott, nun habe ich es gesagt, und er weiß, wen er neben sich hat!«

Reinhold schaute verwundert, aber durchaus nicht durch diese Worte erschüttert auf. »Wie,« sagte er, »Sie wären eine Ausgestoßene, Fluchbeladene? Sind Sie es denn mit einer Schuld, die diesen Fluch verdient?«

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und flüsterte mit zum Himmel erhobenem Auge: »Ich glaube es nicht!«

»Nun, was dann, Jane, was kann Ihnen ein unverdienter Fluch schaden, was kann er Sie so tief bewegen, daß Sie Ihr und eines Anderen Glück von sich stoßen? Nein, nein, Jane, ich nehme auch dies als keinen Grund Ihrer jetzigen Handlungsweise an, denn ich fühle nur zu tief, daß der Fluch, wenn ein solcher auf Ihnen lastet, den Segen nicht brechen kann, den Ihre Liebe mir gewähren würde.«

»So, fühlen Sie das?« rief sie mit frisch in ihr aufblitzender Entschlossenheit. »Nun, dann muß und will ich Ihnen sagen, daß Sie mir nicht näher treten, sich mit mir nicht verbinden *sollen*. Ich, – nein, bei Gott nicht! – ich *darf* Sie nicht in den wirren Strudel meiner entsetzlichen Verhältnisse reißen. Sie sind früher schon durch Ihr eigenes schweres Geschick nicht glücklich gewesen, und so dürfen Sie noch weniger mit dem Schicksal eines Anderen belastet werden, einem Schicksal, für welches es keine, nein, *keine* Abhülfe giebt. Erkennen Sie gerade in diesem festen Willen meine wahre Freundschaft und Ergebenheit für Sie, und damit Sie erfahren, daß ich ein trauriges Recht habe, so zu Ihnen zu sprechen, so will ich jetzt thun, was ich noch nie gegen einen Menschen – mit Ausnahme meiner verstorbenen Tante und einer

in Schweden lebenden Freundin – gethan, ich will Ihnen ganz vertrauen, das heißt, ich will Ihnen meine Lebensgeschichte mit kurzen Worten erzählen. Ach, ich bin freilich nicht darauf vorbereitet, Ihnen mit diesem Vertrauen so nahe zu treten, wie es nun wirklich geschehen wird und muß, ich habe mir die Worte, die ich wählen will, nicht überlegen können, aber Ihr unglückseliges Geständniß – ich nenne es so, weil es uns Beide unglücklich macht – zwingt mich vor der Zeit dazu, Ihnen die Thür zu meinem äußeren Leben zu öffnen, wo Sie dann das innere Weh erkennen und begreifen werden, welches mein Dasein vergiftet. Ach – verzeihen Sie diese Klage, es soll die letzte sein, die ich über Sie ausgieße – Sie haben mich mit diesem Geständniß gewaltsam aus der stillen Bahn gerissen, auf die ich mit so vieler Mühe gerathen war, und ohne den Willen, mir wehe zu thun, haben Sie mir das bitterste Weh angethan, was der Mensch dem Menschen anthun kann, indem Sie mich nöthigten, mich Ihnen zu zeigen, was ich bin: eine aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßene, eine mit einem Fluch Beladene. Doch Sie sollen dafür nicht büßen und ich zürne Ihnen nicht. Es mag Ihr Schicksal gewesen sein, das meine zu durchkreuzen, und für *Ihr* Schicksal können Sie so wenig, wie ich für das meine kann. Nun aber hören Sie, was ich Ihnen erzählen will.

ZWEITES CAPITEL.

Ich bin in Gothenburg in Schweden geboren und die schöne Göthaelf rauschte mir schon in meiner Kindheit

liebliche Träume zu, die sich, ach! nie verwirklicht haben. Mein Vater stammt aus Deutschland, meine Mutter aber, die Schwester meiner im vorigen Jahre hier verstorbenen Tante, war eine schwedische Jüdin. Mein Vater führt einen anderen Namen, als ich jetzt führe, und für den, den ich abgelegt, als ich sein Haus verließ, nahm ich den Namen meiner unverheiratheten Tante, Normanson, an, der ebenfalls nicht ihr ursprünglicher Name ist, da sie sich schon vor vielen Jahren heimlich taufen ließ und so den Namen wechselte.

Meine Erziehung war gut und ich ward, wie fast alle jüdischen Kinder, zum Fleiß, vor allen Dingen aber zum Gehorsam gegen meinen Vater angehalten. Gehorsam ist ein unausrottbares Element in dem Herzen des jüdischen Kindes, und der Vater der Familie ist noch immer bei uns der untrügliche Patriarch, der Lenker unsers irdischen Schicksals, der Gebieter über Glück und Unglück, so weit ein Mensch das nur sein kann.

Mein Vater war und ist ein wohlhabender, ja ein reicher Kaufmann, und seine Handelsverbindungen erstrecken sich über viele Gebiete der Erde. Er hatte stets Glück darin; nur einmal war er einem großen Unglück nahe, er wurde aber durch die Hochherzigkeit eines deutschen Gläubigers, der, glaube ich – ich weiß das so genau nicht – zugleich auch sein Jugendfreund war, von dem Verderben gerettet. Von diesem Manne sprach er stets mit großer Achtung, ja, Verehrung, und nannte ihn wiederholt den Retter seiner Ehre und seines irdischen Glücks. Doch erinnere ich mich dieses Vorfalls nur noch

sehr dunkel, da er in meine früheste Jugendzeit fiel, und nur von meiner Mutter erfuhr ich später, wenige Einzelheiten darüber.

Diese meine Mutter, die etwa fünfundzwanzig Jahre jünger als mein Vater war, der sich erst im späteren Lebensalter verheirathete, war eine hochgebildete Frau, mit großen geistigen Gaben ausgerüstet und übersah meinen Vater – wie das sehr häufig in jüdischen Ehen der Fall ist – in vielen Dingen, ohne ihn jedoch jemals ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen und die Achtung und den Gehorsam zu vergessen, zu denen sie, ihm gegenüber, verpflichtet war.

Von meiner Mutter, der ich überhaupt Viel verdanke, lernte ich fast Alles, was ich weiß. Sie unterrichtete mich in der englischen und deutschen Sprache, die ich beide spreche, ferner in der Geschichte und Literatur, und nur das Hebräische ward mir in der Schule, die ich außerdem besuchte, von einem Lehrer beigebracht. Ja, sie war in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft bewandert; sie kannte viele bedeutende Männer persönlich und ihr elterliches Haus war der Sammelplatz Gelehrter und Künstler gewesen. Bei meinem Vater freilich konnte sie dieser Neigung und Bestrebung weniger nachhängen, und obgleich sie immer gern mit hochgebildeten Männern sprach und Briefe mit ihnen wechselte, so mußte sie sich doch in die Hausordnung meines Vaters fügen, und zu diesem kam nie sein Fremder, weder ein Künstler, noch ein Gelehrter, und seine Geschäfte sorgte er mit seinen Commis und Handelsgenossen allein auf seinem

Comptoir, in welches ich nie einen Blick habe werfen dürfen.

Leider verlor ich meine gute, weichherzige und zartfühlende Mutter sehr früh, in dem Alter von nicht ganz dreizehn Jahren. Wie groß und unersetzlich mein Verlust war, sollte ich erst in späteren Jahren im ganzen Umfange erfahren. Für's Erste, lange Jahre hindurch, herrschte nur eine den Geist lähmende, uns Alle betrübende Stille in unserm einsamen Hause, in dem sich jedes Geschäft, jedes Bedürfniß mit einer, wie durch ein Uhrwerk geregelten Gleichmäßigkeit abwickelte. Von jetzt an war Alles und Jedes durch eine unausgesprochene Vorschrift, eine unsichtbare, nie fehlende Regel bestimmt, und auch die Menschen, die mit uns als unumgänglich nothwendige Haus- oder Familienmitglieder in Berührung traten, machten alle ein Gesicht, als ob sie das Lachen und Weinen verlernt hätten und die Falten ihrer Züge nur nach einer unfehlbaren Schablone zurechtlegten.

Mein Vater, der den ganzen Tag seinen Geschäften oblag, kam nur Mittags nach Hause, um mit uns Kindern zu essen. Auch Abends blieb er in seiner Stube, entweder allein, oder in Gesellschaft einiger Geschäftsfreunde, mit denen er politische, religiöse und kaufmännische Dinge verhandelte. Wenn er aber einmal unerwartet in unser Zimmer trat, wo wir wie eingeschüchterte Vögel bei unseren Aufgaben saßen, die wir pünktlich nach besten Kräften lös'ten, erschraken wir, denn es wurde nur selten ein Lob aus seinem Munde laut, viel häufiger dagegen ein Tadel, der uns um so herber berührte, weil er

uns sagte, er spreche ihn aus Liebe zu uns aus; nur durch gerechten Tadel, nie durch ungerechtes Lob könne die Jugend gedeihen und lernen, was sie für das Alter gebrauche.

Und hier ist der Ort, wo ich noch eines besonderen Unterschiedes zwischen dem jüdischen und christlichen Familienleben erwähnen muß.

Eine jüdische Familie, wenigstens eine solche, wie wir sie in Gothenburg bildeten, zeigt eine ganz eigenthümliche und kaum ganz zu schildernde Physiognomie. Sie stellt ein abgeschlossenes, von allem äußeren Verkehr entferntes, düsteres Bild dar, und oft kam es mir vor, wenn ich in Büchern von dem einsamen, abgeschiedenen Ansiedlerleben im Westen America's las, daß auch wir ein solches geheimnißvolles, einsiedlerisches Leben führten, obgleich wir der großen und lärmenden Welt doch ganz nahe wohnten. Fremde kamen nie in unseren Kreis, sie suchten ihn nicht und sie wurden auch nicht herbeigerufen. Nur alle vierzehn Tage versammelten sich am Sabbath Abend einige ferne Verwandte bei uns, aber nicht, um sich zu vergnügen, zu erheitern, sondern nur um die Verhältnisse der Familie durchzusprechen und sich die innerhalb des bekannten Kreises vorgefallenen Ereignisse mitzutheilen.

Es ist wahr, Einigkeit und gegenseitiges Wohlwollen herrschte in diesem Kreise. Einer half dem Andern, wo er konnte, stützte den Wankenden und hob den Sinkenden, aber das war auch Alles, was man geschehen sah und was man mit den aufmerksamsten Ohren vernahm.

Es hat das allerdings einen sanften, ruhigen, patriarchalischen Austrich, allein auf die Dauer langweilt und entmuthigt es doch sehr. Denn aus der genußreichen fröhlichen Welt, die unter den Christen in unsrer unmittelbaren Nähe sich abrollte, drang kein erheiternder Ton in unsere stillen Mauern; kein frischer durch die Lüfte schwebender Gedanke, der da draußen das Menschenleben erhob und verschönte, wurde unter uns, wie von der Erde abgeschieden Lebenden, laut. So kam es denn, daß wir in einer seltsamen Einseitigkeit der Anschauungen der Verhältnisse dieser Welt aufwuchsen, daß wir von der eigentlichen Welt um uns gar nichts wußten, sie nicht kannten. Daß dies so war, wurde mir freilich damals noch nicht klar, ich erfuhr es erst später, als ich hierher zu meiner Tante kam und verschiedene Christenfamilien kennen lernte, mit denen die Gute eben so häufig wie mit jüdischen verkehrte. O ja, man kann auch ein trauliches Familienleben ganz in der Stille führen und doch darüber mit der Welt in Verbindung bleiben, und wehe den armen Judenkindern, die so gefängnißartig und einseitig erzogen werden wie wir, wenn sie plötzlich, durch irgend ein Geschick in die äußere Welt verpflanzt, nun halt- und schutzlos dastehen und sich nicht wehren und vertheidigen können, wenn sie von übermüthigen Christen gestoßen und gegängelt, oder von noch übermüthigeren Glaubensgenossen wie Parias dieser Erde behandelt werden.

So wuchs ich also still und unbeachtet, fast nur meinem eigenen, frühzeitig erwachten Nachdenken überlassen, im Hause meines Vaters auf. Das stille Sehnen, das

bisweilen laut werdende Verlangen nach einem größeren Verkehr, wie wir ihn benachbarte Christenkinder pflegen sahen, fand nicht die geringste Nahrung. Schon der ausgesprochene Wunsch danach wurde von meinem Vater als ein unerträglicher Mißklang in seiner patriarchalischen Ruhe, als ein strafwürdiger Eingriff in seine Rechte gehalten, denn mein Vater war zwar ein rechtschaffener, pflichttreuer und arbeitsamer Mann, aber dabei ein strenger, kalter Hausherr, und außerdem ein rechtgläubiger Jude, der von den ihm vorgeschriebenen Gesetzen nie um eines Strohhalms Breite abwich. Außerdem war er unbeugsam in seinen Entschlüssen, fast starr in seinen Vorsätzen, und er hätte uns, glaube ich, Alle lieber sterben sehen, als daß wir von unserm Glauben abtrünnige und von seinen väterlichen Vorschriften abweichende Kinder geworden wären. So folgte er in allen Dingen nur seinem eigenen Ermessen, und nie hat er mit uns Kindern – ich hatte noch zwei Schwestern und einen Bruder, die jetzt todt sind – irgend einen Rath über das eine oder andere alltägliche Vorkommen gepflogen. Daß wir daher keine Wünsche hatten, oder wenigstens sie nicht aussprechen, versteht sich hiernach von selbst, und wir ertrugen lieber die lebhafteste Pein, als daß wir uns im Geringsten gegen seinen Willen aufgelehnt hätten. Ich will ihm diesen Eigenwillen über diese Starrheit nicht zu schwer anrechnen. Er hatte vielleicht in seiner Jugend herbe Erfahrungen gemacht, das Leben mochte ihn arg

umhergeschüttelt haben, auch war er in seinen Vorurtheilen groß geworden und keine weichherzige, gebildete Mutter hatte seinen starren Sinn besänftigt oder seine Rauheiten abgeschliffen. Er hatte ja immer Recht in seinen kaufmännischen Calcüls gehabt, also wollte er auch immer Recht in seiner Familie haben. So also war sein Wille unser Gesetz, unsre Richtschnur, und niemals wich Eins von uns auch nur um eines Haares Breite davon ab, obgleich wir uns oft im Stillen fragten, warum wir an Leib und Geist so slavisch gefesselt wären? Daß wir Alle bei diesen Fragen, die nie eine Antwort erhielten, litten, ist sehr begreiflich, am schwersten aber litt mein weiches Gemüth darunter, daß ich meinen Neigungen so wenig folgen durfte und nicht in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet wurde, die meiner guten Mutter so vielen Genuß und so reichen Trost geboten hatten.

Dieses so lange still getragene und darum um so tiefer mit meinem Empfinden und Denken verwachsene Leid gewann endlich einen großen Einfluß auf die Ausbildung meines Characters, und mein Vater, ohne die Ursache davon zu ahnen, sah doch die Wirkung und nannte mich oft seine *starre* Tochter, sein *eisiges* Kind, seine *steinköpfige* Jane, Ob er darin Recht hatte, weiß ich nicht, ich mag ihm wohl so vorgekommen sein, und er irrte sich selten in seinem Urtheil in Bezug auf die ihm untergebenen Familienglieder. Daß ich ihm aber später nicht nur so erschien, sondern es wirklich war, das ist nur zu gewiß, aber darin traf ihn die Schuld eben so schwer wie mich.

So wuchs ich, unbeugsam und fest in meinen Ansichten, wie mein Vater in den seinen, allmählig heran und er hatte schon oft davon gesprochen, daß er für eine gute Zukunft in Betreff meiner sorgen wolle und daß ich mit ihm zufrieden sein würde. Ach, er meinte damit, was ich damals noch nicht verstand, die Ehe, und in der That, hierin hatte er seine ganz besonderen Ansichten, und wie fest er an ihnen hielt, werden Sie sehr bald aus seinen Handlungen erfahren.

Wie schon erwähnt, kommen nur selten Fremde, am wenigsten junge Leute, in die jüdischen Familien. Daher lernt eine junge Jüdin schwer die Welt und die Männer kennen, bevor sie verheirathet wird. Es findet hierin ein ganz anderer Gebrauch wie bei den Christen statt. Wir Jüdinnen dürfen nur sehr selten bei der Ehe unserer Neigung folgen, vielmehr sind wir in der Regel der Gegenstand eines gegenseitigen Uebereinkommens der Väter oder männlichen Verwandten, und nicht gar selten mag sogar der Fall eintreten, daß wir geradezu als eine Art Waare betrachtet werden, um die nach alter Sitte gefeilscht und gehandelt wird und die man nicht nach ihrem inneren Werth, sondern nach den äußeren Mitteln taxirt, die unsere Väter mit in die Wageschaale legen können.

Das mag Ihnen, dem Christen, etwas hart klingen und Ihr Gefühl verletzen – wir, die Töchter Juda's, sind daran gewöhnt und – es ist seltsam, aber wahr – die Erfahrung spricht sich zu Gunsten dieser Sitte aus und Sie werden, wenn Sie aufmerksam und gerecht in Ihrem Urtheil sind,

bei Weitem weniger unglückliche Ehen bei den Juden als bei den Christen finden. Ja, ich glaube sogar, daß, wenn eine Jüdin einmal von dem alten Herkommen mit Gewalt abweichen wollte, sie die traurige Erfahrung machen könnte, daß eine Heirath aus himmelstürmender Liebe oft mehr Unglück in ihrem Gefolge haben kann, als eine solche aus Speculation.

Ich hatte, als mein Vater mir zum ersten Male von einer mir bevorstehenden Ehe sprach, keine Ahnung davon, was eigentlich die Ehe sei, und seine Anspielungen ließen mich daher ziemlich gleichgültig. Doch es sollte ein Tag kommen, wo mir diese Ahnung mit Schrecken klar ward.

Mein Vater ließ mich eines Abends – ein bis dahin unerhörter Vorfall – in sein Comptoir rufen und ich folgte sogleich. Er schlug mir verschiedene Rechnungsbücher auf, die er, wie er sagte, zu meinen Gunsten angelegt, und sagte dann, daß ich nun achtzehn Jahre alt sei und mich also verheirathen müsse, und daß er bereits einen Mann kenne, der geeignet sei, mein Glück zu machen. Ich antwortete nichts darauf, sondern hörte ihm ruhig zu. Das war die erste verständliche Andeutung gewesen, und vor der Hand blieb es noch dabei. Es verging noch ein halbes Jahr und niemals wurde wieder ein Wort darüber gesprochen. Nach dieser Zeit wurde ich noch einmal zu meinem Vater gerufen und nun wurden mir die Pflichten einer Tochter, eines Weibes und namentlich eines gehorsamen Weibes auseinandergesetzt.

Lassen Sie mich rasch darüber fortgehen, was ich hier erfuhr. Nur so viel will ich sagen, es stimmte mich merkwürdig traurig, obwohl ich nicht wußte, warum. Plötzlich zog mein Vater ein kleines Pastellbild aus einer Lade, reichte es mir hin und sagte, ohne die Miene zu verziehen: »Sieh Dir dies Bild an und behalte es. Es stellt Deinen zukünftigen Mann vor.«

Ich nahm das Bild, warf einen flüchtigen Blick darauf und fragte, während mir schon das Blut im Herzen gerann: »Wer ist dieser Mann, wie heißt und wo wohnt er?«

Mein Vater warf einen sonderbar starren Blick auf mich und sagte mit eisiger Kälte: »Es ist Ephraim Narischkin aus Petersburg. Er ist mein Geschäftsfreund und ein sehr reicher Mann. Jetzt kannst Du gehen.«

Ich ging. In meiner Stube schloß ich mich ein, damit Niemand mich störe, und zog das Bild Ephraim Narischkin's hervor. Ich sah lange auf das Bild hin und betrachtete es genau, ohne zu wissen, daß die bittersten Thränen bereits mein ganzes Gesicht überschwemmen. Und warum weinte ich? Weil ich instinctartig fühlte, daß der endlose Kampf meines Lebens begonnen habe, denn – hier haben Sie einen Beweis meines unbeugsamen Characters – es stand unwiderruflich gleich im ersten Augenblick bei mir fest, daß ich nie, nie das Weib Ephraim Narischkin's werden würde.

Die nähere Erklärung dieses Entschlusses erlassen Sie mir. Ich mag das Entsetzliche nicht genauer schildern, was damals so tief und schwer in mein Gefühl eingriff.

Nur so viel sei Ihnen gesagt: ich *konnte* diesen mir aufgedrungenen Mann nicht heirathen, mein ganzes inneres, weibliches Gefühl sträubte sich dagegen, und das gab mir die Kraft und Nachhaltigkeit meines verzweifelten Widerstandes ein.

Dennoch sollte dieser Widerstand gebrochen, wenigstens ihn zu brechen versucht werden, mit allen Mitteln, die einem Manne in dem Verhältniß meines Vaters zu Gebote standen, und er war wahrhaftig nicht weniger fest in seinen Entschlüssen, als ich. Eines Tages sagte mir mein Vater beim Mittagstisch: »Morgen wird Ephraim Narischkin kommen und ich werde Dich mit ihm verloben.« Ich schwieg. Der nächste Tag kam und mit ihm der pünktliche Geschäftsmann Ephraim Narischkin. Darauf hatte ich noch mit dem letzten Hoffnungsschimmer gewartet: das Bild konnte mich ja getäuscht haben und der Mann in Person vernichtete vielleicht den Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht. Aber ach! es hatte mich nicht getäuscht, es war noch verführerisch schön, mit der Wirklichkeit verglichen, und Ephraim Narischkin, der verlebte, von Habsucht und Geldgier entstellte, erstarrte Mensch mit den tartarisch geschlitzten Augen und dem gelben entnervten Gesicht war kein Mann, den die arme Jane lieben und eben so wenig heirathen konnte.

Als nun mein Vater, seinen Geschäftsfreund an der Hand haltend, zu mir eintrat und sagte: »Hier ist meine Tochter Jane, und hier ist Ephraim Narischkin. Sehet

Euch an, Ihr sollt Mann und Weib werden nach den Gesetzen unsers Propheten Moses!« – und als mir nun Ephraim seine Hand bieten wollte, da trat ich zurück und rief: »Nein, mein Vater, ich heirate diesen Mann nicht, selbst wenn Du es mir mit des Propheten Moses Stimme selber beföhlest.«

Die Scene, die unmittelbar auf diesen Ausspruch folgte, verschweige ich. Genug, am Abend war Ephraim abgereist und ich saß allein in meinem Zimmer, siegreich, aber doch unglücklich über die Maaßen.

Von Seiten meines Vaters geschah vor der Hand Nichts, er ließ mir viel Zeit zum Nachdenken und sprach Wochen lang gar nicht mit mir; aber an seinem Gesicht, das ich las wie ein Buch, erkannte ich, daß es trotz Allem, und koste es, was es wolle, beschlossen sei, daß ich das Weib Ephraim Narischkin's werden solle. Ach, da faßte ich in meiner unablässig ringenden Seele auch den unwiderrieflichen Entschluß, es nie zu werden, und das sagte ich meinem Vater, als er nach vier Wochen wieder davon zu reden begann.

Meine Beharrlichkeit und Standhaftigkeit schien auf ihn eine große Wirkung zu üben, und er suchte mich, da er mich nicht zwingen und überzeugen konnte, zu überreden, wobei er viele kluge und sogar bittende Worte anwandte. Aber je mehr er sprach und bat, und je klüger die Worte, die von seinen Lippen kamen, um so entschiedener beharrte ich auf meinem Entschluß. Da ergrimte

mein Vater, und in seiner Leidenschaft sagte er mir Worte, die mich noch heute erbeben machen, wenn ich daran denke, allein auch dieser furchtbare Auftritt beugte mich nicht und ich war und blieb jetzt wirklich hart wie Stein und kalt wie Eis. Das erkannte mein Vater nur zu bald und er schien sich anfangs sogar zu beruhigen und milder gegen mich gestimmt zu werden. Ich sah daraus wohl, wie nahe ihm mein Widerstand ging und daß er mich wirklich liebte und deshalb mit sich selber kämpfte, allein sein starrer eiserner Geist gewann endlich über seine Gefühle doch die Oberhand, und so sprach er zuletzt den Befehl aus, mich seinem Willen zu fügen, und drohte mir mit der schrecklichsten Strafe des Ungehorsams, wie sie der rächende Engel Gottes über die Kinder Israels verhängt, wenn sie dem Willen ihres Vaters entgegenstreben.

Auch dieser Drohung, die mir ungerecht und ohnmächtig erschien, widerstand ich, und mir entschlüpfte in meiner Erwiderung das Wort: ich wollte lieber einsam in die weite Welt hinauswandern, obdachlos und unbeschützt sein, als in Gold und Brokat gekleidet einhergehen und in Ephraim Narischkin's Prachtsälen sitzen.

»Das sollst Du, so wahr ein Gott im Himmel lebt,« rief mein Vater im höchsten Zorn, »Du hast Dir damit selbst Dein Urtheil gesprochen!«

Und so geschah es, doch nicht so rasch, wie ich es erwartet. Noch verging eine lange traurige Zeit und Alles wurde versucht, meinen Geist zu beugen und meinen Widerstand zu brechen. Allein, es blieb Alles vergeblich. Es

war, als ob eine innere Stimme mir verbot, meinem Vater zu gehorchen, und die Kraft und Gewalt dieser Stimme war so groß, daß sie mich bezwang. Sie sagte mir, daß ich lieber in die Verbannung gehen und sogar den Fluch meines Vaters mit mir nehmen solle, als das Entsetzliche zu leiden, ein Menschenleben hindurch an der Seite eines ungeliebten Mannes mein ganzes irdisches Dasein zu opfern und Nichts zu sein, als ein geist- und herzloses Wesen, die Slavin eines meinen Willen und meine Gefühle beherrschenden und unterdrückenden Mannes.

Dieser Stimme gehorchte ich, und so geschah, was geschehen mußte. Wie mein Vater fest und unbeugsam blieb, so auch ich – und so kam endlich der schreckliche Tag, wo mein Vater – mir seinen Fluch auf das Haupt schleuderte und ich – sein Haus und meine Heimat verließ.

Jane schwieg einen Augenblick und starrte, wie seelelos, düster vor sich hin. Dann aber raffte sie sich wieder empor und fuhr mit, gebrochener Stimme also zu reden fort:

»Als ich von meinem Vaterhause schied, war mir zu Muthe, als ob ich die Welt verlassen und mich mit lebendig pulsirendem Blute in das kalte, dumpfe Grab legen müßte, aber doch ging ich, ohne zu zögern; und wäre ich unbedingt dem Tode entgegen geschritten, ich wäre doch gegangen. So kam ich allein in der mir ganz unbekannt Fremde an. Daß eine ältere Schwester meiner Mutter in Hamburg lebte, wußte ich, und so flüchtete ich zu

ihr und sie nahm mich menschenfreundlich auf. Natürlich theilte ich ihr mein schreckliches Schicksal mit, und sie tröstete mich, indem sie verhiess, auch ihrerseits es zu versuchen, meinen Vater zu einer sanfteren Beurtheilung meines Ungehorsams zu bekehren. Allein alle von ihr an meinen Vater gerichtete Bitten blieben fruchtlos – und ich selbst erhielt gar keine Antwort auf meine von Zeit zu Zeit wiederholten und um Milderung seines Sinnes flehenden Schreiben. So blieb es bis zum vorigen Herbst, wo meine gute Tante starb und mich zur Erbin ihrer kleinen Hinterlassenschaft einsetzte, die hinreichend ist, um meinen geringen Bedürfnissen vollkommen zu genügen. Im letzten Frühling nahm ich wieder diese abgelegene Wohnung, wo ich schon im vorigen Sommer mit meiner Tante gewohnt. Seit dem Tode derselben komme ich nur noch mit wenigen Menschen in Berührung, und hier sah ich nur bisweilen die lieben Töchter meines edlen Wirthes. Ich fürchte mich auch vor den Menschen, denn ich habe das lähmende Gefühl, daß Jeder, der in mein Angesicht sieht, den Fluch erkennt, der auf meine Stirn ausgegossen ist –«

»Nein,« unterbrach Reinhold die jetzt so wehmüthig Redende mit laut schallender Stimme, »nein, darin täuschen Sie sich. Ich bin endlich ein Mensch und mit guten Augen begabt, aber ich erkenne und sehe diesen Fluch nicht!«

»Und dennoch macht er sich bei Ihnen bemerklich,« fuhr Jane traurig fort, »dadurch, daß Sie, in einem beklagenswerthen Irrthum befangen, Ihr Gefühl auf mich

gerichtet haben und so durch mich in den Strudel des Elends gezogen sind, dem ich unterworfen bin.«

»Sie täuschen sich abermals,« versetzte Reinhold warm, »ich bin nicht mit in den Strudel des Elends gezogen, welchem Sie unterworfen sind, ich bin vielmehr beglückt, daß ich an Ihre Seite gesetzt ward, um Ihnen zu beweisen, daß an einem Fluch, wie er über Sie ausgegossen, Gott keinen Theil hat und das gerade dadurch bethätigt, daß er mir die Liebe zu Ihnen eingeflößt hat, die mich ganz erfüllt.«

»Das ist vielleicht Ihr schöner Glaube, aber nicht der meine. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der auf mich ausgegossene Fluch sich zugleich auf den mit erstreckt, der sein Schicksal an das meine knüpft, und darum – allein darum – *kann* ich Ihre Liebe nicht erwidern.«

Reinhold schaute frohlockend auf. »Wie,« rief er, »also einen anderen Grund giebt es nicht? Und ohne jene Furcht würden Sie meine Liebe erwidern?«

Jane, erschrocken, daß sie vielleicht schon zu viel gesagt, beugte schweigend ihr Haupt. Lange und geduldig wartete ihr Freund auf eine Antwort, aber da er keine erhielt, bat er sie wiederholt, ihm eine solche zu gewähren.

»Jane, liebe, theure Jane,« sagte er mit rührender Innigkeit, »ich will nicht wiederholen, was ich Ihnen über die wunderbar plötzliche Entstehung meines unauslöschlichen Gefühls bereits gesagt, aber wenn Sie in mein Herz geschaut hätten, als Sie krank auf dieser Stelle lagen, als die Angst der Verzweiflung mich ergriff, Sie, die kaum

Wiedergefundene, könnten mir auf ewig entzogen werden – und wenn Sie wüßten, wie inbrünstig ich Gott um Ihre Erhaltung gebeten, wie ich ihm gesagt, daß er mir Alles nehmen und nur Sie, Sie an meiner Seite lassen solle – o dann würden Sie wissen, daß ich nur mit Ihnen glücklich sein und werden kann, und Sie würden auch das Ja mit den Lippen sprechen, das ich ja doch mit unverkennbar leuchtender Schrift in Ihren Augen blitzen sehe.«

»Nein, nein, nein!« fuhr Jane plötzlich heftig auf, »Sie irren sich. Dies Ja blitzt nicht aus meinen Augen, und meine Lippen *können* es nicht sprechen – um Ihrer selbst willen nicht – denn ich, ich bin zum Unglück geboren, ich weiß, ich fühle es – und *wenn* ich Sie liebte, ich sage: *wenn*, dann müßte ich gerade um meiner Liebe willen Sie davor bewahren, mit mir, der Gebrandmarkten, der so tief Erniedrigten, in einer Welt zu leben, die so schön ist und deren Glanz und Pracht ich Ihnen nicht durch meine Traurigkeit und meinen Schmerz verbittern darf. – Nein also, nein, bedrängen Sie mich nicht mehr mit Worten und Blicken, mein Entschluß ist auch hier unbeugsam, mein Nein unwiderruflich, und wie ich einmal bin – das Mädchen, die Jüdin von Stein und Eis – ich – ich kann und darf Ihre Liebe nicht erwidern.«

Sie hatte die letzten Worte mit solchem Nachdruck gesprochen, daß Reinhold erbلاßte und die Ueberzeugung gewann, daß er wirklich die Wahrheit gehört. Sein blutendes Herz krampfte sich zusammen, nur sein männlicher Stolz hielt ihn noch aufrecht.

»Ist das Ihr letztes Wort?« fragte er nur noch mit einem stillen Seufzer, indem er vom Sopha aufstand und seinen Hut ergriff.

Jane schaute mit starren Blicken auf und sah, daß er sie verlassen wollte. Ihr Gesicht erbleichte, ihr Auge umflorte sich und ihr Busen wogte, wie von einem inneren Sturm bewegt. Aber nur kurz war die schwankende Unentschlossenheit, die sie einen Augenblick zu ergreifen schien. Die linke Hand auf ihr laut schlagendes Herz pressend und das Auge von ihm abwendend, als wolle sie sich der Einwirkung seiner Blicke entziehen, sagte sie mit einem Seufzer, in dem sich ihre ganze Seele auszuhauchen schien:

»Mein letztes, ja! Und Sie wollen gehen – ich sehe es. Gut, lassen Sie mich heute allein, ich habe noch viel zu thun.«

»Wohl, ich gehorche. Für heute! Darf ich denn aber morgen wiederkommen, wenn ich nur als Ihr Freund komme?«

Sie wandte den Kopf wieder zu ihm hin. Ein himmlisch sanftes Lächeln flog über ihre reinen Züge und schon streckte sich unbewußt ihre Hand nach der seinen aus. »Nur als mein Freund?« fragte sie mit schmelzender Stimme. »Ja, als der werden Sie mir immer willkommen sein, denn meine Freundschaft – die löscht kein menschlicher Fluch aus – die habe ich Ihnen auf ewig gegeben.«

»Also ich darf *morgen* kommen?« wiederholte er mit leuchtenden Blicken.

Jane stützte die Stirn in die Hand und sann eine Weile nach. »Morgen!« hauchte sie, als ob sie zu sich selbst spräche. »Morgen! Ja, kommen Sie – ob Sie mich aber finden werden, das – weiß ich nicht!«

»Was heißt das?« fragte Reinhold, von Neuem in Unruhe gerathend.

Jane schaute sinnend vor sich nieder. »Es heißt eigentlich nichts,« sagte sie leise. »Ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Ich möchte allein sein. Gehen Sie!«

»Und darf ich nicht einmal mehr Ihre Hand an meine Lippen drücken?«

»Hat denn das eine so große Bedeutung für Sie?« fragte sie nach kurzem Besinnen. »Nun denn – da haben Sie meine Hand – o mein Gott! – Gehen Sie rasch – rasch – ich muß – ich muß allein sein!«

Reinhold drückte die warmen Hände, die er beide ergriffen, wiederholt an seine heißen Lippen. Dann riß er sich los, und ohne noch einen Blick in die ihn mit einem wunderbaren Ausdruck betrachtenden, oder vielmehr verschlingenden Augen zu werfen, verließ er schnell das Zimmer und stieg langsam, schwer bedrückt, als laste auch auf ihm schon ein Theil des schrecklichen Fluches, wie sie es vorher gesagt, den Berg hinauf.

DRITTES CAPITEL.

Doctor Strahl war zwar ein kluger und scharfsichtiger Mann, aber dennoch hatte er, in der leidenschaftlichen

Erregung des Augenblicks und, durch die überraschende Art und Weise, wie Jane seinem lebhaften Andringen widerstand, außer Fassung gesetzt, nicht gesehen, was bei dem letzten Theil der eben beendigten Unterredung in der aufgewühlten Seele der armen Jane vorging, so deutlich es auch ein unbefangener Beurtheiler der Sachlage in ihrem ganzen Wesen und namentlich in dem schwimmenden Blick ihres Auges ausgeprägt gefunden hätte. Nein, er war dieser unbefangene Beurtheiler nicht gewesen, und so hatte er nicht gesehen, was zu sehen war; nur ganz seinem Schmerz hingegeben, der ihn mit blutender Seele von ihr wegtrieb, während er ihn gerade an ihre Seite hätte fesseln sollen, schritt er wie ein Träumender den Berg empor und, von den unsäglichen Qualen gefoltert, wie sie ein Mensch zu erdulden hat, der seine Hoffnungen unrettbar in die kalte Meerestiefe versinken sieht, kam er wie ein zum Tode Ermüdeteter oben im Hause an.

Die Unterredung mit Jane hatte lange gedauert, viel länger als er selber wußte, und so war die Frühstückszeit längst vorüber, als er über die Schwelle des gastlichen Hauses schritt. Glücklicherweise sah Niemand ihn kommen, da die Schwestern einen Besuch in der Nachbarschaft abstatteten, und so erreichte er sein Zimmer ungehindert. Hier angekommen, warf er sich erschöpft auf sein Sopha, um sich nun erst recht dem qualvollen Schmerz seines Innern hinzugeben.

Wir wollen den trostlosen Zustand unseres Freundes hier nicht näher zu schildern versuchen, er liegt offen genug zu Tage und erklärt sich von selbst; aber das müssen wir zu seinen Gunsten anführen, daß er diesem Schmerze nicht erlag, als geistesstarker Mann sich vielmehr zu fassen suchte und so mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft auch bald die Ruhe wiedergewann, die in traurigen Lebenslagen, wie er sie jetzt zu erdulden hatte, durchaus nothwendig ist, wenn das Leben den denkenden Menschen nicht wie einen Spielball behandeln und ihn auf seiner kalten unbarmherzigen Woge maschinenartig auf und ab schleudern soll.

Plötzlich, nachdem er seine ganze Lage so klar überschaute, wie es ihm möglich war, sprang er vom Sopha wieder auf, um einen eben in ihm entstandenen Entschluß auszuführen. Es war ihm unmöglich erschienen, heute Mittag mit der harmlosen Familie wie gewöhnlich das Mahl zu theilen und den Blicken und Fragen der einzelnen Mitglieder derselben ausgesetzt zu sein. So schrieb er hastig einige Zeilen, worin er seinen Wirth benachrichtigte, daß er einen nothwendigen Gang in die Stadt vorhabe und daß er erst am späteren Abend nach ›Schillings-Lust‹ zurückkehren werde.

Diese Zeilen gab er einer der Mägde, und gleich darauf verließ er das Haus und den Park, aber nicht, um in die Stadt zu gehen, die ihm mit ihrem Lärm, ihrer Rastlosigkeit und Menschenfülle zuwider war, sondern um in's Freie zu wandern und in Gottes frischer Natur sich selbst

wieder zu finden und sein zerrüttetes Gemüth wieder in das richtige Gleichgewicht zu versetzen.

Und ja, er fand sich und das Gleichgewicht seiner Seele wieder. Die stundenlange Bewegung that ihm unendlich wohl. Er war nach Blankenese gegangen und hatte dort sogar eine leichte Speise genießen können. Gegen Abend erst, als die Dämmerung bereits eingetreten war, kehrte er zurück, und als er sich Oevelgönne endlich näherte, war es ganz dunkel geworden und aus allen Häusern unten am Strande schimmerte schon das trauliche Licht, um das sich die Bewohner des Dorfes Abends zu sammeln pflegen. Da, als er die einzelnen Fenster in verschiedenen ihm bekannten Häusern herüberleuchten und ihn gleichsam nach dem Strande hinabwinken sah, fühlte er plötzlich sein Herz von einer wunderbaren Sehnsucht ergriffen. Nein, er konnte noch nicht nach Hause und wieder unter Menschen gehen. Er mußte noch einmal *ihr* Fenster sehen und in der Nähe ihrer Wohnung einen Athemzug thun, um ihr so wenigstens im Geiste einen guten Abend zu bieten.

Kaum war der neue Wunsch in ihm lebendig geworden, so wurde er ausgeführt. Auf dem nächsten Wege stieg er nach Oevelgönne hinab, durchschritt das ganze Dorf und langte endlich vor dem vergitterten Garten des kleinen Hauses an. Wie man die Nachts verschlossene Pforte öffnete, wußte er, und so befand er sich bald in dem grünen Vorgarten, der unmittelbar vor Jane's Hause lag.

Unbeweglich stand er jetzt in dem tiefen Schatten eines laubreichen Baumes und starrte mit trunkenen Augen auf das einsame Häuschen hin. Die Fenster des unteren Stockwerks waren finster, aber oben in Jane's Schlafkammer schimmerte Licht hinter den herabgelassenen Vorhängen. Daß sie noch nicht schlafe, nahm er als gewiß an, dazu war es noch viel zu früh; also las oder schrieb oder arbeitete sie, was sie häufig im Schlafzimmer that, wie er wußte, wenn sie sich recht in sich selbst zurückziehen und von Niemandem mehr gestört werden wollte.

Tiefe, heimliche Stille herrschte um den einsamen Mann. Hinter ihm zog sich unter dem lichten Sternenhimmel die stark fluthende Elbe wie eine breite, graue, die Sterne wiederspiegelnde Schlange hin. Durch die dunklen Baumschatten im Vordergrunde schimmerten in den kleinen Wohnhäusern helle Lichter und deuteten auf das Leben und Regen der darin Wohnenden hin. In seiner unmittelbaren Nähe regte sich kein Blatt, nicht der leiseste Windzug strich hörbar durch das leichtbewegliche Laub. Dort oben hinter dem weißem Vorhange saß die arme Jane, mit Gott weiß welchen unruhigen Gedanken beschäftigt, und hier unten stand er, der sehnsuchtsvoll emporblickende Mann – o welcher Reiz, welche Poesie lag auf dem ganzen kleinen Nachtbilde, das so ruhig, so still, so heilig ruhig und still erschien, und doch brausten ungestüme Leidenschaften, schmerzliche Gefühle und unerfüllbare Wünsche in Beider Herzen, die alle Unruhe und Rastlosigkeit in sich aufgenommen zu

haben schienen, die aus der sanft schlummernden Natur gewichen war.

Lange stand Reinhold unter dem Schatten seines Baumes und lange schaute er nach dem hellen Fenster empor, dessen Licht unbeweglich blieb, wie auch lautlose Ruhe in dem stillen Zimmer herrschte. O welche Gedanken wurden da unter diesem Baume ersonnen, welche Gefühle wurden in der pochenden Brust laut, die da still zu athmen schien und doch so bittere Empfindungen barg! Wer schildert sie und wer könnte sie schildern, auch wenn er sie selbst einmal erlebt und empfunden hätte! Nein, es ist unmöglich, zu sagen, welches Weh, und doch welche Lust in jeder pulsirenden Blutwelle kocht und gährt; es ist unmöglich, das Sinken und Steigen des Hoffnungsankers anzudeuten, der an dem feinen Faden des zuckenden Herzensnerven zu hängen scheint.

Nein, es ist unmöglich, die Ebbe und die Fluth der Wünsche und der Sehnsucht anzugeben, welche die Seele bald in die Höhe schnellt, bald sie wieder in die Tiefe reißt, um das seltsame, unbeschreibliche Phänomen bildlich darzustellen, welches sich eben nur in der Seele des armen Menschen erzeugt, wenn sie nach der Seele eines anderen Menschen trachtet, und eine unsichtbare und doch nur zu fühlbare Scheidewand vorhanden ist, die beide auf ewig von einander zu trennen scheint.

Nein, es wird auch nicht nöthig sein, diese Gedanken und Empfindungen zu schildern, denn wer hätte nicht

einmal schon selbst in tiefdunkler Nacht unter dem Fenster eines geliebten Wesens gestanden und die mit schauerndem Schmerz verbundene Wonne empfunden, einem so theuren Wesen so nahe zu sein und es doch nicht begrüßen und mit den Gefühlen seiner Brust bekannt machen zu dürfen! –

Nur mit großer Mühe und immer wieder stillstehend oder, wenn er schon ein paar Schritte vorwärts gethan, auf seinen Standpunkt zurückkehrend, riß Reinhold sich endlich von dem Orte seiner Beobachtung los. Tausend Grüße nur sandte er noch im Stillen empor, tausend Küsse hauchte er den Lüften ein, um sie ihr auf unsichtbaren Schwingen zuzutragen, und als er endlich seinen Weg nach Hause antrat, da war ihm zu Muthe, als habe er die ganze Welt voller Leben und Glück hinter sich gelassen und als wende er sich nun einer trostlosen Oede voller Entsagungen und Entbehrungen zu.

Dennoch aber sollten unserem armen Freunde die letzten Stunden dieses Tages viel ruhiger und gemüthlicher verfließen, als er es nach dem heute erlebten hatte erwarten können. Als er am späten Abend in den traulichen Familienkreis eintrat, ward er mit einer so natürlichen Harmlosigkeit und einer so sichtbaren Freude empfangen, daß sich die Nachwehen des voraufgegangenen Sturmes in seiner Brust bald beruhigten und er fast ganz in das friedliche Geleise früherer Tage einlenkte. Nachdem man ihn mit lebhaften Fragen bedrängt, wie er den lieben langen Tag von dem Hause getrennt verlebt und nachdem er einen Bericht abgestattet, der allerdings von

der Wahrheit ein wenig weit abwich, fiel ihm eine ungewöhnlich heitere Stimmung der beiden Schwestern auf, die sich namentlich durch ihm unergründliche Auspielungen auf ihm noch unbekannte Verhältnisse und eine glückliche Wendung des Menschenlebens bezog. Daß man hierbei am wenigsten Jane Norrmanson im Auge hatte, wurde ihm bald klar, aber so sehr er sich bemühte, den eigentlichen Kern der Sache zu ergründen, und so geschickt er die Schwestern und selbst deren Vater zu bestimmten Antworten zu veranlassen wußte, es gelang ihm die Lösung des kleinen Räthsels nicht, und erst in späterer Stunde wurde ihm der Vorhang des so treu bewahrten Geheimnisses gelüftet.

Als die heiteren Mädchen ihn mit neckischen Gute-Nachtgrüßen entlassen und ihm recht stolz freudige Träume gewünscht, stieg er nach seinem Zimmer empor, und hier wurde er denn allerdings auf eine unerwartete Weise überrascht. Auf dem Kopfkissen seines Bettes nämlich lag ein großer mit einem königlichen Wappen verschlossener Brief, und auf der Adresse desselben las Reinhold, als er ihn in die Hand nahm: »An den Königlichen außerordentlichen Professor der medicinischen Fakultät an der Universität zu XXX, Herrn Dr. Reinhold Strahl.«

Ja, dieser Brief, seine Ernennung zum Professor enthaltend, war am Nachmittag dieses Tages in seiner Abwesenheit aus seiner Heimat angekommen, und die Mädchen wollten ihn nicht nur strafen, daß er sie so lange allein gelassen, sondern ihm auch eine recht angenehme Nacht bereiten, und so hatten sie ihm nichts von dem

Briefe gesagt, sondern denselben auf sein Bett gelegt, nachdem sie sehr bald den Inhalt desselben aus seiner Adresse errathen hatten.

Reinhold freute sich über die sinnige Art und Weise der lieben Mädchen fast mehr, als er sich in seiner jetzigen Stimmung über den Inhalt des Königlichen Schreibens freuen konnte. Allerdings würde derselbe zu einer anderen Zeit einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt und sein Herz erhoben haben, heute aber, nach einem solchen Tage, war er, konnte er nur ein oberflächlicher sein und es mußten erst ruhigere Zeiten eintreten, um ihn zur vollen Erkenntniß des ihm zugewandten Geschenkes kommen zu lassen.

Am nächsten Morgen aber, als er von den Hausgenossen freundlich beglückwünscht und ›Herr Professor‹ angeredet wurde, kam doch schon der Vorgeschmack der künftigen Freude, und so begann der neue Tag mit einem schwachen Hoffnungsstrahl, daß der Verlauf desselben vielleicht ein günstigerer werden könnte, als der gestrige gewesen war.

Um acht Uhr verließ der Vater wie gewöhnlich mit den Kindern zugleich das Haus, um nach der Stadt zu gehen, und bis zehn Uhr blieb der neue Professor bei den Schwestern sitzen, die ihn, im begonnenen Scherze fortfahrend, baten, heute einmal recht gelehrt zu sprechen, damit seine neue Würde ihnen so einleuchtend wie möglich werde. Durch solcherlei Unterhaltung mehr erheitert, als er es für denkbar gehalten, verging ihm die Zeit schnell, und bald genug war die Stunde herangekommen, in der er

seinen gewöhnlichen Gang nach dem kleinen Hause anzutreten pflegte.

Margarethe und Bertha trieben ihn selbst an, als er noch einige Minuten zögerte, sich nicht zu verspäten, und so schied er von ihnen und schritt langsam und sinnend den Berg hinunter.

Aber kaum war er mit sich allein, so befiel ihn die alte Unruhe wieder und die Frage stellte sich bei ihm ein: »Wie wirst Du Jane heute finden? Wird sie ruhiger und weicher gestimmt sein als gestern? Und werde ich selbst, Auge in Auge ihr gegenüber, die Freundschaft, innerhalb deren Grenzen ich mich zuerst bewegen will, auf die richtige Weise an den Tag legen können, ohne mich wieder von meiner Leidenschaft hinreißen zu lassen und mit ungelenker Hand in die zarten Saiten ihrer Brust zu greifen? O, o,« sagte er sich dann, »ich habe ja heute ein neues Beruhigungsmittel in Bereitschaft. Sie weiß ja noch nicht, daß sie heute ein Professor besucht, und daß ich es einst werden würde, darauf hat sie sich schon lange gefreut, und so wird die unerwartete Nachricht ihr gewiß angenehm sein.«

Mit solchen Gedanken kam Reinhold heute dem kleinen Hause näher und näher. »Ob sie mich wohl erwartet, mich vielleicht schon aus der Ferne kommen sieht?« fragte er sich wieder. »O, wie würde ich mich freuen, wenn ich sie wieder am Gitterthor stehen und – vielleicht doch nach mir ausschauen sähe!«

Aber nein, *die* Freude sollte ihm diesmal nicht zu Theil werden. Das Gitterthor lag geöffnet vor ihm, aber keine

liebe Gestalt war in demselben sichtbar. Er schritt langsam durch dasselbe in den Garten hinein, aber auch der Garten war leer und Niemand war in der Nähe des kleinen Hauses, vor dem er nun stand, zu sehen. O! und was war denn rings um ihn her plötzlich in der Luft vorgegangen? Wie, hatte er bisher gar keine Augen dafür gehabt? Wo war denn die heitere Sonne geblieben, die heute Morgen so klar aus dem blauen Aether herniedergeblickt hatte? Ja, sie war ganz heimlich und unbemerkt verschwunden, der vorher so lichte Himmel war in ein trübes Grau gehüllt, und die Elbe schien in der dunstigen Luft schwer und träg dahinzufließen sie auch kein bunt bewimpeltes Schiff heute auf ihrem Rücken zu erspähen war.

Reinhold faßte mit Gedankenschnelle das trübe Bild in sich auf und schaute sich dann im Garten vor dem kleinen Hause um. War Jane heute noch gar nicht im Freien gewesen? Wo war die Gießkanne, die sie um diese Zeit in Thätigkeit zu setzen pflegte? O, sie brauchte sie heute nicht, das hatte die Kluge, Bedächtige gewiß vorhergesehen. Es war ja so schwül in der Luft, der ganze Himmel mit Wolken bezogen, und ganz gewiß, der Regen mußte noch vor Mittag niederströmen, die lieben Rosen die Nelken, die Reseda zu erfrischen und zu laben, für deren Wohl Jane sonst so eifrig sorgte.

Solche Gedanken zogen im pfeilschnellen Fluge durch des jungen Professors aufgeregten Sinn, aber noch schneller folgten ihnen andere, und sogar noch trübere:

»Aber wie?« fragte er sich plötzlich. »Wo ist denn Jane? Das Haus ist verschlossen. Die Gartenthür ihres Saales scheint noch gar nicht geöffnet gewesen zu sein – die Jalousien desselben sind herabgelassen – wie gestern Abend. Was bedeutet denn das? Wo ist – o, wo ist Jane? Sie wird doch nicht wieder krank sein und oben in ihrem Schlafzimmer liegen?«

Von einer neuen und nicht minder qualvollen Gemüthswoge auf und nieder geschleudert, trat Reinhold an die Seitenpforte des Hauses zurück und schellte. Er mußte etwas lange warten, bis er im Innern des Hauses einen Schritt wahrnahm, der von der knarrenden Treppe langsam herunter kam. Nein, so schwer, so langsam, so müde und träge ging Jane, die mit unsichtbaren Flügeln Beschwingte, nicht! – Endlich wurde die Thür geöffnet und die alte Rebecca, zum Ausgehen angekleidet, erschien vor seinen Augen.

Das Erste, was Reinhold außerdem an ihr sah, waren zwei Briefe, die sie in der linken Hand hielt.

»Ach guten Morgen, Herr Doctor!« rief sie heiter aus.

Der Ton dieser Stimme beruhigte den Aufgeregten schon etwas mehr, als das Gesicht der Alten, das, als er es genauer durchforschte, eine ganz eigenthümliche Bedrücktheit wahrnehmen ließ.

»Nun, Rebecca, was giebt es?« fragte er hastig. »Sie sehen ja so seltsam mißgestimmt aus.«

»Ach Gott gerechter!« lautete die Antwort. »Warum sollte ich auch nicht mißgestimmt sein, da ich ja gar nicht gewohnt bin, allein in diesem Hause zu verweilen!«

»Allein? Wie denn? Ich verstehe Sie nicht.«

»Nun, ahnen Sie es denn nicht? Mein Kind, mein liebes Kind, die Jane hat mich ja verlassen und ist fort –«

»Fort?« rief Reinhold erschrocken, als hätte ein unsichtbarer Schlag ihn mitten in's Herz getroffen. »Fort ist sie? Wohin denn?«

»Mit einem Dampfer oder auf der Eisenbahn – irgend wohin – ich weiß es ja selber nicht. Schon um sechs Uhr heute Morgen ist sie nach Altona gegangen und ihre kleine Reisetasche hat sie sich selbst getragen.«

»Jane fort? War das möglich?« fragte sich Reinhold wie im Fluge. »Also Sie wissen es nicht, wohin sie gegangen ist?« wiederholte er noch einmal laut.

»Gott gerechter! Nein, ich weiß es nicht und sie wollte es mir nicht sagen. Auf meine Bitten erfuhr ich nur, daß sie wahrscheinlich erst nach drei Tagen wiederkommen werde – und das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. Doch, Sie werden es ja bald erfahren. Ich habe hier zwei Briefe, und der eine davon ist an Sie gerichtet. Ich wollte ihn eben Ihnen bringen und den anderen auf die Post tragen, wie sie mir befohlen hat.«

Reinhold hatte schon beide Briefe in der Hand. Der eine, an ihn adressirt, war ein kleiner, leichter Brief, in ein Couvert von zartem Papier eingeschlossen; der andere war groß und schwer und die Adresse lautete: »Jenny Levinson in Gothenburg.«

Der erste Schreck war überstanden und nun faßte sich unser Freund; er hielt ja einen Brief von ihr in der Hand,

den ersten, den er von ihr empfing, und der mußte ihm ja den begehrten Ausschluß geben.

»Ich werde den Brief nach Gotbenburg selbst auf die Post bringen,« sagte er nach einiger Ueberlegung. »Sie brauchen deshalb nicht auszugehen. – Sonst haben Sie mir also nichts zu melden?«

»Nicht das Geringste, Herr Doctor, als daß ich von ganzem Herzen betrübt bin. Sie können sich das wohl denken. Das gute Kind hat mich nie allein gelassen und ist noch niemals verreist, so lange sie mit mir zusammen lebt. Ach Gott, was das Alles zu bedeuten hat! Sie war ja so sehr traurig, schon die liebe lange Zeit hindurch, und nur, wenn Sie bei ihr waren, lebte sie wie eine Blume auf, die frisch Wasser bekommt.«

»So!« sagte mit bebender Stimme Reinhold, dem die Briefe in der Hand immer schwerer zu werden schienen, als ob ihr Inhalt ihm immer verhängnißvoller, gewichtiger würde. »Nun,« fuhr er fort, »ich werde alle Tage wiederkommen und mich erkundigen, ob Fräulein Jane noch nicht zurück ist. Bis dahin leben Sie wohl.«

»Adieu, Herr Doctor! Ach, kommen Sie recht bald wieder, es ist doch *ein* Trost für mich!«

Reinhold hatte sie schon verlassen und war mit wankenden Schritten – er wußte kaum, wohin er ging – durch den Garten, die Treppe hinab, nach dem Platz unter der Pappel gegangen. O, welche Gefühle tobten nun erst in seiner Brust! Konnte er glauben, was er so eben gehört? War Jane wirklich fort? Ja, er mußte es glauben, weil es

wahr war, so sehr sich sein Herz auch gegen diese bittere Wahrheit sträubte.

So saß er nun unter der Pappel allein und sah mit starren Blicken auf das friedlich vor ihm liegende Landschaftsbild hinab. O, es war nicht mehr so friedlich und schön in seinen Augen wie sonst. Wo war das glänzende Feenschloß seiner stolzen Träume geblieben? Kam ihm nicht Alles, was er um sich sah, vor wie Tand, wie eine menschenleere Wüste, wie ein unverständliches wirres Chaos? Ja, nur wenn der Mensch glücklich ist – und jetzt war er es gewiß nicht – erscheint ihm die Natur schön, verständlich, bewundernswerth, aber wenn er unglücklich ist – und das war er jetzt in vollem Maaße – dann ist sie ihm mit allen ihren Reizen wüst und todt. Und todt war jetzt vor ihm wie in ihm Alles, Alles, und während er sich das selbst zu sagen schien, starrte er noch immer auf den an ihn adressirten Brief hin, den er in der Hand hielt, während er den anderen in die Tasche gesteckt hatte. Ja, er starrte auf seinen eigenen Namen hin, als könne er nicht begreifen, wem dieser Name gehöre, was er bedeute. Und doch war er so deutlich, mit einer festen klaren Handschrift geschrieben, die nichts Weibisches an sich hatte, die charakteristisch, fast männlich war, wie der unbeugsame Charakter selbst, der in dieser ächt weiblichen Hülle wohnte. O, was mochte in diesem Briefe stehen, den er kaum zu öffnen wagte, da er ihm wie ein geheimnißvolles Heiligthum erschien! Ja, was mochte in dem Briefe stehen! Der feste, willensstarke Geist des edlen Mädchens – konnte er sie nicht zu

einem bedeutsamen, verhängnißvollen Schritt veranlaßt haben? Was würde er erfahren, wenn er ihn öffnete und las, was sie nur ihm, nur ihm allein vielleicht zu sagen hatte?

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er das Siegel zu lösen beschloß. Er that es behutsam, um nichts an dem Außern des so schön gefalteten Briefes zu verletzen. Und da – da hielt er das kleine Blatt in der Hand, schlug es auf und sah, daß es nur ein Gedicht von vier Strophen enthielt, und dieses Gedicht trug die Ueberschrift: ›Abschiedsgruß!‹

Abschiedsgruß – an ihn, den Freund ihrer Seele gerichtet – o! Abschied! Welch' schreckliches Wort für den, der bei seiner Ankunft ein begrüßendes, willkommen heißendes erwartet und nun mit einem Abschiedsgruß empfangen wird! Ja, Abschied unter Umständen, wie sie hier vorlagen, ist ein momentaner Tod, ein Stehenbleiben, ein Rückwärtsgehen der Gedanken, der Empfindungen, die Sterbeglocke glücklicher Tage und Stunden! Abschied unter solchen Umständen ist Trennung vom Glück, vom Leben, denn nur im Glück, im Bewußtsein desselben beruht das Leben. Abschied ist ein Aufhören, ein Aussetzen des gesunden Pulsschlages, der das Fieber der Ungewißheit des Wiedersehens verkündet, ist Krankheit der Seele, ist Lähmung des Geistes! – O ja, Abschied, wer hat die ungeheure, durch nichts zu versüßende Bitterkeit desselben nicht schon empfunden, wenn man Abschied

von seiner Liebe nimmt, und solchen Abschied, wie Reinhold ihn jetzt erlebte, wo nicht einmal ein einziger Händedruck noch gereicht wird, wo die Lippe kein Wort sprechen darf von dem, wessen das Herz so überfließend voll ist, wo das dumpf schlagende Herz sich verblutet in ohnmächtigen Wünschen und das kluge Auge nicht einmal eine Thräne vergießen kann, die aus der versiegenden Seelenquelle stammt!

Und wie lautete nun Jane's Abschiedsgruß an ihren Freund? Leser, urtheile, wie Reinhold bei dem Lesen dieser Zeilen zu Muthe werden mußte, denn sie lauteten:

Abschiedsgruß.

Der Traum ist aus! – Schwarz sinkt die Nacht hernieder,
Und hüllt die Zukunft mir in Qual und Gram;
Geschlossen ist das süße Buch der Lieder,
Und nur die Wirklichkeit ist noch zu schaun.
Die aber ist so öd' und grau und kalt,
Daß sie mich schaudernd packt – o, stürb' ich bald! –

Nur Eins ist mir von Allem noch geblieben,
Das ist in Wüstenei ein Labequell;
Denn wo der arme Mensch nicht mehr darf lieben,
Da leuchtet ihm die Freundschaft rein und hell.
In ihrem Tempel will ich fortan knieen
Und für Dich beten, bis mir Gott verziehen.

Und er, er wird verzeihn! Schon fühle ich
Sein göttliches, unsäglich süßes Walten.
Auch ich bin ja sein armes Kind – auch mich
Wird er an seinem Vaterherzen halten.
So hat die Freundschaft doch mir Glück ge-
bracht,
Wie ich es mir so schön, so groß gedacht!

Leb' wohl, mein Freund! Bis wir uns wiederseh'n,
Hat sich das Dunkel in uns aufgelichtet.
Der wilde Sturm hat aufgehört zu weh'n,
Und unser Blick ist fest auf Gott gerichtet.
Drum traure nicht. Was Du in mir verloren,
Wird nun Dir einst aus Deinem Geist geboren! –

In tiefes Sinnen verloren, saß Reinhold unter der alten Pappel und hörte und fühlte nicht, daß es in den Blättern über ihm zu flüstern und zu rauschen begann, denn die Wolken hatten sich allmählig geöffnet und weinten ihre Ueberfülle auf die dürftige Erde aus. Zehnmal las er die Verse, zehnmal fragte er sich, was sie enthielten, was sie enthalten sollten, denn was er aus ihnen las, war nichts als der traurigste Abschied, der sich denken läßt, und der schwache Trost, den sie spendeten, war gar kein Trost für ihn, den so gränzenlos Trostlosen. Nein, er begriff den räthselhaften Inhalt nicht. Nur Freundschaft, Freundschaft verhieß er ihm. Er sprach auch vom Wiedersehen – aber sein Geist sollte ihm wiedergeben, was sein Herz mit Jane verloren? War das möglich? Nein, das

konnte sie selbst nicht glauben, und ihm konnte sie es am wenigsten glauben machen wollen.

Wie er noch nachdenklich so an dem Tische saß, wo er früher so oft in ernsten und frohen Gesprächen mit Jane gesessen, fiel ihm plötzlich der zweite Brief ein und er zog ihn rasch aus der Tasche, um ihn zu betrachten und wenigstens mit der Hand zu wägen, da sein Auge nicht hineinschauen und den Inhalt entziffern konnte. O, er war schwer, sehr schwer, und es waren gewiß viele und bedeutsame Worte darin enthalten. Aber welche Worte, von welcher Bedeutung?

O, hätte er diese bedeutsamen Worte lesen können, sie würde er gewiß leichter begriffen haben als die an ihn selbst gerichteten. Er hätte gewiß gejauchzt, frohlockt, er wäre vielleicht glücklich, ja, glücklicher als in seinem ganzen bisherigen Leben gewesen. So aber wußte er nicht, was darin stand und – das war vielleicht auch gut für ihn, denn das Schicksal, das ihm einmal beschieden war, sollte ihm auf eine andere Weise klar werden, und die Vorsehung sendet das Schicksal nach ihrer Art und wir müssen es dankbar annehmen, wie es ist, wie es kommt und was es bringt – es ist, kommt und bringt stets auf eine andere Weise, als wir es denken, als wir es uns wünschen, und erst wenn es sich ganz und voll erfüllt hat, erkennen wir arme Menschen, daß es so am besten war und daß es vielleicht gar nicht anders kommen konnte. –

Plötzlich rauschte es stärker in den Blättern der alten Pappel über dem Haupte des in tiefem Sinnen Verlorenen, und zum ersten Male schaute er achtsam auf die äußeren Vorgänge in seiner Umgebung. Der Himmel über dem Lande und Flusse war dunkel, wie sein Herz, und der Regen strömte heftig hernieder. Da stand er endlich auf, und trotz des anhaltenden Regens ging er doch nach dem nahegelegenen Posthause, gab den Brief an Jenny Levinson in Gothenburg ab, und nun erst kehrte er eilig nach Hause zurück, um der verwunderten Familie in ›Schillings-Lust‹ die unerwartete Botschaft mitzuteilen, daß Jane Norrmanson auf drei Tage verreist und daß selbst die alte Rebecca nicht wisse, wohin sie gegangen sei.

Drei Tage der Erwartung, der Sorge, des Kammers, und nur mit wenig Hoffnung untermischt – o wie lange scheinen sie dem ungeduldigen Menschenherzen zu dauern! Das sollte Reinhold Strahl diesmal im ganzen Umfange erkennen. Ja, er – aber wir, wir wollen uns diese drei schrecklich langen, Tage durch etwas Anderes versüßen und verkürzen, denn uns ist der schwer wiegende Brief an Jenny Levinson nicht verschlossen, wir dringen mit neugierigem Auge hinein und lesen das Wunderbare, Herrliche, was die arme Jane der treuen Freundin in der Heimat aus ihrem übervollen Herzen zu berichten, und woraus wir erfahren werden, nicht allein warum sie so plötzlich ihr kleines Haus an der Elbe verlassen hatte, sondern auch mit welchen Gedanken und Empfindungen sie in dasselbe zurückkehren wird.

VIERTES CAPITEL.

Meine liebe, liebe Jenny!

Ach, es ist lange her, daß Du keine Zeile mehr von Deiner Jane erhalten und keinen Blick in ihr gequältes Herz geworfen hast! Nun aber ist es Zeit, hohe Zeit, daß ich wieder an Dich herantrete und Dir meine Seele ergieße, denn sie ist übervoll und bedarf der Mittheilung sehr. Ja, meine Jenny, ich habe Dir viel zu sagen und zu klagen, mehr als je vorher, das wirst Du einsehen, wenn Du diesen Brief zu Ende gelesen hast, der gewiß lang wird, denn heute kann ich mich nicht kurz fassen wie sonst, heute muß ich recht ausführlich sein, damit Du eine Einsicht in meine seltsame Lage und in die noch seltsamere Stimmung meines Innern gewinnst.

Doch Du fragst zuerst, warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe? Meine liebe Freundin, was sollte ich schreiben, da mir nichts Neues begegnet war? O, wie Du weißt, floß ja mein Leben still und friedlich wie ein klarer Bach hin, in den ferner kein Stein geworfen ward, nachdem er seinen jähren, brausenden Fall von der Höhe des starren Felsens vollbracht hatte. Ja, es floß noch immer und lange so still und ungestört dahin, wie ich es Dir früher geschildert; ich lebte zwar kaum, was man eigentlich leben, das heißt auch genießen, nennt, aber ich vegetirte doch wie eine empfindungslose Pflanze, welche die nöthige Nahrung und das erforderliche Sonnenlicht hat, und eine solche Pflanze ist vielleicht glücklicher in ihrem bewußtlosen Sein, als wir Menschen, wenn wir

von unseren Empfindungen erdrückt und von dem Bewußtsein unsers gefolterten Daseins zerrissen und zermalmt werden. Seit wenigen Wochen aber, meine Jenny, ist es anders mit mir geworden, ganz anders; die vegetierende Pflanze ist aus ihrem gedankenlosen Schlummer zum Bewußtsein erwacht, und mein Lebensbach fließt nicht mehr so still und ruhig dahin. Es sind wieder Steine und sogar mehr so still und ruhig dahin. Es sind wieder Steine und sogar große Felsblöcke in sein friedliches Bett geworfen worden, und ich muß mich bemühen, darüber fort zu rauschen und zu brausen, und die unerwarteten Hindernisse zu besiegen, um wieder zur Ruhe und zum Frieden zu gelangen und mich so, wenn meines Laufes Ziel und Ende gekommen ist, in eines größeren Stromes Tiefe zu stürzen, der auch meine Existenz beschließt und begräbt, wie er schon so viele anderen beschlossen und begraben hat.

Doch ich muß mich wohl bemühen, Dir so ruhig, wie ich kann, zu erzählen, damit Du meinen jetzigen Zustand begreifen lernst und erfährst, wie und von wem jene Steine und Felsen in meinen Lauf geworfen worden, mit einem Wort, was mit mir geschehen, was mir begegnet ist. Wie Du schon weißt, wohne ich wieder in meinem kleinen Stranddörfchen Oevelgönne bei Altona, in dem Hause des gütigen Mannes, der mir schon voriges Jahr mit meiner guten Tante ein so stilles Asyl und Obdach bot. Auch die alte Rebekka, die treue Seele, ist noch bei mir und nennt mich noch immer ihr liebes Kind, ihre arme

Jane. Im ganzen also ist alles im Aeußern dasselbe geblieben, wie es um mich herum war, da ich ja auch bisher das stille, abgeschlossene Leben wie früher fortsetzte und mit niemanden, außer mit der Familie meines Wirthes, und sogar mit der nur selten, in nähere Berührung kam. Doch seit kurzem ist das alles anders geworden; ich bin aus dem geräuschlosen Kreise meines Lebens herausgetreten, und der Sturm der Aussenwelt hat mich ergriffen und in die wilden Wogen der strömenden Welt gerissen, was mich einerseits tief betrübt, und doch andererseits – o, es muß ja einmal gesagt werden – hoch erfreut hat.

Doch, Du merkst mir wohl an, wie schwer es mir wird, gerade auf den Punkt loszugehen, der doch der Kernpunkt meines heutigen Schreibens ist. Ja, ich wende und drehe mich um ihn herum, und doch muß ich ihm endlich nahe kommen, wenn ich meine Absicht in bezug auf Dich erreichen und Dir meine Erlebnisse enthüllen will. Höre mich also an und staune, denn – es handelt sich diesmal um einen Mann!

Ja, meine Jenny, um einen Mann handelt es sich, mit dem ich hier zusammengetroffen bin, um einen Mann, der ebenfalls etwas ganz Anderes ist, als andere Männer, und der noch dazu ein Christ ist – der erste Christ, der in meine unmittelbare Nähe trat, der sein Auge auf mich lenkte und das Wort an mich richtete, und mit beiden eine ganz wunderbare, bisher mir noch unbekannte Wirkung auf mich übte. Aber wie soll ich Dir diesen Mann wohl schildern oder malen, damit Du ein richtiges Bild von ihm erhältst? Das ist schwer, viel zu schwer für mich,

als daß ich es leisten könnte; doch will ich es versuchen und Dir zuerst erzählen, wie er mit mir zusammengetroffen ist. Ich saß eines Tages, bald lesend, bald nähend, am Fenster meines kleinen Saales, da verdunkelte plötzlich ein Schatten, der von außen hereinflie, meine Arbeit und mein Buch. Als ich aber verwundert die Augen erhob, um die Ursache dieses Schattens zu ergründen, da sah ich, wie durch eine göttliche Eingebung fast hellsehend geworden, daß der Schatten eigentlich kein Schatten, sondern ein Licht war, ein strahlendes, helles Licht, und mein dunkles Innere ward wie durch einen wunderbar leuchtenden Stern plötzlich in Glanz und Sonnenschein getaucht.

Denn siehe, draußen vor dem Thürfenster stand die gute Margarethe, die älteste Tochter meines Wirths, und neben ihr ein Mann, wie ich noch keinen gesehen und wie ich mir noch nie einen vorgestellt hatte. Er war groß schlank und blond, aber nicht so blond, wie viele Männer bei uns in Schweden sind. Seine Gesichtszüge kann ich Dir nicht beschreiben, und nur im Allgemeinen sagen: sie boten im Einzelnen nichts Ungewöhnliches dar. Aber das Ganze, das Ganze dieses hellleuchtenden Gesichts, – wie soll ich Dir das schildern, um Dir einen rechten Begriff davon zu geben? O, das ist mir nicht möglich, denn ich weiß keinen passenden Ausdruck dafür. Was ich aber sagen kann, ist Folgendes: sein Gesicht war nicht schön, nein, auch nicht durch Farbe oder Schnitt besonders ausgezeichnet, aber dafür war es auf eine seltene Weise belebt, frisch, freundlich, wohlthuend und in seiner ganzen

Zusammensetzung für mich neu, überraschend neu. Einige ganz ungewöhnliche Einzelheiten aber sah ich erst später an diesem Mann, nachdem ich erst Zeit gehabt und den Muth gewonnen, ihn genauer zu betrachten, und wenn ich nun in meiner jetzigen Schilderung derselben auf Dir vielleicht unbedeutend erscheinende Dinge und Eigenschaften Gewicht lege, so sei überzeugt, daß diese Dinge und Eigenschaften, die bei anderen Männern uns nur als eine Kleinigkeit erscheinen, bei diesem seltsamen Manne bedeutend und wichtig werden.

So will ich zuerst von seinen Augen reden, in die zu blicken ich erst mit einiger Anstrengung lernen mußte. Das Auge ist blau, doch nicht so schön blau, wie es viele Menschen bei uns haben, auch nicht groß von Geist und Form, und doch scheint es sich, wenn er Einen ansieht, bisweilen so zu erweitern und zu vergrößern, als läge der ganze Himmel darin, denn der Blick dieses seltsamen Auges ist wunderbar groß, ausdrucksvoll, er umfaßt, was er sieht, mit ganzer Macht, er ergreift das sich ihm Darbietende mit voller Gewalt und dringt so entsetzlich tief ein, daß ich glaubte und fürchtete, er würde mir bis auf den Grund meiner Seele dringen und Alles lesen, was darin zu lesen war. Verstehe mich recht – es waren keine Dolche, keine Messer, die mir mit diesem Blick in's Herz drangen, aber er wirkte wie der Blitz auf mich ein, er umhüllte, umfaßte mich gewissermaßen damit, und ich war wie geblendet, gedemüthigt, daß ein Mensch solchen Blick haben und mich durchschauen könne durch und durch, so daß ich scheu in mich selbst zurücksank

und mir die größte Mühe gab, in aller Eile die Pforten meines Wesens zu schließen, um nur nicht ganz von ihm ergründet und erkannt zu werden.

Außer diesem Auge fielen mir zumeist seine Hände und die Bewegungen derselben am meisten auf. O, wie soll ich Dir diese Hände beschreiben? Nein, das kann ich nicht, denn ich habe weder an Form noch an Farbe, weder an Leben und Bewegung, noch an Ausdruck und Reiz je etwas Aehnliches, weder bei Frauen, noch bei Männern gesehen. Denn wisse, diese Hände waren, was ihre Weiße und Kleinheit betrifft, eigentlich Frauenhände, und doch entbehrten sie in ihrer Erscheinung und in ihrer Bewegung nicht jenes Ausdrucks von männlicher Kraft, der, wenn er so natürlich und kunstlos wie hier vor's Auge tritt, einen gewissen unwiderstehlichen Eindruck macht, weil er uns das reiche innere Leben und die Fülle geistiger Macht verräth, die in dem Innern eines solchen Mannes wohnen. Du glaubst gar nicht, welch' eine unglaubliche Gewalt der Sprache – ich kann es nicht anders nennen – in den Bewegungen dieser Hände – wenn er sie öffnet oder schließt, – wenn er spricht oder schweigt, liegt, eine Gewalt, oder sage ich lieber: eine gewaltig wirkende Potenz, die ich nicht mit dem Namen Grazie, Feinheit oder Majestät belegen kann, und doch liegt von diesem Allem etwas darin. Mit einem Wort, ich kann mich nicht anders verständlich machen: diese Hände bewegen sich wie die Hände eines Königs, das heißt, wie ich mir einen König denke. Jeder Zug, den er damit thut, oder die Art,

wie er etwas anfaßt oder losläßt, ist ein edler, ein schöner Zug, und so spricht und handelt er auch ganz unbewußt mit diesen Händen. Wenn er redet, unterstützen ihre Bewegungen seine Worte, so daß man den Sinn derselben doppelt rasch und klar faßt, und selbst wenn sie ruhen und still irgend wo liegen, glaubt man sie zucken und einen Theil des geistigen Lebens darin rollen und flackern zu sehen, das sein ganzes Wesen erfüllt und aus jeder Pore desselben sprüht.

Und nun noch ein Drittes – seine Rede, seine Sprache! O, Jenny, wie soll ich Dir diese Rede schildern! Die Stimme, wie sie klingt, aus der tiefsten Tiefe seiner Brust herauf, die Worte, die er, Gott weiß woher, an's Tageslicht holt, so daß man gleichsam nicht bloß hört, sondern auch sieht, was er spricht. Nein, das sind keine gewöhnlichen Worte, wie sie aus dem Munde, über die Lippen eines alltäglichen Menschen kommen, das sind die reinen und goldklaren Ausflüsse einer Seele, wie sie nur auserlesenen Wesen innewohnt. Jedes Wort, das er von Anfang an zu mir sprach, traf mich, der Wirkung seines Auges gleich, wie ein Blitz, ich zuckte förmlich darunter zusammen, denn so genau und rasch und plötzlich hatte ich noch nie einen Menschen verstanden, und es war mir, als hörte ich ihn noch viel mehr sprechen, als er wirklich sagte, als läge ein ganz anderer Sinn darin, als er ihn hineinlegen wollte.

Siehst Du, Jenny, alles dies zusammengenommen, war mir, als dieser Mann so unerwartet vor mich trat, mich

mit einem langen, wunderbar langen und tiefen Blick betrachtete, mich mit seiner warmen, weichen und doch so männlich tönenden Stimme anredete, war mir zu Muthe, sage ich, als ob ich, wie durch einen Sturmwind fortgeführt, plötzlich in eine neue Welt versetzt wäre, als ob ich, mit ganz anderen Organen begabt, ein ebenfalls mit anderen Organen begabtes Wesen sich äußern hörte, und als ob dies Wesen die Macht besäße, mich mit sich fort in eine andere Welt zu reißen und mir ganz neue Aufschlüsse über diese und jene Welt zu geben. Wie es kam, ich weiß es nicht, aber ich faßte Alles, was er sprach, viel leichter und tiefer, wie mit geöffneten Ohren, mit erweitertem Geiste auf, und was ich von ihm hörte, früher oder später, es blieb mir im Geiste haften, ach! und nicht im Geiste allein, auch in der Seele, Jenny, in meinem innersten Wesen, da, wo bis jetzt noch kein Strahl von außen hingedrungen war, und das sich nun plötzlich erhellte, als wäre eine große neue Sonne darin und darüber aufgegangen, eine Sonne voll Licht und Gluth, die bis in meine Augen drang und jede Fiber meines Leibes erwärmte und belebte, wie er nie erwärmt und belebt worden war.

Und denke Dir, Jenny: dieser Mann wohnte seit einigen Tagen schon, mir unbewußt, in meiner unmittelbaren Nähe, in dem schönen Landhause auf dem Berge, bei meinem lieben Wirth, den er auf einer Badereise kennen und schätzen gelernt und der ihn nun auf viele, viele Wochen zu sich eingeladen hatte, damit er sich von den Mühseligkeiten seiner Pflichterfüllung erhole, denn er ist

Arzt und zugleich Lehrer an einer der größten Universitäten seines Landes, – also ein hochgebildeter und sogar gelehrter Mann.

Bevor er jedoch auf den Landsitz gezogen, hatte er einige Wochen in Altona verbracht und bei dem greisen Vater meines Wirthes gewohnt – ein Mann, der, wenn ich ihn sehe, mir stets ein unbeschreibliches Gefühl herzinnigster Verehrung einflößt, denn er ist über achtzig Jahre alt und dabei rüstig an Geist und Körper. Während dieses Aufenthaltes in Altona, das erfuhr ich erst später von dem Doctor Reinhold Strahl – so heißt nämlich der Fremde – war er am Versöhnungsfeste im jüdischen Tempel zu Hamburg gewesen – und hatte mich darin meine Andacht verrichten sehen. Der Eindruck nun, den ich dabei auf ihn gemacht, muß ein wahrhaft tiefer und dauernder gewesen sein, und er hat mir später gesagt, er habe nie ein schöneres und rührenderes Gesicht gesehen, als ich es bei jener Feier gehabt haben soll, die allerdings einen bedeutsameren Sinn für mich hatte, als alle um mich sitzenden und mich sehenden Menschen ahnen konnten.

Ach, liebe Jenny, aber nicht der Christ allein hatte von der betenden Jüdin einen so tiefen Eindruck empfangen, auch auf die Jüdin hatte der Christ wunderbar eingewirkt, denn auch ich hatte ihn auf dem Chor neben den singenden Knaben stehen sehen und wohl bemerkt, wie er mich so anhaltend und verwunderungsvoll betrachtete, als habe sich ihm ein seltenes Wunder erschlossen. Ach, auch mir war es nicht ganz anders ergangen,

auch auf mich hatte er von Anfang an einen eigenthümlichen, durch seine Heftigkeit mich fast beängstigenden Eindruck ausgeübt, den ich aber, da er mir so neu war, eigentlich nicht schildern kann, zumal ich einen ähnlichen noch nie in meinem Leben empfunden hatte.

Als er nun an jenem Tage den Tempel verließ, erwartete er mich draußen, in der Hoffnung, zu erfahren, wo ich wohne, da ihm Niemand hatte sagen können, wer die fremde Jüdin mit dem klagenden Antlitz sei. Allein er verfehlte mich, ich stieg rasch in einen zufällig vorüberfahrenden Wagen und fuhr nach meinem einsamen Hause in Oevelgönne hinaus.

Vor dies Haus nun trat er an jenem Morgen mit der guten Margarethe, und Du kannst Dir sein Erstaunen vorstellen als er mich so unerwartet und durch Gottes Schickung – so nennt er es selbst – wiederfand. Was er eigentlich, nachdem Margarethe uns miteinander bekannt gemacht, an jenem Tage mit mir gesprochen, weiß ich nicht mehr und wußte es auch am Abend desselben Tages nicht, denn ich war so verwirrt, so erschrocken, so betäubt, daß ich keine richtige Vorstellung von irgend Etwas auf der Welt hatte. Nur eine unbestimmte Furcht und Angst quälte mich, als müsse der Himmel auf mich niederstürzen, und ich weiß in der That nicht, womit ich den Tag hingebracht habe. Nur von dem Abend habe ich noch einige Erinnerung bewahrt. Margarethe hatte mich in ihres Vaters Haus eingeladen und ich weigerte mich, zu kommen, halb, weil ich überhaupt nicht gern unter Menschen gehe, und halb, weil mich eben jene Angst von

diesem Besuch abzuhalten schien. Aber da wandte sich der Doctor in einer Art und Weise mit der Bitte an mich, daß ich kommen solle, daß ich nicht widerstehen konnte, wie ich denn überhaupt von Anfang an, als ich diesen Mann sah, die Empfindung hatte, daß ich ihm unterthänig sei, daß ich ihm gehorchen müsse, was er auch von mir verlangen möge.

Das war freilich ein seltsames, fast demüthigendes Gefühl, aber es hatte auch wieder etwas ungemein Ermuthigendes, Befeuerndes, und so erfüllte ich denn seine Bitte und ging Abends zu meinem Wirth hinauf.

An diesem Abend nun hörte ich den Fremden reden, wie ich noch nie in meinem Leben einen Menschen reden gehört hatte. Alles, was über seine Lippen kam, klang mir, als ob es eine innere Stimme zu mir spräche, als ob ich meine Ohren weit aufthun müsse, um nur jeden einzelnen Laut, jede Sylbe in meine Brust einzusaugen. Ich war so aufmerksam, zu hören, was er sagte, daß ich oft zu antworten vergaß, und ich konnte nur sein Auge, seine Hände betrachten, die in ihren Blicken und Bewegungen seine Worte unterstützten und sie mir unvergeßlich, aber auch eben so unbegreiflich machten.

Als ich endlich nach Hause gehen mußte, wollten mir meine Füße den Dienst versagen, als hielt mich eine unsichtbare Macht an der Stelle zurück, die ich eben einnahm. Dabei war ich wirr im Kopfe, ich konnte nicht sprechen, was ich sprechen wollte, und es ergriff mich eine Gedankenfluth nach der andern, die mich zu ersticken drohte.

Aber da stand er schon an meiner Seite und ich – ich gab ihm, ich glaube, in Folge einer Aufforderung von ihm, meinen Arm. So führte er mich hinab nach meinem Hause, und als er nun Abschied nahm, bot er mir die Hand. Ich ergriff sie und gleich darauf ging er von mir fort. Aber da war es um mich geschehen, Jenny. Hatte mich gleich bei der ersten Berührung ein wunderbarer Schauer durchrieselt, so war es mir jetzt, da er von mir gegangen, als sei ein Theil von ihm an mir haften geblieben und durch seine Hand in meine Hand und so in meinen Körper, in meine Seele übergegangen.

Ich kam fieberhaft aufgereggt in meinem Zimmer an und fühlte mich fast ohnmächtig vor Schwäche. Ich sank in mein Bett, aber der Schlaf blieb mir fern, und nur die Gestalt des fremden Mannes gankelte in undeutlichen Umrissen vor meinen brennenden Augen, wie ein Besuch aus jener anderen Welt, die wir alle nicht kennen und die wir uns doch mit den Schatten Dahingeschiedener bevölkert denken.

Was mir nun geschah, weiß ich nicht mehr. Mochte ich mich erkältet haben oder mochten meine Nerven zu stark erschüttert worden sein, genug, ich wurde ernstlich krank, verfiel in eine Art von Betäubung und erwachte erst daraus, als mir plötzlich ein inneres Gefühl zuzurufen schien: ›schlage die Augen auf und schaue Dich um, damit Du siehst, wer vor Dir steht.‹

Ach, Jenny, als ich nun die Augen aufschlug, da sah ich ihn vor mir stehen, den Rebecca zu meinem Beistande gerufen, und nun sagte mir wieder eine innere Stimme, daß ich nicht sterben könne, da er ja bei mir und zu meiner Hülfe bereit sei. Aber was geschah nun? Da stand er also und betrachtete mich mit seinen wunderbaren Augen, wie man in eine neue Welt voll Segen und Seligkeit schaut. Er beugte sich über mich und lauschte auf meinen Athem. Ich fühlte das Alles, obgleich ich die Augen wieder geschlossen, und dann – dann durchzuckte es mich mit einem unbeschreiblichen Gefühl, denn er legte seine weiche Hand auf meine heiße Stirn, die davon eine Kühlung empfand, als habe sie ein lieblicher Luftzug angehaucht. Aus dieser Hand nun – ich kann es Dir nicht anders beschreiben – strömte es auf mich wie eine Art Welle über, – ich fühlte mich gehoben und getragen wie von Engelsarmen, und eine neue Kraft erstand in meiner Seele, deren Tiefe und Umfang ich noch jetzt nicht ermessen kann.

Als er seine Hand endlich von meiner Stirn nahm, hätte ich beinahe einen Schrei der Angst ausgestoßen, denn es durchzuckte mich der fürchterliche Gedanke, er könne mich schon verlassen und mich meiner früheren Einsamkeit und Trostlosigkeit überliefern. Aber dem war nicht so. Nein, er faßte mit der Hand nach der meinigen, und da war die unbegreifliche Verbindung zwischen uns wiederhergestellt, und noch einmal strömte es wie ein magnetischer Hauch durch meine Glieder und ich fühlte,

daß ich in meiner Noth nicht verlassen sei und einen Tröster und Helfer habe.

Er blieb lange bei mir, aber endlich ging er doch. Allein er sandte mir einen erquickenden Trank, der mich neu belebte und mich mit der frischen Hoffnung erfüllte: der, der mir diesen Trank gesandt, werde mich nicht vergessen und er werde wieder erscheinen, wenn es die rechte Zeit sei.

Und die rechte Zeit kam und er mit ihr. Das fühlte ich nur dunkel, denn ich war, glaube ich, kränker geworden, trotz seiner Hülfe. Am späten Abend kam er noch einmal, und nun blieb er bei mir, um bei mir zu wachen, weil er mein Leben für gefährdet hielt. Ach ja, es mag auch gefährdet gewesen sein, denn es rauschte und hämmerte in meinem Kopf, in meinem Herzen, als ob sich ein Chaos darin bewege und als ob böse Geister in mir sich mit den guten um die Herrschaft stritten. O, was für Gesichter und Gestalten sind in jener Nacht vor meiner Seele aufgetaucht! Vor allen war es das drohende Gesicht meines Vaters, der mir meine Empfindungen für diesen Fremden streng zu verbieten schien. Er schalt und strafte mich, wie er mich damals gescholten und gestraft, als – doch Du weißt, was ich meine. Aber immer, wenn sein Gesicht am bittersten und strengsten war, kam der Fremde mit seinem gütigen Gesicht dazwischen, und mein Vater mußte vor ihm weichen, als sei seine Gewalt über mich schwächer geworden und als wage er nicht, den Kampf mit Jenem zu beginnen.

So war er auch in dieser schrecklichen Nacht ohne Unterlaß an meiner Seite; er schlief selbst nicht, sondern hielt stets sein Auge auf das meine gerichtet. Wenn ich das auch nicht sah, so führte ich es doch, und was mir seltsamer Weise dabei das Angenehmste war, das war das dunkle Bewußtsein, daß er selbst um mich litt, daß er sich sorgte um mich, und daß er nicht Ruhe fand, bis ich die meine gefunden.

Und ja, ich fand diese Ruhe mit einem Mal, Jenny. Denn als mir am bängsten zu Muthe war, da legte er noch einmal seine Hand auf meine Stirn und da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Alles, was mich bisher gefoltert und gequält, floh wie von einem Winde verweht, von mir fort; mein schwerer Kopf wurde mir federleicht, die drohenden Gestalten verschwanden und nur liebliche Gebilde besuchten mich in meinem tiefen, langen Schlaf.

So viel nur glaube ich Dir von meiner Krankheit sagen zu müssen, die glücklicherweise nicht lange dauerte, obgleich ich einen Raum von unendlicher Ausdehnung durchmessen und eine halbe Ewigkeit durchlebt zu haben wähnte. Eines Morgens erwachte ich – und da sah ich ihn klar und deutlich mit nicht mehr traurigem, sondern mit lächelndem Gesicht vor mir stehen, und ich war durch *seine* Kunst und Kraft – nenne sie, wie Du willst, eine menschliche und natürliche, für mich war sie eine göttliche gewesen.

O, meine Jenny, mag Dir Gott auch einmal das Gefühl einer solchen Genesung zu Theil werden lassen – es war köstlich, unsäglich köstlich und ich schwamm in

einem wahren Rausch von Freude. Nur eine beklemmende Empfindung hatte ich noch dabei, und die verursachte mir der Gedanke, der sich mir immer wieder von Neuem aufdrang: wird er Dich nun auch nicht wieder verlassen? Wird er Dich, die Genesende, trösten, wie er Dich, die Kranke, zur Genesung geführt? Aber diese beklemmende Angst verflog sehr bald. Er sagte mir selbst, daß er mich wieder besuchen und über meine Gesundheit wachen werde, und das fehlte nur noch, um mir meine volle Gesundheit bald und ganz wiederzugeben.

Ja, meine Gesundheit kam wieder, und mit ihr mein Arzt. Oft kam er sogar zwei oder drei Mal, und immer erhielt ich durch ihn neue Kräfte, neuen Lebensmuth, bis er – ja, Jenny, ich spreche die köstliche Wahrheit aus – bis er – mein Freund geworden war.

Mein Freund! O Gott, was für ein armseliges Wort! Wie viel es auch im Allgemeinen besagen und unter Umständen werth sein mag, für mein Gefühl besagt es sehr wenig und drückt nur einen kleinen Theil des in meiner Seele lebenden großen Ganzen aus. Nein, er wurde mir, wie er zuerst mein Stern gewesen, allmählig meine Sonne, und ich wärmte mein erstarrtes und der Liebe entwöhntes Herz mit einer Art unnennbarer Wollust an den Strahlen dieser Sonne. Aber nicht ich allein empfand in geheimnißvoller Stille und von Niemandem darin ergründet dies Gefühl. Auch er gab mir bald, zuerst durch sein hingebendes Wesen, dann auch durch nicht mißzuverstehende Worte, zu erkennen, daß ich ihm werth sei. O, mein Gott,

ahnte er denn nicht, daß er es mir auch vom ersten Augenblick an gewesen war? Sah er denn nicht – o nein, er sah es nicht – daß meine Ruhe unter dem mich umbrausenden, mich erfüllenden Gefühl schwer und namenlos litt? Merkte er denn nicht, wie sehnsüchtig ich ihn jeden Tag erwartete, wie ich jede Minute zählte, bis er vor meine Augen trat? Fühlte er denn nicht, daß ich ihm so Tausenderlei zu sagen hatte, ehe er bei mir saß, und daß ich, vom inneren Gebraus überwältigt, verstummte, wenn ich in sein mich verschlingendes Auge blickte?

Ach, Jenny, bei den mir so verständlichen Andeutungen, daß ich ihm werth sei, blieb er nicht lange stehen; seine Neigung zu mir wuchs von Stunde zu Stunde, und bald konnte ich nicht mehr zweifeln, daß er mich wirklich mit einer an Leidenschaft gränzenden Innigkeit liebe. Denke Dir das, Jenny, *er* liebte mich, *mich*, Jane, die Jüdin, die Verstoßene, Fluchbeladene! Und ich – durfte ich ihn denn wieder lieben? Das heißt, durfte ich es ihm denn gestehen? O, mein Gott, Du weißt es: nein, ich durfte es nicht, mir verbot es mein Pflichtgefühl gegen mich, gegen ihn, denn es würde, es müßte eine Schmach, ein Fluch für ihn selbst sein, von einer Fluchbeladenen geliebt zu werden. Und doch, und doch – ich kann ja nicht anders, – liebe ich ihn wieder – mit einer Gluth, einer Innigkeit ohne Gleichen, und jedes hörbare Wort, womit ich ihm ein entschiedenes Nein zurufen will, wird in meinem Herzen ein donnerndes Ja – und dennoch muß ich dies Ja zurückhalten, unterdrücken, mir alle Mühe geben, daß er, der so unglaublich Scharfsichtige, dies Ja

nicht in meinen Augen und meiner Miene liest, denn Alles in Allem genommen – hier hast Du mein letztes Wort darüber und in ihm liegt mein ganzes entsetzliches Unglück: ich *darf* ihn nicht lieben, ich darf den mir auferlegten Fluch nicht in sein reines Leben hinübertragen, ich darf sein unschuldiges Dasein nicht damit vergiften, mein Unglück würde auch das seine, meine Schuld die seine, mein Fluch der seine werden.

Ist das nicht furchtbar, nicht schrecklich für mich und für ihn? Und doch – wer löst die Räthsel der menschlichen Brust? – beseligt mich diese furchtbare, schreckliche Qual, doch möchte ich ohne sie nicht mehr leben, und das ist eben das Unbegreifliche in meiner Empfindung und in meinem Herzen!

Uebrigens weiß er, woran er ist. Daß ich ihn nicht lieben kann, nicht lieben darf, habe ich ihm selbst gesagt, als er mir endlich seine Gefühle in ihrem ganzen Umfange gestand, und auch die Gründe kennt er, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und den Vorhang von meinem Schicksal weggezogen habe. Dafür jedoch habe ich ihm – um ihm doch Etwas zu geben – meine Freundschaft zugesagt, und die will ich ihm halten – auf ewig! – so wahr mir Gott helfen möge. Er kann darin auf mich bauen!

Doch ich komme nun zu unserm gegenseitigen Verhalten in dieser seltsamen Lage, und ich will es versuchen, Dir manche Einzelheiten aus unserm Verkehr zu schildern. O, welche qualvollen und doch unbeschreiblich süßen Momente habe ich schon an seiner Seite, in seiner

unmittelbaren Nähe verlebt! Du solltest nur einmal sehen, wie er mich ansieht, verschlingt mit seinen wunderbaren Augen, wenn er ein paar Stunden oder gar einen Tag von mir getrennt gewesen ist. Wenn er dann zu mir in den Garten, in's Zimmer tritt, oder wenn ich, falls ich die Familie meines Wirthes besuche; was ich bisweilen thun muß, von ihm längst erwartet und im Augenblick doch unvermuthet in seine Nähe trete, dann solltest Du nur sehen, von welcher Seligkeit sein Angesicht strahlt, wie seine Augen auf meinen Zügen weilen, um darin zu lesen, was ich denke, was ich fühle, wie er meine künstliche Zurückhaltung zu ergründen, die Rinde, die ich um mein Gesicht gezogen, zu durchbrechen versucht, und Du würdest sagen: Ja, so muß ein Mensch aussehen; der mit allen Kräften seiner Seele liebt und vielleicht die unausgesprochene Ahnung in sich trägt, daß er eben so wiedergeliebt wird. Doch das Letztere ist gewiß nicht der Fall, er kann diese Ahnung nicht haben, ich bin ihm zu sicher, zu entschlossen, zu unbeugsam entgegengetreten, und nur den festen Glauben an meine Freundschaft kann er in sich aufgenommen haben, da er ja weiß, daß die arme Jane ihn nie lieben, ihm nie gehören darf.

Und doch bleibt seine Liebe für mich immer dieselbe, ja, sie erregt mir oft Schrecken, wenn ich sie wieder gewachsen, wieder mit neuen Hoffnungen und Wünschen erfüllt sehe. Unverkennbar lese ich in seinen Augen das Verlangen, das heiße Verlangen, mich an sein Herz zu schließen und seine Lippen auf die meinen zu drücken. Und doch thut er es nicht, nein, er berührt mich kaum,

höchstens einmal mein Kleid oder, wenn es hochkommt, meine Hand. Und ich, und ich, Jenny? O wie gern ließe ich mir diese natürlichen Beweise seiner Liebe gefallen, wie gern, wie sehr gern gäbe auch ich ihm die Beweise *meiner* Gefühle. Hundertmal schon habe ich im Geiste die Arme erhoben, um ihn an meine Brust zu reißen, ihn mit meinem Kuß inbrünstiger Hingebung zu verschlingen, und immer sanken sie wieder kraftlos, ohnmächtig zurück, denn – ich darf es ja nicht. Wie er darunter leidet, daß er das entbehren muß; o das sehe und fühle ich, und wie ich darunter leide, daß ich es mir und ihm versagen muß, das sage Dir selber. –

Soll ich Dir noch Etwas über den Inhalt unserer Gespräche sagen? Ich will es versuchen, obgleich es kaum möglich, da der Gegenstand oft wechselt und er mir das Leben in tausend verschiedenen Gestaltungen und den Menschen in tausend verschiedenen Auffassungen zu zeigen versteht. Im Großen und Ganzen aber ist der Gegenstand und Inhalt seiner Rede – Deine Freundin, ja, ich bin es und seine Liebe, das heißt, wie er sich unser Verhältnis, wenn es ein innigeres sein dürfte, zu gestalten gedenkt, wie sein Leben sich dann ganz anders darstellen und welches Glück sich daraus für ihn ergeben würde; und daraus sehe ich erst recht, mit welcher Gluth, mit welcher Innigkeit und Hingebung er mich liebt, so daß ich mich oft wundern muß, wie ein solcher Mann so ganz und gar in einem Weibe, wie ich es bin, aufgehen kann.

Sodann spricht er auch viel über religiöse Dinge, über Gott selbst und den Glauben an ihn. Er stellt sich Gott nicht nur als seinen Schöpfer und Vater, sondern sogar als seinen besten, erhabensten Freund vor, dem er sein ganzes irdisches Geschick mit voller Hingebung anvertraut. Nie aber, nie spricht er von meinem Glauben geringschätzend. Er sucht nur ganz sanft und leise meine gebrechlichen Ansichten – daß sie gebrechlich und der Stütze bedürftig sind, habe ich erst aus seiner festen, unerschütterlichen Gottesüberzeugung erkannt – zu läutern, meinen Glauben eben so zu erstarken, wie es der seine ist, und dabei mich von allen Zweifeln zu befreien, die mich bisher in manchen Augenblicken gepeinigt und geängstigt haben. Und jetzt zweifle ich schon lange nicht mehr. Ich glaube an seinen Gott – ach! der ist so gut, so groß, so rein – und in seinem Geiste giebt es nur *einen*, und den meinen nennt er auch den seinen, also haben wir ganz gewiß denselben Gott. ›Ja, es giebt einen Gott,‹ sagte er neulich, als er über die Wirkung und den Einfluß meiner Person auf die seinige sprach, ›denn wer so allmächtig, erfinderisch und gütig ist, ein Wesen zu schaffen, wie Sie es sind, der ist in Wahrheit allmächtig und göttlich,‹ – und ich, Jenny, ich dachte im Stillen Dasselbe, aber in Bezug auf ihn, denn – höre und verstehe mich: ich bete in diesem seinem Geschöpf den Schöpfer selber an.

Er läßt mich bisweilen Etwas laut vorlesen und setzt sich dann mir stets gegenüber, um den vollen Anblick meines Gesichts zu haben, weil, wie er sagt, meine Stimme beim Lesen noch melodischer und süßer klänge als

beim Sprechen, und weil ich dabei so unbeschreiblich sanft und lieblich aussähe, wie er nie ein menschliches Gesicht gesehen, zumal, wenn ich die Augen niedergeschlagen und die Wimpern tief gesenkt hielte. Dabei verschwände der ihn so bedrückende Ausdruck meines Kummers und ich zeigte ihm ein reines, unschuldiges Antlitz, wie es nur die Engel im Himmel haben könnten. Dergleichen sich wiederholt sagen zu lassen und ihm nicht dankbar zulächeln, nicht liebevoll an sein Herz sinken zu dürfen, ist eine Qual, die ich Dir, meine Jenny, um Alles in der Welt erspart sehen möchte.

Wie seltsam aber geht es uns bisweilen und wie oft habe ich mich über ihn und mich wundern müssen, daß wir so thöricht sind. – Denke Dir nur: wenn ich mit ihm einmal bei meinem Wirthe zusammen bin und namentlich, wenn noch irgend eine fremde Person anwesend ist und ich ihn gern sprechen hören möchte, um mit ihm Ehre einzulegen – ja, ja, das ist mein sehnliches Verlangen, denn ich bin stolz darauf, daß ein großer Theil seines Wesens mir gehört, wovon kein Mensch eine Ahnung hat – dann ist er oft so gut wie stumm. Er spricht so wenig, daß er mich ordentlich verlegen macht, und ich weiß, warum er so wenig spricht. Er denkt dann nur an mich und was er mir sagen möchte, wenn er mit mir allein wäre, und daraus entspringt sein Wunsch, immer mit mir allein zu sein. O, und mir geht es eben so und ich leide unendlich dabei, da ich doch nur so wenig mit ihm allein sein kann. Damit ich nun nicht oft Gelegenheit habe, ihn so stumm

werden zu sehen, und damit er und ich uns nicht in vergeblichen Wünschen abzehren, vermeide ich es, so oft ich kann, mit ihm in Gesellschaft Anderer zu sein. Nein, ich will ihn lieber ganz entbehren, als sehen, daß er sich einen Zwang auflegt, daß er sich anders zeigen muß, als ihm um's Herz ist, denn ich weiß, wenn ich nicht dabei bin und seine Aufmerksamkeit auf mich lenke, dann fühlt er sich freier, dann ist er mehr er selbst, und Andere haben auch ihre Freude an ihm – und das macht mich ja so stolz.

Du fragst mich nun, Jenny, wie verhält er sich äußerlich mir gegenüber, wenn er eben allein mit mir ist, und, wenn seine Liebe wirklich so innig und glühend ist, bewahrt er auch stets die achtungsvolle Zurückhaltung, die einen edlen und zartfühlenden Mann kennzeichnet?

O, ich habe Dir das ja schon mehrfach angedeutet. So dringlich seine Wünsche sein mögen, so wenig ist er es in seinen Forderungen an mich. Von seiner Liebe spricht er freilich mit glühenden Worten, in ergreifenden Bildern. Forderungen, die ich ihm nicht gewähren könnte, hat er aber noch niemals ausgesprochen. Und doch, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, habe ich das Gefühl, als ob wenigstens der Wunsch nach diesen Forderungen, gleichsam wie der natürliche Ausfluß seiner durch den Willen und die Moral bezähmten Leidenschaft, ihm selbst bewußt wäre und er ihn nur mit Gewalt in sich zurückhielte. Nein, er drängt mich nicht sichtbar, hörbar, aber doch fühlbar, denn ich fühle es, als sagte es mir die Luft, die ihn umgiebt, welche Gewalt er sich anthut, mich nicht

an sich zu reißen und seine Seele in die meine auszuhauchen. O, das ist eine Seelensprache, die ich erst durch ihn gelernt habe, und unter Umständen lernt man schnell. Aber, wenn er von seiner Liebe spricht, dann geschieht es meist mit einer rührenden Innigkeit und einer unglaublichen Zartheit, und er wählt Worte und Bilder – o mein Gott, wo nimmt er sie nur her! – die mich erkennen lassen, daß er mich fast vergöttert, so daß ich oft ängstlich darüber werde, weil ich nur zu wohl fühle, daß ich nur ein schwaches, elendes menschliches Wesen bin und solche Verehrung und Anbetung nicht verdiene. Sobald ihn aber einmal sein Gefühl hinreißt und er in zu deutlichen Worten spricht, so daß er fürchten muß, ich könnte in diesen Worten einen Sinn lesen, den er nicht hineingelegt haben will, dann bricht er schnell seine Rede ab, dann – und er liest meine Meinung sonnenklar auf meinem Gesicht, dann bittet er mich mit schmelzender Stimme um Verzeihung, als hätte er mir wehe gethan. Und ich thue dann so, als ob ich ihm wirklich etwas zu verzeihen hätte, obgleich ich nicht weiß was – aber es ist zu süß, zu verführerisch, sich so herzlich und innig um Verzeihung bitten zu lassen.

Eine seltsame Vorliebe hat er für gewisse kleine alltägliche Dienste, die ich ihm mitunter leisten kann und die er sich nur von mir so gern leisten läßt. So zum Beispiel erfuhr ich sehr bald, nicht nur von ihm selbst, sondern auch von Margarethe und Bertha, daß er einige besondere Eigenschaften habe. Er liebt es nämlich nicht, von Speisen zu genießen, die nothwendig mit den Händen

zubereitet werden müssen, wenn er nicht weiß, wessen Hände dabei thätig gewesen sind. Wird daher geschältes Obst auf den Tisch gebracht, so rührt er keinen Bissen davon an; lieber schält er es sich selbst oder nimmt eine andere Speise. Als ich das erfuhr, war ich neugierig, zu sehen, ob er auch von meiner Hand geschältes Obst zurückweisen würde, und ich nahm eine seiner Lieblingsfrüchte zur Hand und schälte sie vor seinen Augen ab. Aber was geschah da?

›Soll das für mich sein?‹ fragte er hastig. Und auf meine Bejahung ergriff er die Frucht und aß mit einem sichtbaren Behagen davon. Das war mir klar genug, und seit der Zeit schäle ich immer sein Obst mit meinen Händen und er bittet mich sogar, es voll und fest anzufassen, da er aus meiner Hand gern Alles genießt. So thue ich es denn selbst mit stillem Behagen und bereite ihm auch die Butterbrode zum Thee und was er sonst verzehrt, und ich habe ihn schon damit so verwöhnt, daß er mich fragend ansieht, wenn ich einmal zögern und abwarten will, was nun geschieht. Ja, es schmeckt ihm alles von meiner Hand Bereitete so süß, – ich sehe es nur zu gut – daß er es selbst ißt, wenn er keinen Appetit hat, und so lebt er im Großen und Kleinen nur in mir – und das soll mir keine Freude bereiten, Jenny?

Aber auch er ist im Stande, mir ähnliche kleine Genüsse zu bereiten, die mir wahrhaftig kein Anderer bereiten könnte. So empfinde ich zum Beispiel einen großen Genuß daran, wenn er, mit mir an der Elbe sitzend, eine feine Havannahcigarre raucht, was er bisweilen thut,

nachdem er erfahren, daß ich es gern habe. O wie wohl thut mir dieser seltsame Duft, den ich früher nie habe erträglich finden können! Aber wenn er in meiner Nähe raucht, dann ist mir, als genösse ich etwas von dem be rauschenden Wohlbehagen, welches die Orientalen empfinden sollen, wenn sie sich in ihre narkotischen Rauchwolken hüllen. Ich setze mich dann so nahe wie möglich zu ihm hin, nur um die Wolken, die mein Olympier von sich bläst, aus erster Hand zu haben.

Ach, das ist kindisch, sagst Du vielleicht, aber laß es immerhin so sein. Der Mensch, der nicht auf der Gefühls- höhe Anderer steht, findet Vieles kindisch, was diesen er- haben erscheint, und er mag Recht haben, in seiner Art, aber das schließt nicht aus, daß auch Andere ihr Recht für sich haben, wenn ihr Geschick sie auf eine Stelle ge- bracht, die Jene nur höchstens mit den Augen zu messen vermögen, ohne danach die richtige Höhe angeben zu können, auf welcher die so scharf Verurtheilten wirklich stehen.



So habe ich Dir denn nun geschildert oder zu schil- dern versucht, meine liebe Jenny, welchen Werth dieser seltene Mann mir armem, beklagenswerthem Wesen bei- legt, und daraus ergiebt sich für mich und vielleicht auch für Dich die Frage: habe ich denn nun wirklich diesen Werth? Ich kann nur sagen: in meinen eigenen Augen habe ich ihn nicht – in den seinen habe ich ihn, und dies

letzte Ja steht mit riesengroßen Buchstaben in seinen Augen geschrieben. Schon mit ganz winzigen Kleinigkeiten – Du kannst es kaum glauben – vermag ich ihn zufrieden, fast glücklich zu machen. So zum Beispiel ist er schon befriedigt und beruhigt, wenn er nur mein Kleid berühren oder streifen kann, und so viel habe ich wenigstens über mich vermocht, daß ich ihm diesen Genuß gönne und es ihn berühren lasse, wo er denn in der Regel mit einem Ausdruck innerer Befriedigung seine Hand darauf legt. O, und noch Eins habe ich ihm nach längerem Widerstreben gestattet, oder vielmehr ich gebe es zu, ohne daß ich darauf ein besonderes Gewicht zu legen scheine. Ich lasse ihn, wenn er mir nahe sitzt und Begehr danach hat, von Zeit zu Zeit meine Hand ergreifen und einen Kuß darauf drücken, obgleich ich sie immer wieder bald zurückziehe, namentlich, wenn er sie dicht vor die Augen nimmt und die feinen Aederchen zu zählen scheint, die sie durchziehen, und dann die Absicht verräth, jeden einzelnen Finger mit seinen Liebkosungen zu bedenken. Und warum entziehe ich sie ihm wieder so rasch? Weil ich seine Finger um die meinen nur zu bald wie eine Flamme zucken und brennen fühle, weil schon sein bloßer warmer Handkuß mir wie ein Blitz bis tief in die Brust dringt, wo vielleicht die Seele ihren Sitz hat, und weil ich fühle, diese Seele könnte sich mit in Flammen setzen lassen und seine Liebe gegen meinen Willen mit gleicher, ja, ja, mit gleicher Liebe erwidern. Und das darf die Seele Deiner armen Jane ja nicht, und Du kennst den traurigen Grund davon.

Dennoch gebiete ich nicht immer und zu jeder Stunde über diesen festen grausamen Willen, und bisweilen schmelze ich fast in eine unglaubliche Sehnsucht nach ihm hin. Namentlich kann ich die Freude kaum beherrschen, die mich ergreift, wenn ich ihn nach längerer Trennung bei mir erwarten zu können glaube. Stundenlang vorher pocht mein Herz in ungestümen Schlägen, denn so ziemlich weiß ich die Zeit genau, wann er sich bei mir einzufinden pflegt. Ja, Stunden vorher wogt mein Herz, und wider meinen Willen jagen ihm alle meine Pulse im Sturmschritt entgegen. In solchen Augenblicken hoffnungsvoller Erwartung habe ich ihm so unendlich viel zu sagen, alles Leben und Weben in mir fluthet nach meinen Lippen, und – wunderbar genug, wenn ich ihn dann sehe, wie er eilig den Berg herabsteigt, wie seine Augen mich schon aus der Ferne suchen, dann verstumme ich plötzlich, die Brust ist mir wie zugeschnürt, und wenn er dann vor mir steht, schaut er mich fragend und traurig an, als sei er um seinen herzlichen Empfang gekommen, den er, wie ich nur zu wohl weiß, sich so schön zu denken pflegt und unterwegs mit tausend Einbildungen ausgemalt hat.

Jenny, Jenny, was ist eine solche glückliche unglückliche Liebe für ein wunderbares, großes, göttliches Gefühl! Ich lebe oft in einem Moment doppelt, dreifach, zehnfach. Ich liebe Gott, meinen Schöpfer, mehr als sonst; alle Menschen stehen mir näher, und mich selbst betrachte ich wie ein fremdes Wesen und frage mich staunend, wie

ist es nur möglich, daß man ein solches menschliches, gebrechliches, schwaches Wesen so hoch verehren und lieben kann? Ihn aber, ihn, möchte ich dann nicht an meine Brust, sondern in meine Brust hineinziehen, damit sein Herz in meinem schlage und ein und dasselbe Blut durch unsere Adern kreise, ein und derselbe Gedanke durch unsere Nerven zittere. Jenny, ja, ich liebe namenlos, unsäglich, mit einer unaussprechlichen Wonne und Wollust – und doch liebe ich mit unaussprechlichem Schmerz und Weh, denn ach! ich darf, ich darf ja nicht lieben, wo mein ganzes Leben und Sein, mein Wesen und Denken Liebe, unergründliche Liebe ist!

Diese furchtbare Erkenntniß: Du darfst nicht lieben, hat mich schon oft zur Verzweiflung gebracht und ich habe bisher umsonst nach Mitteln gesucht, mich dieser verhängnißvollen Liebe zu entziehen, ihm auszuweichen und mich unfindbar vor aller Welt, also auch vor ihm, zu verbergen. Heute nun, am Morgen dieses Tages – ich schreibe dies in der Nacht, der traurigsten meines Lebens – gerieth ich wieder in diese Verzweiflung, als er so nahe bei mir saß und von seiner Liebe sprach, und als er gegangen war, faßte ich den Entschluß, mich, wenigstens versuchsweise, auf einige Tage von ihm zu trennen und zu sehen, ob und wie ich diese Trennung ertragen kaun. Ja, ich gehe, um von ihm nicht ganz gefesselt und berückt zu werden, und um Rath mit mir abzuhalten, was ich in Zukunft mit mir selbst beginnen soll. So will ich mich in noch größerer Einsamkeit zu sammeln, zu finden und meine Ruhe wieder zu erlangen suchen, damit

ich wenigstens in künftigen Tagen nicht ganz ohne Halt und Trost bin. O Gott im Himmel, mein Gott und sein Gott, gieb mir einen Rath ein, was ich thun und lassen soll, denn ich armes liebendes, von meinem Schicksal fast erdrücktes, von meiner Liebe fast zerschmettertes Weib – ich weiß es nicht.

Ich sehe Dich jetzt in Gedanken vor mir stehen, nachdem Du diesen unheilvollen Bericht gelesen hast, und fühle Deinen prüfenden Blick auf mich gerichtet. O, sei nicht so streng, so kalt, so herzlos, denn mich dünkt, ich höre Dich sagen: reiße Dich los von ihm, meide ihn gänzlich, um ihn nicht mit in Dein Verderben zu reißen – aber ach, Jenny, dazu besitze ich nicht mehr die Kraft, denn seine Anwesenheit ist mir nöthig geworden, wie es das Licht der Sonne der vegetirenden Pflanze ist. So weit, ja, so weit ist es mit Deiner armen Jane gekommen, mit Deiner Jane, die weiß, daß sie nicht lieben darf und die dennoch liebt, weil sie lieben muß; einmal, weil der Gegenstand ihrer Liebe liebenswerth ist, und dann, weil – weil sie ihrem Verhängniß folgt und ihr Verhängniß – o, das flüstert mir Tag und Nacht eine innere, brausende Stimme zu – zieht mich, reißt mich unwiderstehlich an seine Brust.

So habe ich Dir nun mein ganzes Herz dargelegt und Du weißt, was ich empfinde, was ich leide. Was soll nun aus dem Allen werden? So frage ich mich täglich tausendmal und finde keine Antwort darauf. Nun geht meine Bitte an Dich, als wärest Du mein Schicksal: sage Du mir, was soll ich thun, was lassen? Denn thun oder lassen

muß ich etwas – so kann, so darf es nicht bleiben, wie es jetzt ist. Wenn Du einen Rath, eine Aushülfe weißt, so nenne sie mir, ich schmachte danach; wenn Du aber Nichts weißt, so tröste mich wenigstens in meinem gränzenlosen Elend, denn hier in meiner Umgebung habe ich Niemanden, Niemanden, der mich so genau kennt, wie Du, der meine Liebe versteht, wie Du, und der, wie Du, mich schon Jahre hindurch von einer Staffel des Unheils auf die andere hat sinken sehen.

Jenny, meine Kraft ist erloschen, ich kann nicht mehr schreiben. O, ich kann auch nicht mehr denken, denn ich habe mich fast zerdacht. Es ist jetzt vier Uhr Morgens und um sieben Uhr schon will ich fort, er darf mich heute nicht wiedersehen. Denn, sähe er mich heute, in meiner Schwäche nach dieser durchwachten Nacht, dann hätte ich nicht mehr Kraft genug, ihm zu sagen, ich könne nur seine Freundin sein, nein! ich sänke an seine Brust und damit – wäre Alles, Alles gesagt.

So will ich also diesen endlosen Brief schließen und mich zwei Stunden ruhen. Lebe wohl, lebe wohl, Jenny! Und wenn Du ein fühlendes, menschliches Herz hast, dann wirf keinen Stein auf mich. Einen Zustand, wie ich ihn in mir trage, kann nur Der richtig beurtheilen, der ihn erlebt hat, wie ich; jede Schilderung, jede Ausmalung desselben ist nichts als ein schwacher, von Anfang an mißglückter Versuch, da sich die Empfindung eines Menschen nicht schildern und malen, sondern nur in schwachen Umrissen andeuten läßt.

So habe Mitleid, Trost und Rath für

Deine arme Jane.

FÜNFTES CAPITEL.

Drei Tage, für unsern Freund drei endlos lange Tage, waren fast vorübergerauscht und noch hatte er nicht das Geringste über die Rückkehr Jane's erfahren können, so oft er auch unten in dem kleinen Hause gewesen war und Erkundigungen bei der alten Rebecca eingezogen hatte. Diese drei Tage waren auch in anderer Beziehung nicht gerade erfreulich gewesen, denn die Sonne hatte nicht ein einziges Mal aus den düsteren Wolken geblickt, dagegen unablässig ein kalter Regen sich auf die Erde ergossen. So hatte man sich denn im Hause, so gut es ging, unterhalten müssen. Am zweiten Tage aber war man in die Stadt gefahren und hatte dem alten Herrn einen sehr erwünschten Besuch abgestattet, und so war endlich der dritte gekommen, von dem sich der neue Professor, stets voll erneuerter Hoffnung, eine Aenderung in jeder Beziehung versprach. Und in einem Punkte sollte er sich wenigstens nicht getäuscht haben, denn gegen Mittag heiterte sich das Wetter auf, ein leichter Ostwind stellte sich ein, und die Sonne durchbrach mächtig den grauen Wolkenschleier und sandte ihre wonnigen Strahlen wieder erwärmend und belebend auf die frisch aufathmende Erde herab.

Am Sonnabend Morgen war Jane abgereist und so ist es also der Montag, bis zu dessen Mittag wir vorgerückt sind. Reinhold, den ersten Sonnenstrahl benutzend, war

nach dem kleinen Hause an der Elbe gegangen, um Rebecca zu besuchen und mit ihr einige Minuten zu plaudern. Er hatte sie auch angetroffen und, bald mit ihr in eine Unterhaltung über die noch immer abwesende Jane gerathend, war er länger bei ihr geblieben, als er es beabsichtigt hatte. Als er endlich gegen drei Uhr wieder vor dem Hause auf dem Berge eintraf, stand der kleine Ponywagen vor der Thür und Christian saß auf dem winzigen Bock, mit einiger Mühe den Schimmel haltend, der lange nicht im Freien gewesen war. Eben stieg auch Margarethe in das niedliche Gefährt, und als sie Reinhold des Weges daherkommen sah, nickte sie ihm zu und rief:

»Adieu, Herr Professor! Ich würde Sie mitnehmen, aber ich habe keinen Platz mehr für Sie auf dem Wagen.«

»Sie haben ja da noch einen recht hübschen Platz neben sich frei,« erwiderte Reinhold lächelnd, »und wenn Sie es erlauben, nehme ich ihn sogleich ein.«

»Ich muß es diesmal leider ablehnen,« lautete die freundlich gegebene Antwort. »Dieser jetzt allerdings noch freie Platz wird in der Stadt bald genug besetzt werden. Ich fahre nämlich nach Altona zur Landungsbrücke des Helgoländer Dampfers, mit dem eine Freundin aus Bremen kommt, die mich einige Tage besuchen will.«

»Das ist etwas Anderes und ich bescheide mich. So fahren Sie wohl. Adieu, Christian!«

Christian knallte mit der Peitsche und der Schimmel trabte lustig davon, während Bertha und Reinhold dem Wagen nachsahen, bis er hinter dem Gebüsch der nächsten Windung des Parkweges verschwunden war. –

Eine Stunde später befand sich der Professor wieder im Garten und zufällig in der Nähe des Hauses, als Christian mit dem Ponywagen zurückkehrte. Margarethe saß jedoch allein auf ihrem Platz und als sie den Freund ihres Hauses schon aus der Ferne ein erstauntes Gesicht machen sah, lachte sie laut auf und nickte ihm einen herzlichen Gruß zu. –

»Sie kommen ja doch allein zurück,« sagte Reinhold, als der Wagen hielt und er ihr beim Aussteigen behülflich war. »Ist Ihre Freundin nicht auf dem Dampfer gewesen?«

»Nein, die erwartete wenigstens nicht, aber dafür eine nicht erwartete, und deren Ankunft ist mir eben so lieb. Nun, machen Sie nur nicht ein so erschrockenes Gesicht über meine gute Botschaft – ich sehe ja doch schon, daß Sie errathen haben, was ich sagen will: ja, ja, Jane war auf dem Schiff und ist mit mir zurückgefahren.«

Reinhold war schon lange alles Blut in den Kopf geschossen. Er stand wie vom Blitz gerührt vor der hastig Sprechenden und die Rede stockte ihm völlig.

»Aber wo ist sie denn?« konnte er nur endlich mit Mühe hervorbringen. »Warum ist sie nicht mit hierher gefahren?«

»Die Frage mögen Sie ihr selbst vorlegen, wenn Sie sie nach Tische besuchen, da sie in ihrem Hause ist. Ich weiß nur so viel: sie fuhr bis zur Mühle mit und da verließ sie mich, um auf dem kürzesten Fußwege nach der Elbe hinabzusteigen. Sogar ihre kleine Reisetasche wollte sie mir nicht anvertrauen und so trug sie sie selbst den Berg hinab.«

Was nun im Hause geschah, was er that, was bei Tische, als der Hausherr mit den Kindern aus der Stadt gekommen war, gesprochen wurde, das wußte Reinhold nicht. Er hatte nur alle Mühe, sich so weit zusammenzunehmen, daß seine Gemüthsstimmung den ihn Beobachtenden nicht als eine zu auffallend erregte erschien. Als man aber abgespeist und Herr Schilling seinem Gaste eine Cigarre angeboten hatte, die dieser dankend ablehnte, sagte Margarethe mit freundlichem Gesicht zu ihm:

»Nun gehen Sie zu Jane, lieber Herr Professor. Sie erwartet Sie gewiß schon. Essen wollte sie nicht bei uns, da sie schon auf dem Dampfer gefrühstückt. Wenn es Ihnen aber irgend möglich ist, so bringen Sie sie am Abend mit zu uns herauf, dann soll sie uns beichten, wo sie so lange gewesen ist.«

Reinhold hörte kaum, was neben ihm gesprochen ward. Er hielt schon den Hut in der Hand und empfahl sich schnell. So eilig wie diesmal war er lange nicht den Berg hinabgeschritten, und halb athemlos kam er unten vor dem kleinen Hause an. »War sie denn wirklich da?« fragte er sich noch immer zweifelnd. »Soll mir in der That das Glück beschieden sein, sie endlich wiederzusehen?«

Ja, es war ihm beschieden, denn schon an der offen stehenden Thür des kleinen Saales kam sie ihm selbst entgegen, die so schmerzlich Vermißte, und als er mit sprachloser Hast das Auge auf ihr Gesicht richtete, fand

er dasselbe ruhiger, sanfter als je und selbst der fast beständige Ausdruck ihrer tiefen Trauer war daraus verschwunden, als sie ihn wiedersah und schon, da er noch fern von ihr war, die Hand erhob, um ihn zu begrüßen.

»Jane!« war endlich sein erstes Wort, nachdem er ihre Hand ergriffen, sie herzlich gedrückt und dann seine Lippen darauf gepreßt hatte, »Jane, Sie sind also wieder da?«

»Ja, ich bin wieder da,« lautete ihre mit einer leichten Befangenheit gesprochene Antwort, »und nun guten Tag, *Herr Professor!* Da haben Sie meinen Glückwunsch von ganzem Herzen. Ich habe schon unterwegs von Margarethe gehört, was für eine Auszeichnung Ihnen in meiner Abwesenheit zu Theil geworden ist.«

»Ich danke Ihnen ebenfalls von ganzem Herzen,« erwiderte er, als sie dabei die Augen niederschlug, um nicht in das Feuer der seinigen blicken zu müssen, »aber haben Sie nur den *Professor* in mir zu begrüßen?«

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann schlug sie langsam die Augen wieder auf und, ihm voll in's Gesicht sehend, sprach sie mit herzlicher Wärme: »Nein, gewiß auch den Freund. So meinen Sie es doch wohl, nicht wahr?«

»Ja, so meine ich es – und sehe ich auch in Ihnen – die Freundin wieder?«

»Ja, die *treue* Freundin sogar!« drang es wie ein flüsternder Hauch über ihre Lippen.

»Nun, dann bin ich zufrieden. Aber wie konnten Sie mich so schnell, so ohne alle Vorbereitung verlassen?

Sagten Sie sich nicht, wie Ihr leeres Haus auf mich wirken würde, wirken müßte?»

»Still, still, ich habe mir das Alles gesagt, aber ich konnte es dennoch nicht ändern. Meine schnelle Entfernung machte sich nothwendig – ich hatte Geschäfte, wichtige Geschäfte –«

»Aber wo sind Sie gewesen?»

»*Müssen* Sie das wissen?»

»Ich muß es nicht, aber ich wünsche aus sehr natürlichen Gründen zu wissen, wo – meine Freundin die drei Tage gelebt und geathmet hat –«

»Gut, so will ich es Ihnen sagen. Ich bin in Cuxhafen gewesen –«

»In Cuxhafen?»

»Ja, ich hatte es überdies noch nicht gesehen und es ist so still und traulich dort in der Nähe der brausenden See –«

»O, warum haben Sie mir das nicht gesagt! Ich habe es auch noch nicht gesehen und hätte Sie so gern dahin begleitet.«

»Das ging diesmal nicht, ich wollte einmal allein sein. Doch nun genug der Fragen, Sie sind zu neugierig und wollen zu viel auf der Stelle wissen. Kommen Sie lieber in das Zimmer, hier draußen ist es noch zu feucht. Ach, der lange Regen! Er hat auch mir die unliebsame Reise erschwert.«

Er folgte ihr in das Zimmer, in das sie mit einer bewundernswerthen Ruhe trat. Aber mit welcher Mühe sie sich beherrschte, wie sie ihre Miene zu dieser Ruhe

zwang, um ihm nicht die auflodernde Freude zu verrathen, daß sie ihn wiedersah, das bemerkte Reinhold nicht, der selbst zu aufgeregter war, um diesmal ein aufmerksamer Beobachter zu sein. Als er nun aber in das Zimmer getreten war, wo Alles so friedlich und still in der alten gewohnten Ordnung stand, da wurde auch er allmählig wieder ruhiger, und als er nun seine Augen aufmerksamer auf sie richtete und erkannte, wie gefaßt sie selbst war, betrachtete er sie voller Staunen, da er sich gar nicht erklären konnte, was in ihr vorgegangen und was ihr eine solche Ruhe gegeben; nachdem sie doch, ehe sie gegangen, eine solche Aufregung verrathen hatte. Aber ach, er wußte ja noch nicht, ein wie starkes Herz in diesem wunderbaren Busen schlug, er wußte nicht, daß Jane den Entschluß gefaßt, den unwiderruflichen, seine Freundin zu sein und zu bleiben, aber mit aller Gewalt und auf Kosten ihres eigenen Glücks gegen die Leidenschaft anzukämpfen, die auch in ihrem Herzen so heiß wie in dem seinen stürmte.

So saßen sie denn bald wieder auf dem kleinen Sopha und plauderten traulich von allerlei Dingen; über Reinhold's Ernennung zum Professor, über Cuxhafen und dessen Bewohner, und als ihr Gespräch so in ein stilles Geleise gerathen war, was Jane mit einem sichtlichen Behagen zu erfüllen schien, erzählte sie ihm, daß sie trotz des Regens viel im Freien gewesen, daß sie viele Schiffe in der See gesehen und was sie sonst an einfachen Neuigkeiten für ihn gesammelt hatte. Nur einige Male wurden sie dabei von der alten Rebecca unterbrochen, die neugierig

in's Zimmer kam und ihre Freude nicht verhehlen konnte, ihr liebes Kind wieder zu haben, das sie so schmerzlich fast drei ganze Tage entbehrt hatte.

Plötzlich jedoch stockte das Gespräch. Jane hatte Alles berichtet, was sie berichten konnte, und so schwieg sie. Reinhold dagegen fuhr ein ernsterer Gedanke durch den Kopf, und der wurde so mächtig, daß er ihn nicht zurückhalten konnte. Jane, die es wohl bemerkte, daß der Gegenstand ihrer Unterhaltung ein anderer zu werden im Begriff stand, ließ die Arbeit, die sie ergriffen, sinken und schaute voller Spannung auf den neben ihr Sitzenden hin.

»Ich möchte mir wohl erlauben, Ihnen noch eine Frage vorzulegen, deren Beantwortung mir selbst zu schwer geworden ist,« sagte er endlich. »Vielleicht sind Sie so freundlich, sie mir zu beantworten. Darf ich sie aussprechen?«

Jane erhob ihre Arbeit mechanisch wieder und sagte matt: »Sprechen Sie sie aus.«

»Nun denn – wie konnten Sie mir einen so traurigen Abschiedsgruß schreiben, wie Sie gethan? Haben Sie sich die Wirkung nicht vorgestellt, die jene Verse nothwendig auf mich machen mußten?«

Ueber Jane's scharf gespannte Züge flog ein rosiges Leuchten. »Ja wohl,« erwiderte sie nach einigem Zögern, »ich habe mir ihre Wirkung ziemlich klar vorgestellt, und dennoch mußte ich den Gruß so und nicht anders schreiben. Als ich ging, verlangte das meine Stimmung so.«

»Das mag sein. Sie haben aber nicht an die meine gedacht, und wie sie nach solchem Abschied die ganze Zeit während Ihrer Abwesenheit sein und bleiben mußte, wie?«

Jane seufzte. »Man kann nicht Alles sagen, was man denkt,« fuhr sie nach einer Weile fort, »am wenigsten, was man in Momenten der Aufregung denkt. Als ich jene Zeilen schrieb, war ich in Aufregung und so schrieb ich, was ich sagen konnte. Leider bin ich ein schwaches und gewiß auch egoistisches Geschöpf, darum müssen Sie mir verzeihen, daß ich in jener Nacht zunächst an meinen Schmerz und nicht an den eines Anderen dachte. Doch das ist ja nun abgethan. Ich bin jetzt, Dank meiner Reise, nicht mehr so aufgereggt und, was die Hauptsache ist, ich bin ja wieder hier.«

»Heißt das, daß Sie mir jetzt eine freudigere Begrüßung wollen zu Theil werden lassen?«

Sie sah ihn freundlich und doch befangen an. »Habe ich denn das nicht gethan?« fragte sie.

»O ja, und ich bin auch mit Allem zufrieden, zumal Sie, wie Sie sagen, wieder hier sind. Aber das Eine kann ich doch nicht mit Stillschweigen übergehen. Glauben Sie wirklich, daß mein armer Geist mir ersetzen könnte, was mir mit Ihnen verloren geht?«

»Ja, das glaube ich!« sagte Sie mit vertrauensvoller Festigkeit.

»Dann irren Sie sich. Sie kann mir Nichts auf der Welt ersetzen, weder mein eigener Geist, noch der eines Andern.«

»Still! Sie gerathen wieder in das alte Geleise, das ich – für immer verlassen haben möchte. – O, seien Sie doch gut, doch ruhig, wie Sie es vorher waren, ich möchte es ja so gern auch sein!«

Sie sprach das mit so inniger Betonung, daß Reinhold gerührt wurde. Um keinen Preis in der Welt hätte er sie jetzt wieder beunruhigen mögen, und so schwieg er. Aber er sah dabei traurig aus und schaute nachdenklich vor sich hin, ohne auf die Richtung der Blicke Jane's zu achten.

Plötzlich stand sie in, ihrer zunehmenden Verlegenheit auf und that einige Schritte nach ihrem Schreibtisch hin. Gleich daran kam sie mit einer Flasche kölnischen Wassers zurück, das sie auf den Tisch vor dem Sopha stellte.

»Sie haben da an dem Aermel einen Fleck,« sagte sie, »und ich weiß nicht, warum ich das an Ihnen nicht sehen kann. Sie sind immer so sauber gekleidet. Lassen Sie mich versuchen, ob ich ihn nicht vertilgen kann.«

Sie nahm ihr Taschentuch, tränkte es mit kölnischem Wasser und rieb nun die bezeichnete Stelle, von welcher der Fleck alsbald weggewischt war. Dabei aber kam sie Reinhold so nahe, daß er innerlich erbebte. Beinahe hätte er sich nicht länger beherrscht, sondern die ihm so nahe Stehende an seine Brust gezogen. Allein er bezwang sich auch diesmal, nur faßte er rasch ihre Hand, die sich eben zurückziehen wollte, und drückte einen herzlichen Kuß darauf.

»Ich danke Ihnen,« sagte er, kaum weniger verlegen, als Jane es vorher gewesen; »Frauen haben die Augen

überall. Aber da fällt mir ein, da es rasch dunkel zu werden beginnt, daß Margarethe mich gebeten hat, Sie heute Abend mit nach dem Hause hinauf zu bringen. Darf ich darauf rechnen, daß Sie mich begleiten? Es werden sich Alle freuen, Sie wiederzusehen.«

Jane dachte nur einen Augenblick nach. »Nein,« sagte sie dann entschieden, »ich werde Sie heute nicht begleiten, obgleich ich die guten Mädchen und ihren herrlichen Vater auch gern wiedersähe. Allein ich bin von der Fahrt und dem langen Aufenthalt in der frischen Luft zu ermüdet und wenig zum Sprechen aufgelegt. Außerdem habe ich zwei Nächte fast gar nicht geschlafen und bedarf der Ruhe. Darum will ich früh zu Bett gehen. Ein andermal will ich gern Ihrer Aufforderung folgen – heute überlassen Sie mich mir selbst.«

»Das ist etwas Anderes,« sagte Reinhold. »Sie haben Recht. Ja, bleiben Sie zu Hause und ruhen Sie sich. Auch ich will Sie lieber zeitig verlassen.«

Da Jane hierauf keine Antwort gab, erhob er sich schon, nahm seinen Hut und schickte sich zum Gehen an. Da trat sie rasch an ihn heran, reichte ihm herzlich die Hand und sagte mit ihrem leisen weichen Ton:

»Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie schon jetzt und allein gehen lasse, nicht wahr?«

»Wie könnte ich! Haben Sie mich schon je böse auf Sie gesehen?«

»Nein, aber Sie müssen meine launenhaften Entscheidungen nur für das nehmen, was sie wirklich sind –

eben für launenhafte Ausflüsse eines – eines von seinem Schicksal geängstigten Weibes.«

Reinhold hielt ihre Hand fest. »War Ihr Abschiedsgruß vorgestern auch so ein launenhafter Ausfluß?« fragte er lächelnd.

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und sah ihm traurig in das seinen ganzen Schmerz verrathende Gesicht. »Nein,« sagte sie, »der war ernstlich gemeint.«

»Ich nehme ihn aber doch nicht für vollen Ernst –«

»Das wäre dann Ihre, nicht meine Schuld!«

»Und ist Ihnen die Wirklichkeit Ihres *jetzigen* Lebens denn wirklich so öd' und grau und kalt?«

Ihre Hand wollte sich der seinen entziehen, aber er hielt sie noch immer fest. »Lassen Sie meine Hand los,« flüsterte sie, »dann sollen Sie eine Antwort haben, eher nicht.«

Er drückte die Hand und dann ließ er sie sanft los. »So,« sagte er, »nun aber Ihre Antwort?«

»Da haben Sie sie: Ja, *jetzt*,« und sie betonte das Wort stark, »*jetzt* ist sie wieder öd' und grau und kalt – und nun leben Sie wohl!«

Reinhold schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: »Ich verstehe Sie nicht!« und er hatte sie auch wirklich nicht verstanden, weil er in der Ferne suchte, was ihm vielleicht so nahe, so sehr nahe lag. Mit diesem vergeblichen Suchen noch immer beschäftigt, verließ er sie, ohne zu wissen, zu ahnen, daß ihre Blicke ihn verfolgten, bis er hinter der ersten Wendung des auf die Höhe führenden Weges verschwunden war. Ach, er ahnte auch nicht, daß

er jetzt einen Weg begann, an dessen Ende, wie ein hell leuchtendes Auge an seinem Anfang tief betrübt hinter ihm her schaute, ein anderes Auge ihn freundlich und theilnehmend erwartete, und daß dieser Tag, der ihm Jane wieder in seine Nähe gebracht, noch viel Wichtigeres in seinem Gefolge haben sollte, so Wichtiges, Unerwartetes, Ungehofftes, daß ihm die ernste, ja trübselige Unterredung, die ihm zunächst bevorstand, wie ein göttlicher Willkommensgruß erschienen wäre, wenn er hinter den Schleier der Zukunft hätte schauen können, und daß die Wirklichkeit des Lebens, die der armen Jane jetzt, nachdem seine Hand sich von der ihrigen getrennt, so öd' und grau und kalt erschien, doch noch Vieles in ihrem geheimnißvollen Schooße berge; was nur dem blinden Menschenauge dunkel und unheilvoll erscheint, vor dem allsehenden Auge Gottes aber klar, golden und in wunderbarem Strahlenglanze des Glückes liegt.



Als Reinhold die letzten Stufen des Plateaus, auf welchem das Haus seines Wirthes stand, erstiegen hatte, sah er denselben in einer bei ihm ungewöhnlichen Nachdenklichkeit vor dem reizenden Blumengarten auf- und niederschreiten. Sobald er seiner aber ansichtig geworden war, trat er etwas hastig auf ihn zu und es machte auf den achtsamen Gast den Eindruck, als ob sein Wirth ihn schon längere Zeit mit einiger Ungeduld erwartet hätte.

»Kommen Sie allein von unten herauf?« fragte der gute Herr Schilling, als Reinhold ihn, näher tretend, begrüßt hatte.

»Ja, lieber Freund, ich komme allein, wie Sie sehen. Fräulein Jane war von der Reise ermüdet und sie läßt sich bei Ihnen und den jungen Damen entschuldigen. Sie bedürfe der Ruhe, sagte sie, und sie wolle deshalb früh zu Bett gehen.«

Ernst Schilling lächelte und sein redliches blaues Auge nahm den unverkennbaren Ausdruck innerer Befriedigung an. »Es ist mir heute lieb,« sagte er, »daß Sie Fräulein Norrmanson nicht mit heraufgebracht haben. Meine Töchter sind ausgeflogen. Eine ihrer Freundinnen ist mit einem Wagen gekommen und hat sie mir halb mit Gewalt entführt. Sie bleiben den Abend in der Stadt und wir sind also allein. Das trifft sich ganz prächtig; ich habe schon lange das Verlangen gefühlt, mit Ihnen einen Abend ungestört zu sein, nur die Mädchen sind mir immer im Wege gewesen und ich habe meiner nothwendigen Unterredung mit Ihnen nicht den Anschein einer geheimnißvollen oder überaus wichtigen geben wollen, obgleich sie mir, offen und ehrlich gesprochen, wichtig genug erscheint.«

Reinhold schaute bei diesen Worten, die mit ernster Miene und doch mit einiger Befangenheit vorgebracht wurden, einigermaßen verwundert auf, und als er nun seine gewöhnliche Scharfsichtigkeit zu Hülfe rief, gewahrte er, daß auf des edlen, vor ihm stehenden Mannes Gesicht eine eigenthümliche Mischung von biederem

Ernst und treuherzigem Wohlwollen sichtbar war, und als ob es ihm eine innere Stimme zugeraunt, wußte er auf der Stelle, was für einen Gegenstand die ihm bevorstehende Unterredung haben würde.

»Ich stehe Ihnen zu Diensten, lieber Freund!« – sagte er, augenblicklich gefaßt, denn Doctor Reinhold Strahl war ein Mann, der so leicht vor keiner schwierigen Aufgabe zurückschrak und stets mit Ernst und Nachdruck an die Entwicklung einer Sache ging, die auch ein Anderer ernst und nachdrücklich zu behandeln sich geneigt zeigte.

»Kommen Sie, lieber Doctor,« fuhr Ernst Schilling beifällig nickend fort und faßte seinen Gast unter dem Arm, »und folgen Sie mir in mein Arbeitszimmer im oberen Stockwerk. Da sind wir ungestörter als hier unten, und Niemand im ganzen Hause wird uns auch nur eine Minute eher unterbrechen, als bis wir selbst den Wunsch danach hegen.«

Reinhold, etwas nachdenklich geworden und schon im Geiste sich auf das ihm Bevorstehende vorbereitend, folgte dem voranschreitenden Freunde, der schon in's Haus getreten war und nun schnell die Treppe erstieg; als er aber mit ihm das Arbeitszimmer erreichte, sah er, daß schon vor ihrer Ankunft gewisse Vorbereitungen zu ihrer Unterredung getroffen waren, daß sein Wirth also mit Vorbedacht handelte, wie er es that. Auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tische vor dem Sopha stand eine Flasche des edelsten Weines, der im Keller von ›Schillings-Lust‹ lagerte, zwei Gläser und Cigarren;

die Fenstervorhänge waren geschlossen und zwei große Lampen brannten, so daß ein traulicher Lichtschein das Gemach gemüthlich erhellte.

»So,« sagte der Wirth zu dem ihn erstaunt anblickenden Gaste, »so sind wir an Ort und Stelle. Setzen Sie sich. Brennen Sie sich eine Cigarre an und trinken Sie mit mir ein Glas von dem trefflichen Johannisberger, der Ihnen schon früher so gut geschmeckt hat und der uns jetzt nicht weniger gut schmecken soll, da wir im vollsten Vertrauen unsere Meinung austauschen wollen.«

Er goß die beiden Gläser voll, stieß leise an Reinhold's Glas an, daß es einen kaum hörbaren Klang gab, und ließ sich dann neben seinem Gaste nieder, der schon in einer Ecke des Sopha's den ihm bestimmten Platz eingenommen hatte. –

Bevor wir jedoch auf das bedeutsame Gespräch eingehen, welches nun unausbleiblich war, wollen wir einen Rückblick auf die Gründe werfen, die dem braven Wirth Reinhold Strahl's dazu Veranlassung gegeben hatten. Diese Gründe lagen ziemlich nahe und es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um sie zu errathen. Unmöglich hatte der Aufmerksamkeit Ernst Schilling's und seiner Töchter die Gemüthsstimmung entgehen können, in der sich ihr Gast nun schon lange befand, und es lag auf der Hand, daß die Bekanntschaft und die nähere Befreundung mit Jane, der Jüdin, damit in allernächster Verbindung stand. So aufmerksam auf sich und so vorsichtig Reinhold in seinen Aeüßerungen über dieselbe auch sein

mochte, so bedurfte es nicht nur der Ohren der ihn Umgehenden, um seine Gefühle für sie wahrzunehmen, sondern die Augen ganz allein schon waren im Stande, den Grad der Einwirkung jenes schönen und liebenswürdigen Wesens auf den in Herzensangelegenheiten so ernst und zurückhaltenden Mann zu erkennen. Im Anfange dieser Bekanntschaft war Reinhold sichtbar belebt und geistig angeregt gewesen und er hatte sich, so oft und so lange Jane gegenwärtig war, in feuriger Beredtsamkeit über so manche Dinge alltäglichen und geistigen Lebens vernehmen lassen. Allmähig aber war seine Beredtsamkeit gewichen und ein merklicher Schatten ungewöhnlichen Nachdenkens hatte sich auf seine freie Stirn niedergelassen. Aber auch diese Nachdenklichkeit war wieder verschwunden und an ihre Stelle eine auffallende und fast täglich zunehmende Traurigkeit getreten. Namentlich wenn der Doctor sich mit der Familie allein befand, war diese Traurigkeit oft in sehr deutlicher Schrift auf seiner Miene zu lesen gewesen, und nur, wenn dann zufällig auf Jane die Rede gekommen, hatte sich sein Gesicht momentan belebt und sein Gefühl für sie hatte sich in strömenden Ergüssen über ihre wunderbare Schönheit und Liebenswürdigkeit Luft gemacht.

War er, wie Allen bekannt, zu ihr gegangen, so hatte sich sein ganzes Aeußere frisch aufgerichtet und eine seltene Lebendigkeit hatte aus seinen Mienen und Worten gesprüht; war er aber wieder von ihr zurückgekehrt, so fand man ihn in sich versunken, schmerzhaft bewegt und die ganze Welt um ihn her schien nicht vorhanden

zu sein, wie auch alle Reize derselben, denen er sonst so zugänglich gewesen, für ihn darin erstorben zu sein schienen.

Am Auffallendsten war jedoch sein Benehmen den Bewohnern von ›Schillings-Lust‹ an den letzten Tagen vor Jane's Reise und an dem Tage selbst vorgekommen, als sie so plötzlich und Allen unerwartet aus ihrem Hause verschwunden war. Hielt man damit das Wesen der beiden Menschen zusammen, wie es sich allmählig ohne Zutun der Uebrigen entwickelt, wie sie erst unbefangen mit einander verkehrt hatten und dann plötzlich verstummt waren, wenn sie sich Abends in größerer oder kleinerer Gesellschaft beiden Freunden trafen, dann war es unläugbar, daß der Grund der beiderseitigen Verstimmung oder Aufregung, mochte es nun sein, was es wollte, in dem Verhältniß der Wechselwirkung Beider aufeinander zu suchen war, und wie sie selbst beunruhigt, gedrückt und niedergeschlagen erschienen, so theilte sich dieses ängstliche und beklemmende Gefühl auch ihrer Umgebung, ihren ihnen Beiden so wohlwollenden Freunden mit.

Was zunächst die beiden Schwestern, Margarethe und Bertha, betrifft, so gehörten sie – eine seltene Ausnahme von der leider an Beispielen wachsenden Regel – nicht zu den Mitgliedern des weiblichen Geschlechts, welche nicht vertragen können, daß eine Andere von einem Manne sichtlich ausgezeichnet und mit Beweisen der Verehrung und Werthschätzung überhäuft wird. Nein, sie waren gewiß nicht neidisch und mißgönnten der armen

Jüdin das Glück nicht, von einem so hervorragenden Manne ihrer eigenen Nation in das rechte Licht gestellt und von ihm mehr als irgend eine andere beachtet zu werden. Im Gegentheil, sie waren selbst glücklich darüber und freuten sich, dazu beigetragen zu haben, daß Reinhold und Jane mit einander bekanntgeworden waren, und sie hätten kein Arg darin gehabt, wenn Ersterer seine ganze freie Zeit der Jüdin und nicht ihnen gewidmet hätte.

Als sie aber das anfangs so schöne und von ihnen so wohlwollend beurtheilte Verhältniß ins eine beiderseitige Mißstimmung umschlagen und sie unverkennbar auf die Freude der Beiden, wenn sie sich trafen, den Schmerz folgen sahen, der sich nur zu sichtbar auf ihren Gesichtern und in ihrem Benehmen aussprach, da fühlten sie sich beunruhigt, eine Art wehmüthiger Beklemmung ergriff auch ihre jungen Herzen und sie fingen an, ernstlich über ein Verhältniß nachzudenken, das mit so großer Lebhaftigkeit von allen Seiten begonnen und mit so freudiger Hoffnung auf allseitige Befriedigung fortgesetzt war.

Wenn aber dennoch die beiden jungen Mädchen das Verhältniß, welches offenbar nun zwischen Reinhold und Jane bestand, ohne daß sie die wahre Natur desselben zu ergründen und zu berechnen vermochten, von einer mehr heiteren und leichteren Seite auffaßten, als es wirklich war, so gab es doch Jemanden im Hause, der dasselbe aus einem ernsteren Gesichtspunkte betrachtete, und das geschah aus dem einzigen Grund, weil ihm, dem gediegenen Manne und Vater, der junge Freund längst lieb

und werth geworden war, und weil er nicht wünschte, daß er aus seinem Hause eine trübe Erinnerung, wenn nicht etwas noch Schmerzlicheres, mit in das an und für sich schon trübe Leben hinaus nähme. Ja, Ernst Schilling, durch eigene Erfahrung in solchen Verhältnissen weise und vorsichtig gemacht, hatte mit kundigem Auge in Reinhold Strahl's Brust gelesen, er hatte die aufloodernde Leidenschaft in des Freundes Herz erkannt, und nun zog ihn eine warme Sympathie zu dem Rathlosen hin, mit dem eifrigen Bestreben, als wackerer Freund an seiner Seite zu stehen und ihm seine Leiden als solcher tragen zu helfen.

Ja, hätte er in dem jungen Manne das sichere Zeichen wahrgenommen, daß er durch Jane's Umgang und traulichen Verkehr glücklich geworden, er hätte sich mit seinen Töchtern darüber gefreut und was in seinen Kräften stand, aufgeboten, dieses Glück zu befestigen, und es noch umfassender zu gestalten; so aber, da er nur Trauer und Trübsal aus demselben entspringen sah, als Reinhold's Stimmung von Tage zu Tage eine gezwungenere und düsterere wurde, als die sonst so heitere Stirn des werthen Mannes sich ganz mit den Schatten der Schwermuth der inneren Rathlosigkeit und des unverkennbarsten Wehes bedeckte, da hielt er es für seine Freundschaftspflicht, der Sache auf den Grund zu gehen, sich das Vertrauen desselben, wenn er es nicht von selbst ihm entgegen trug, zu erobern, um endlich mit männlicher Entschlossenheit dem Feinde zu begegnen, der alle Tage mehr Oberhand gewann und sich nun zuletzt auch in

Gestalt der Sorge und Bekümmerniß in seinem eigenen Hause einzubürgern begann.

Das war also, mit wenigen Worten gesagt, die Triebfeder, die Ernst Schilling heute zu dem Entschluß gebracht, mit Reinhold ein freundliches Gespräch über das Vorliegende zu halten, und nun wollen wir sehen, welches Resultat diese ächt männliche Handlungsweise in ihrem näheren und weiteren Gefolge hatte.

»Sie sind ein so kluger und umsichtiger Mann, lieber Freund,« begann der Hausherr seine Rede, als er nun so nahe bei Reinhold und von aller Störung frei saß, »daß Sie ohne Zweifel wissen, wovon ich heute mit Ihnen sprechen will. Nicht wahr?«

Ueber Reinhold's ausdrucksvolles Gesicht flog ein unwillkürliches stilles Lächeln, obwohl ihm sehr ernst zu Muthe war, und er sagte nach kurzem Besinnen und mit männlicher Ruhe:

»Ja, ich glaube es zu wissen, Herr Schilling.«

»Nun, dann brauche ich gar keine Umstände zu machen. Ich habe mir gleich gedacht, daß Sie mich bald erathen würden. Jetzt frage ich Sie aber, und das ist mir vor Allem die Hauptsache: haben Sie Vertrauen zu mir, wenn ich mich, vielleicht unbefugter Weise und gewiß unberufen, in Ihr Vertrauen zu drängen scheine, was – das setze ich zu meiner eigenen Entschuldigung hinzu – wahrhaftig nicht aus unedlen Beweggründen geschieht?«

Reinhold nickte und mit edlem Feuer sagte er:

»Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen und weiß, daß Sie es nur gut und ehrlich mit mir meinen können. Nur frisch fort und zur Sache! Jetzt liegt es auch mir am Herzen, Ihre Meinung zu vernehmen, und ich würde schon lange mit Ihnen gesprochen haben, wenn ich *mein* Geheimniß allein zu verrathen gehabt hätte.«

»Gut. Wovon – ich meine, von Wem sprechen wir also?«

»Ohne allen Zweifel wollen Sie von Jane Norrmanson sprechen –«

»Ja, das ist es, von der will ich mit Ihnen sprechen. Und so will ich Ihnen offen gestehen, daß ich bemerkt zu haben glaube, daß Sie gleich von Anfang an nur mit einem halben Herzen in mein Haus getreten sind; und von dem Augenblick an, wo Jane Norrmanson in Ihren Gesichtskreis trat, hat sich dies halbe Herz noch etwas mehr verkleinert und die ungleich größere Hälfte ist ohne Zweifel einige Stufen tiefer hinabgestiegen, als wir hier eben sitzen. Habe ich Recht?«

»Ja, Sie haben vollkommen Recht.«

»Nun denn, mein lieber Freund, soweit sind wir, und ich bin froh darüber, Sie so zugänglich und mittheilsam zu finden – jetzt sagen Sie mir ehrlich: haben Sie Jane Norrmanson schon gekannt, ehe Sie sie in dem kleinen Hause trafen, zu dem Margarethe Sie so absichtslos führte?«

Reinhold schoß eine heiße Blutwelle in's Gesicht, als er den wackeren Mann an seiner Seite so ehrlich reden hörte. Er reichte ihm bieder die Hand, drückte sie warm und

sagte, allmählig in eine bei ihm jetzt seltene Lebhaftigkeit gerathend:

»Mein lieber Freund, bis jetzt haben Sie fast allein gesprochen, von nun an werde ich allein sprechen, und nichts, gar nichts, was zwischen Jane Nonmanson und mir vorgefallen, soll Ihnen verborgen bleiben. Sie haben ein doppeltes Recht, es von mir zu verlangen, als Freund und Gastfreund, und ich fühle vollkommen die Pflicht, Ihnen so umständlich, wie ich es vermag, zu erzählen, welche wunderbare Gestaltung mein Schicksal in Ihrem Hause angenommen hat. So hören Sie denn!«

Nach dieser Einleitung erzählte er ausführlich seine Erlebnisse in Altona und Hamburg, von dem Augenblick an, wo er bei dem alten Vater seines Wirthes den Schüler Felix Mendelssohn's kennen gelernt und dieser ihn in den jüdischen Tempel geführt hatte, bis zu dem Tage, wo er Jane Norrmanson zum letzten Mal gesehen und gesprochen; und fast Alles, was wir dem Leser in der vorliegenden Erzählung kundgethan, erschloß sich den Ohren des wackeren Freundes, der bei Weitem nicht geahnt hatte, daß Reinhold Strahl ihm etwas so Wichtiges, Verhängnißvolles und Interessantes zu berichten haben werde.

Als der Erzähler damit zu Ende gekommen war, stand Ernst Schilling, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, schon längst seine Cigarre bei Seite gelegt und nur bisweilen seine brennenden Lippen mit dem edlen Wein benetzt hatte, von seinem Platze auf und ging nachdenklich auf dem weichen Teppich des Zimmers hin und her, die Hand an die Stirn gelegt und das blaue Auge

nur von Zeit zu Zeit forschend und ernst auf den schweigenden Professor richtend.

»Das ist eine seltsame Geschichte, mein lieber Freund,« sagte er endlich, »und ich bedaure Sie wirklich von ganzem Herzen; in ein solches Chaos menschlicher Leidenschaften geworfen zu sein. Ja, wir haben hier einen schweren, einen sehr schweren Fall vor uns. Wie der Vater dieser Jüdin ein entschiedener, unbeugsamer, schwer zugänglicher Charakter ist, so ist auch diese wunderbare, liebe, o, auch mir sehr theuer gewordene Jane ein entschiedener Charakter, wenn auch zugänglicher, begreiflicher als jener. Nein, es ist zu seltsam, in der That, und mich hat das Schicksal dieser von ihrem eigenen Vater verstoßenen und verfluchten Tochter, mit dem das Ihrige nun so eng verflochten ist, weit mehr ergriffen, als ich es für möglich gehalten. Das ist ja ein förmlicher Roman, und wieder ein Beweis, daß das Leben mehr Stoff zu menschlichen Verwickelungen bietet, als sich mancher Dichter träumen läßt. O arme Jane! O armer, armer Freund! Wer kann Euch helfen? Nein, ich sehe keine Rettung, keinen Retter, wenn Sie es nicht selbst sind, der durch die Beständigkeit und Felsenfestigkeit seiner Liebe dies warm schlagende Felsenherz bezwingt und diese Jane endlich doch überzeugt, daß sie im Irrthum ist, wenn sie ihr Schicksal durch diesen unväterlichen unnatürlichen Fluch für besiegelt und das Glück ihres ferneren Lebens für geschlossen hält.«

Er schwieg nach diesen langsam gesprochenen Worten, stand mit unterschlagenen Armen still und sah unbeweglich und starr vor sich nieder.

»Wenn Sie mir keinen anderen Trost sprechen können,« nahm nun Reinhold wieder das Wort, nachdem er dem Redenden aufmerksam zugehört, »dann sind Sie so weit wie ich. Auch ich sehe keine Rettung und finde keinen Retter, denn zu mir habe ich schon lange das Vertrauen verloren, daß ich es werden könnte. Jane ist, und das ist der einzige Vorwurf, den ich ihr von meiner Stellung aus machen kann – so unbeugsam wie ihr Vater. Ach – und was die Schlußfolgerung betrifft, die Sie an die unzweifelhafte Felsenfestigkeit meiner Liebe knüpfen, so muß ich die leider für sehr zweifelhaft erklären. Ja, fühle sie die Liebe zu mir, die ich zu ihr fühle, dann, freilich, wäre es möglich, sie zu beugen, sie zu Ihren und meinen Wünschen zu bekehren, aber diesen Trost, diese Hoffnung habe ich ja nicht: sie ist nur meine Freundin und will es nur sein, und über diese Stufe hinauszukommen, sehe ich keine Möglichkeit vor mir.«

»O, o!« rief Ernst Schilling, das Glas ergreifend und damit leise an das des Professors anklingend, »das glaube ich doch nicht so ganz unbedingt, und Sie – Sie glauben es auch nicht – wie?«

»Und doch muß ich es glauben,« erwiderte Reinhold, dem Wunsche des Freundes nachgebend und sein Glas leerend. »Denn wer so anhaltend solchem Bitten und Flehen widersteht, wie ich es habe laut werden lassen, der liebt nicht, wie ich liebe, dem hat der Fluch des Vaters

die Liebe zu dem Manne aus dem Busen gedrängt, und ich glaube sogar, Jane *kann* nicht eher lieben und die Liebe bekennen, als bis dieser ihre Gefühle erdrückende Stein von ihrem Herzen genommen ist.«

»Ja, ja doch! Was Sie da sagen, mag im Einzelnen seine Berechtigung haben. Also dieser Vater ist es, der das ganze Unglück verschuldet! Hm! Und in Gothenburg wohnt er! – Norrmanson, Norrmanson! Das ist gar kein jüdischer Name, mein Freund,« fuhr er plötzlich aus längerem Nachsinnen auf, »und in ganz Gothenburg lebt kein reicher Handelsmann dieses Namens, noch weniger einer, der jüdischen Glaubens ist. Nein, nein, darin können Sie mir trauen, ich bin in Gothenburg zu bekannt. Unsere Schiffe gehen oft dahin und wir stehen mit allen bedeutenden Handelshäusern in directer oder indirekter Verbindung. Nichts destoweniger könnte man sich danach erkundigen. – Sie wissen also bestimmt, daß Jane's Vater Norrmanson heißt?«

Bei dieser Frage, die mit festem Nachdruck gesprochen wurde, fuhr Reinhold plötzlich wie aus einem Traume auf. Sie hatte seine Erinnerung aus dem Schlummer geweckt.

»Nein,« rief er, »warten Sie einen Augenblick – das hatte ich Ihnen zu berichten vergessen. Norrmanson heißt ihr Vater nicht, er muß anders heißen. Jane selbst hatte mir gesagt, daß sie den Namen ihres Vaters abgelegt, als sie sein Haus verließ, und den ihrer Tante angenommen hat, zu der sie damals nach Hamburg geflüchtet ist. Und diese Tante – ja, ja, Sie haben Recht, es ist kein jüdischer

Name – hat sich schon in früheren Jahren taufen lassen und dann sich den Namen Norrmanson beigelegt.«

Ernst Schilling's Gesicht nahm bei dieser etwas spät kommenden Aufklärung einen wunderbaren Ausdruck von Freude und Erstaunen an. »Das ist ja etwas ganz Anderes,« rief er, »und da hätten Sie beinahe, wie es, seltsam genug, so oft im Leben vorkommt, das Wichtigste unerwähnt gelassen.«

»Aber warum ist denn das das Wichtigste? Wie kann es das sein?«

»Das fragen Sie noch? Nun, bei Gott! ich will Ihnen vielleicht künftig die richtige und einzige Antwort darauf geben. Für heute freilich kann ich Ihnen nichts weiter sagen, auch leider keinen Trost sprechen. Verschaffen Sie mir erst den wahren Namen dieses seltsamen Vaters, und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist. Glauben Sie nicht, daß Sie Jane dazu bewegen können, Ihnen ihren wirklichen Namen zu entdecken?«

»Ich glaube es doch!« erwiderte Reinhold nach einigem Besinnen.

»Nun, so versuchen Sie Ihr Heil, und recht bald. Also bitte, gehen Sie morgen früher als sonst zu Jane hinab und dringen Sie mit eifrigen Worten in sie, damit Sie bald erfahren, was Sie zu wissen wünschen. Ich werde nicht eher nach der Stadt gehen, als bis Sie wieder oben sind und mir Meldung bringen.«

Reinhold versprach es und nun zündete auch er sich eine ihm oftmals dargebotene Cigarre an. In dem ganzen Wesen der beiden Männer aber, wie es sich jetzt kund

gab, während sie den edlen Wein tranken und auf das Gedeihen ihrer Pläne anstießen, war nicht zu verkennen, daß sie sich durch das eben geführte vertrauliche Gespräch viel näher als bisher gekommen waren. Jetzt erst kannten sie sich vollständig, und als sie endlich am späten Abend von einander schieden, wußte Jeder von ihnen, daß mit ihm ein treuer Freund unter demselben Dache schlafe, auf den er in jedem Falle rechnen, in jeder Lebenslage zählen könne, und zum ersten Mal seit langer Zeit schlief Reinhold ruhig und hoffnungsvoll ein, denn ein großer Stein war von seinem Herzen gewichen, seitdem ein fühlender Mensch außer ihm Kunde von seinem Schmerz, seiner Liebe und seinen zukünftigen Hoffnungen erhalten hatte.

SECHSTES CAPITEL.

Es waren erst wenige Minuten über sieben Uhr, als Reinhold schon den Frühstückstisch der Familie verließ und, einem geheimen Winke seines Wirthes folgend, den bedeutsamen Gang antrat, von dem sich dieser, seltsam genug, eine so heilsame Wirkung versprach. Um den Schwestern aber den frühen Besuch bei Jane nicht zu verathen und um bei dieser auch nicht zu früh zu kommen, schlug er diesmal nicht den Weg durch den Park, sondern den der Stadt näher liegenden an der Mühle ein, um zuerst an die Elbe hinabzusteigen und dann von unten her sich dem kleinen Hause zu nähern.

Es war ein lieblicher Septembermorgen und die Sonne hatte sich schon frühzeitig durch die leichten Nebelschleier gekämpft, die den ganzen Horizont beim Anbruch des Tages umzogen hatten. Jetzt stand sie hell und klar am mattblauen Himmelszelt und sandte freigebig ihre warmen Strahlen auf die Erde.

Mit ziemlich erleichtertem Herzen trat Reinhold seinen Gang an, und erst als er dicht an der Elbe entlangschritt und sich dem Wege näherte, der von da nach Oevelgönne und so in den Garten Jane's führte, wurde ihm wieder etwas beklommen zu Muthe, da er noch nicht wußte, wie er seinen Wunsch gegen sie laut werden lassen sollte. So schritt er langsam und nachdenklich dahin, ohne auf die schöne Scenerie und das Leben auf dem Flusse zu achten, und erst als er unter der Balustrade stand, hinter der das kleine Plateau mit der laubreichen alten Pappel und der traulichen Bank lag, wo er schon so manches Mal mit Jane gesessen, ging ihm der Sinn für seine nächste Umgebung auf und er ließ seine Blicke nach allen Richtungen schweifen, als müsse er irgend wo die liebe Gestalt entdecken, der er, wie immer, auch diesmal so sehnsuchtsvoll entgegen ging. Allein sie war nirgends zu sehen, und so setzte er den Weg bergan nach dem Plateau fort.

Auf dem Dorfwege zwischen den grünen Hecken gingen schon viele Menschen auf und ab. Die Einen, um einen Morgenspaziergang zu machen, die Andern, um sich in die kalte Elbe zu stürzen, die eben, zum Bade einladend, ihre höchste Fluthzeit hatte und stark rollend im

Morgenwind über die kleinen Uferkiesel brandete. Für Reinhold aber war keiner dieser frühzeitig Wandelnden vorhanden und so hielt ihn nichts auf seinem Wege auf und er stieg langsam die Treppe nach dem Garten vor dem kleinen Hause hinan.

Kaum aber hatte er seinen Kopf über die letzte Stufe erhoben, so gewahrte er auch schon, was er hier am liebsten erblickte. Die Glasthür des kleinen Saales stand weit geöffnet und im Hintergrunde desselben saß Jane im leichten Morgengewand am Kaffeetisch.

Ihrem scharfen Ohre war der Tritt eines nahenden Mannes auf der steinernen Treppe nicht entgangen; schnell hob sich ihr Auge empor und, so rasch Reinhold sie wahrgenommen, sah auch sie ihn. Augenblicklich stand sie auf und trat ihm mit heiter strahlendem Antlitz, aber doch etwas verwundert entgegen, denn so früh hatte er noch nie einen Besuch bei ihr abgestattet.

Auch Reinhold schaute etwas verwundert auf sie hin, denn noch nie seit ihrer Krankheit hatte er sie in diesem sauberen Morgenkleide und dem kleinen Häubchen gesehen, welches überaus zierlich nur einen kleinen Theil ihres glänzenden Haares bedeckte. O, wie sah sie darin so frisch, so schmuck, so häuslich aus! Und ganz in ihren Anblick verloren, vergaß er fast die laute Begrüßung, während sein Herz sie schon lange im Stillen begrüßt hatte.

»Guten Morgen, liebe Jane!« rief er endlich und streckte ihr die Hand hin, die sie rasch ergriff und festhielt, bis

er in den Saal getreten war. »Sie müssen sich nicht wundern, daß ich so früh komme, und noch weniger dürfen Sie mir darüber zürnen. Aber ich habe mich seit gestern Abend ohne Unterlaß mit Ihnen beschäftigt und mich erinnert, daß ich einst Ihr Arzt gewesen bin, also ein Anrecht habe, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Sie waren gestern Abend so ermüdet, fast erschöpft, daß ich wohl etwas besorgt um Sie sein konnte. Nun komme und frage ich: wie haben Sie geschlafen und fühlen Sie sich wieder neu gekräftigt?«

Jane hatte während dieser Worte das Gesicht des Sprechenden aufmerksam durchforscht, wie sie es gewöhnlich that, und nicht allein eine gewisse Befangenheit in seinem Wesen, sondern auch ein nicht ganz natürlicher Ton in dem Klange seiner Stimme war ihr aufgefallen.

»Ich danke Ihnen,« erwiderte sie, gleich wieder an ihrem Tische Platz nehmend, während Reinhold sich auf einen Stuhl an ihre Seite setzte, »ich habe ganz leidlich geschlafen und fühle mich wieder frisch zu einer neuen Reise.«

»Wie, wollen Sie schon wieder fort?« fragte er, ernstlich besorgt.

Sie schaute lächelnd vor sich nieder und schüttelte den Kopf. »Ach nein,« sagte sie leise, »für's Erste will ich nicht fort – noch bleibe ich hier. Aber wie« – und hier hob sie die Augen schnell zu ihm auf und blickte fest in die seinen – »war das der einzige Grund, der Sie so früh zu mir geführt?«

Reinhold sah an dem Ausdruck ihrer Mienen, daß sie tiefer in seine Seele geschaut und er nickte ihr traulich zu. »Was Sie für einen Blick haben!« sagte er. »Glauben Sie denn, daß es noch eines besonderen Grundes bedarf, um Sie einmal in Ihrer Morgentoilette zu sehen?«

»Es ist doch möglich,« erwiderte sie mit zunehmendem Ernst. »Daß Sie noch etwas Anderes auf dem Herzen haben, sah ich Ihnen an, als Sie noch nicht ganz jene Treppe erstiegen hatten.«

»Sie sehen scharf,« bemerkte Reinhold lächelnd, – »und diesmal haben Sie wirklich Recht.«

»Sehen Sie wohl! Ich wußte es ja! Und nun heraus damit – was wollen Sie von mir?«

Reinhold streckte seine Hand nach ihr aus und ergriff die ihre. »Es ist etwas Ernstes, Jane,« sagte er liebevoll, »und Sie müssen es nicht ungünstig aufnehmen, da es mich fast die Nacht hindurch beschäftigt hat.«

Jane wurde aufmerksam und ihr Gesicht nahm jenen ernsten, fast traurigen Zug an, den es immer zeigte, wenn ihr Freund auf ihr beiderseitiges Verhältniß zu sprechen kam. »Es hat Sie die Nacht hindurch beschäftigt?« fragte sie. »O, so sagen Sie es rasch!«

»Wollen Sie mir auch meine Bitte erfüllen?« fragte er sanft.

»Also Sie haben eine Bitte! So, so! *Kann* ich sie denn erfüllen? Das heißt, liegt diese Erfüllung innerhalb der Gränzen, die ich mir gezogen habe und die Sie kennen?«

»Ja, sie liegt innerhalb dieser Gränzen.«

»Dann sprechen Sie sie aus.«

Reinhold schlug die Augen nieder. Nach einer Pause aber sagte er: »Jane, Sie nennen sich vor aller Welt Norrmanson, Niemand kennt Ihren wirklichen Namen – darf auch ich ihn nicht kennen?«

Ueber Jane's Gesicht flatterte ein trüber Schatten und sie wurde bleicher als vorher. »Das ist seltsam,« flüsterte sie, »wie kommen Sie darauf?«

»Es ist gar nicht seltsam, daß ein Mann, der ein Weib liebt, so liebt, wie ich Sie liebe, auch den Namen dieses Weibes wissen möchte.«

»Also darum wollen Sie ihn wissen? Darum? – Sie vergessen aber, daß Sie nur mein Freund sind und bleiben dürfen!« hauchte sie kaum hörbar.

»Auch als Ihr Freund, und als solcher erst recht, habe ich ein Anrecht, in dieses Ihr Geheimniß eingeweiht zu werden – oder soll es für mein ganzes Leben bestehen bleiben?«

»Nein, das ist nicht nöthig und ich wüßte eigentlich gar keinen Grund, Ihnen meinen wahren Namen zu verschweigen. Aber ach! es wird mir schwer, diesen Namen auszusprechen. Er ist nicht mehr über meine Lippen gekommen, seitdem ich ihn nicht mehr führen darf. Ihnen aber – ja – will ich ihn doch nennen. Ich heiße von meiner Geburt an Miriam – das ist in der Abkürzung Jane, – also Jane – Marcus.«

»Jane Marcus! So!« sagte Reinhold gedehnt. »Und Ihr Vater?«

»Er heißt auch Marcus, natürlich, Simeon Marcus!«

»Simeon Marcus! So! Und er wohnt noch in Gothenburg?«

»Gewiß wohnt er dort – aber mein Gott! warum wollen Sie das Alles wissen? Sie wußten es ja schon, daß mein Vater in Gothenburg wohnt – Sie fangen mich an zu ängstigen –«

Reinhold's Gesicht nahm einen heiteren und zufriedenen Ausdruck an, so daß auch Jane sich sogleich beruhigte. »Aengstigen Sie sich nicht,« sagte er freundlich, »es liegt kein Grund dazu vor. Nun aber danke ich Ihnen – jetzt trennt uns ja kein Geheimniß mehr. Also Miriam ist Ihr eigentlicher Name! O, das ist ein schöner Name!«

»Gefällt er Ihnen besser als Jane?«

»Nein! Unter diesem Namen habe ich Sie kennen gelernt und unter ihm werden Sie auch in mir wohnen bleiben. Jane klingt weicher, milder als Miriam und – und –«

»Und doch bin ich so hart, wollten Sie sagen, nicht wahr?«

In diesem Augenblick schlug die Uhr auf dem kleinen eisernen Ofen achtmal. Reinhold sprang vom Stuhle auf.

»Ich wollte das nicht sagen,« versetzte er – »aber wie? Ist es schon acht Uhr? O, da habe ich mich arg verspätet. Ich hatte versprochen, Herrn Schilling ein Stück Weges nach der Stadt zu begleiten, und um acht Uhr geht er gewöhnlich fort.«

»So beeilen Sie sich, noch treffen Sie ihn vielleicht!« sagte Jane mit einiger Beklommenheit. »Aber wie, sehe ich Sie heute Morgen nicht wieder?«

»Darf ich kommen?« fragte er mit strahlendem Blick.

Jane schlug die Augen nieder, aber reichte ihm rasch die Hand. »Gehen Sie,« sagte sie leise, »und treffen Sie noch Ihren Freund. Grüßen Sie auch die Mädchen. – Um welche Zeit kann ich Sie erwarten – der Morgen ist so schön –«

»Nach Zehn, wie gewöhnlich!«

»Dann leben Sie wohl – auf Wiedersehen!«

Reinhold sprang mit hurtiger Eile die Stufen nach der Berghöhe empor. Das kleine Unternehmen des heutigen Morgens war ihm leichter und schneller gelungen, als er vermuthet hatte und er wußte selbst nicht, warum er sich darüber so außerordentlich freute. Oben auf der Terrasse erwartete ihn mit einiger Unruhe, wie es schien, sein gütiger Wirth.

»Nun,« rief dieser ihm entgegen, »sind Sie schon wieder da? Das ist rascher gegangen, als ich dachte. Aber was für Nachricht bringen Sie mir? Ist es geglückt? Wissen Sie den Namen?«

»Ja, ich weiß ihn – sie hat ihn mir genannt.«

»Und wie lautet er?« fragte Ernst Schilling mit einer Miene voll seltsamer Spannung, die dem Professor in seiner Aufregung entging.

»Marcus heißt ihr Vater, Simeon Marcus, und er ist ein Kaufmann in Gothenburg.«

»Wie?« rief der Freund fast erschrocken. »Simeon Marcus? Ist das wahr? Haben Sie recht gehört? Simeon Marcus in Gothenburg, – in Schweden?«

Reinhold stand erstaunt vor dem ihn forschend und scharf anblickenden Mann. »Warum soll ich denn nicht recht gehört haben? Ist es denn von so großer Bedeutung, daß Jane's Vater Simeon Marcus heißt und zu Gothenburg in Schweden wohnt?«

Ernst Schilling faßte sich schnell und gab sich große Mühe, ganz unbefangen zu lächeln. »O nein,« sagte er, »es ist an und für sich von gar keiner Bedeutung, daß er gerade Simeon Marcus heißt. Wie sollte es auch? Und daß er in Gothenburg wohnt, wußten wir ja. – So, das ist abgemacht und nun kann ich ruhig meines Weges ziehen.«

»Ich will Sie eine Strecke begleiten, wenn Sie es mir erlauben.«

»Nein, thun Sie das lieber nicht, ich habe mich noch eine Viertelstunde bei einem meiner Nachbarn aufzuhalten. Gehen Sie vielmehr zu den Mädchen und plaudern Sie mit ihnen – die guten Dinger erwarten Sie schon. Heute Mittag aber bitte ich mir eine recht frohe Laune von Ihnen aus. Ich bringe einen Gast mit, der Ihnen angenehm sein wird –«

»Einen Gast? Wen denn?«

»O, o, nicht zu neugierig, warten Sie es ab. Beiläufig ist es ein Gast, der Sie nicht abhalten wird, heute Abend noch ein Stündchen mit Jane – Marcus zu verplaudern. Nun aber Adieu, mein junger Freund, und lassen Sie sich

den Tag nicht zu lang werden. Punkt vier Uhr bin ich wieder da. Wenn Sie bis dahin Jane sehen – die gute, liebe Jane – dann grüßen Sie sie von mir. – Guten Morgen!«

Fort ging er, und so eilig, wie es Reinhold noch nie gesehen und als ob er die versäumte Viertelstunde schnell nachholen müßte; sogar vergaß er, sich eine Cigarre anzuzünden, was er immer im Hause that, ehe er ging. Draußen aber vor der Parkthür begegnete er dem Gärtner, der grüßend seinen Hut vor dem Herrn zog.

»Guten Morgen, Schuhmacher,« sagte dieser. »Ah, es ist gut, daß ich Sie sehe, fast hätte ich etwas vergessen. Sagen Sie doch dem Kutscher, daß er mich mit dem großen Wagen Punkt halb vier Uhr vom Hause meines Vaters in Altona abholt. Adieu!«



Reinhold hatte sich den halben freien Tag gut zu Nutzen gemacht. Bis nach zehn Uhr war er bei Margarethe und Bertha geblieben und hatte ihnen etwas vorgelesen. Dann ging er nach dem kleinen Hause hinab und verbrachte einige glückliche Stunden bei Jane. Da sie ihn heiterer als gewöhnlich fand, war sie es auch, aber es entspann sich diesmal kein Gespräch zwischen ihnen, was für den Verlauf unserer Erzählung von Wichtigkeit wäre und also auch keiner Mittheilung bedarf. Gegen zwei Uhr verließ er sie und ging dann eine Stunde spazieren,

voller Freude über den ruhig verlebten Morgen, und voller Erwartung, wer der so bedeutungsvoll angekündigte Mittagsgast sein werde.

Er sollte nicht länger als gewöhnlich auf die Befriedigung seiner Neugier zu warten haben; pünktlich um vier Uhr kam der große Wagen angerollt und darin saßen Ernst Schilling und sein greiser Vater aus Altona. Reinhold sprang ihnen vor die Thür entgegen und öffnete den Schlag. Der alte Herr empfing ihn mit seiner gewöhnlichen guten Laune, aber es schien Reinhold, als ob in den Augen desselben ein ungewöhnlicher Glanz leuchtete, als er ihn freundlich begrüßte, und auf seinem treuen, biederen Gesicht lag eine würdevolle Ruhe, wie er sie nicht immer zeigte, wenn er um die Essenszeit sein kleines Haus verließ, was er nur ungern that, so gern er zu seinem Sohne kam. Aber dabei legte er eine große Herzlichkeit gegen Reinhold an den Tag, beglückwünschte ihn warm zu seiner Standeserhöhung und sagte, er komme heute eigentlich nur deshalb heraus, um zu sehen, ob der neue Professor nicht besseren Appetit haben werde, als ihn in den letzten Wochen der Privatdocent gezeigt.

Bald nach der Ankunft der beiden Herren ging man zu Tisch und während des Essens steigerte sich wo möglich die gute Laune des alten Herrn und er sprach mit sprudelnder Lebhaftigkeit über allerlei Dinge, so daß er den heute so heiteren Gast noch mehr anregte als sonst

und dieser willig auf die freundlichen kleinen Toaste einging, die der alte Herr über vielerlei Personen und Gegenstände so geistreich wie liebenswürdig auszubringen verstand.

Als die Tafel sich aber ihrem Ende näherte, wurde der alte Herr plötzlich still und ernste Gedanken schienen sich in seinem Kopfe zu entwickeln. Sein blaues Auge streifte mehr als einmal sinnend das Gesicht seines Sohnes, und als dieser die Unruhe des Vaters bemerkte, sagte er zu seinen Kindern:

»Verlaßt jetzt das Zimmer. Großvater will noch einige Worte mit uns allein sprechen.«

Die Kinder erhoben sich sämtlich auf der Stelle, denn des Großvaters leisester Wunsch war ihnen stets ein unumgänglicher Befehl. Als sie das Zimmer verlassen hatten, sah der alte Herr wieder seinen Sohn an, der eben die letzte Thür im Speisezimmer hinter den Abgehenden geschlossen hatte.

»Sind wir jetzt allein, mein Junge,« fragte der alte Herr, »und dürfen wir hoffen, nicht gestört zu werden?«

»Wir sind allein, Vater, und Niemand wird uns stören,« entgegnete der Sohn, seinen Platz am Tische wieder einnehmend.

»So, dann kann ich also sprechen, wie es mir ums Herz ist. Gut. Und jetzt wende ich mich zu Ihnen, Herr Professor,« fuhr er fort, indem er sein klares Auge fest auf Reinhold heftete – »nun will ich mit Ihnen ein ernstes Wort reden. Geben Sie Acht!«

Reinhold wußte anfangs nicht, was das besagen sollte; bald aber, als er auf Ernst Schilling sein Auge richtete und dessen gehaltene Miene sah, ward es ihm klar, daß das Gespräch eine ernstere Wendung nehmen würde, und in kürzester Zeit hatte er auch das Ziel derselben errathen.

»Mein junger Freund,« nahm der alte Herr mit würdevollem Wesen das Worts indem er seine Hand einen Augenblick nachdrücklich auf Reinhold's Arm ruhen ließ, »Sie sind nicht mehr so heiter und unbefangen, wie Sie es waren, als Sie zu uns kamen. Wer oder was auch die Schuld davon tragen mag – es darf zwischen uns nichts Dunkeles und Geheimnißvolles sein, dazu sind wir zu genau mit einander bekannt, und außerdem sind Sie mir zu werth, als daß ich Sie lange in Sorgen lassen könnte, wenn ich selbst dazu beitragen kann, dieselben zu mindern. Nun denn, so will ich Ihnen sagen, um was es sich handelt. Mein Sohn da ist heute Morgen bei mir gewesen und hat mir eine merkwürdige Geschichte erzählt, die zunächst Sie und – eine andere Person betrifft. Aha! Ihr Gesicht spricht wie ein Buch und ich sehe, Sie errathen schon, was für eine merkwürdige Geschichte ich meine. Nun ja, Sie dürfen deshalb dem guten Jungen nicht zürnen, er meint es so redlich mit Ihnen wie ich, und zwischen ihm und mir hat es noch nie ein Geheimniß gegeben, an dem wir nicht Beide gleichen Antheil gehabt hätten. Das werden Sie natürlich finden, wenn Sie unser beiderseitiges Verhältniß in's Auge fassen. Er ist eben mein Sohn und ich bin sein Vater; unsere Geschäfte betreiben

wir gemeinschaftlich und so fließen auch unsere Privatangelegenheiten in einander. Was nun aber Sie betrifft, der ganz unerwartet mit in die letzteren hineinspielt, so hoffe ich, daß Sie meine Einmischung in Ihre Angelegenheiten nicht unnatürlich finden werden. Sehen Sie, ich bin ein steinalter Mann und wie zum Beichtvater geschaffen. Sie können also getrost Vertrauen zu mir haben, wie Sie es zu meinem Sohne hatten. Nun, da sind wir ja schon vor der Thür des großen Geheimnisses angelangt. Zur Sache also! Und da will ich Ihnen mit einem Wort sagen, daß ich Ihre Geschichte mit der schwedischen Jüdin jetzt so genau kenne, wie sie der Ernst kennt, und daß Sie sich auch nach meiner Ansicht in einer trostlosen Lage befinden. Menschen, so gut sie es auch mit Ihnen meinen mögen, werden Ihnen da wenig helfen können. Indessen, wenn die Menschen uns mit ihrer Hülfe verlassen, dann tritt bisweilen die Vorsehung an ihre Stelle. Ihnen *kann* diese Vorsehung im vorliegenden Falle helfen, und so weit ich denselben mit meinen irdischen Augen übersehe, *wird* sie Ihnen auch helfen. Wie und wodurch? das wird Ihnen heute Abend mein Sohn erzählen, mich würde es hier zu weit führen und zu lange aufhalten. Nur so viel will ich Ihnen sagen und darum bin ich – hier haben Sie des Pudels Kern – heute hierher gekommen: lassen Sie den Muth nicht sinken und heben Sie vertrauensvoll Ihr Auge zu jener Vorsehung auf. Schreiten Sie ruhig auf dem von Ihnen betretenen Wege weiter und härmen Sie sich nicht darum, ob und wann Sie Ihr Ziel erreichen. Ich habe in meiner langen Lebenszeit oft Menschen kennen

gelernt, die in verzweifelterer Lage waren als Sie, und sie sind im Vertrauen auf Gottes und der Menschen Hilfe schneller an ein glückliches Ziel gelangt, als sie hoffen konnten. Das heißt also, Alles in Allem genommen: geben Sie Ihre Jane nicht verloren, nein, durchaus nicht; sie ist Ihnen im Gegentheil vielleicht näher gerückt, als Sie denken. Das ist es, was ich selbst Ihnen sagen wollte und mußte, und nun bin ich hier fertig. Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit, meine Herren, und jetzt laß den Wagen vorfahren, mein Junge, ich muß nach Hause, um meinen Nachmittagsschlaf nicht zu versäumen. Adieu – da haben Sie meine Hand – und nun verlieren Sie kein Wort mehr – ich mag jetzt nichts mehr hören.«

Unmittelbar nach diesen Worten war der alte Herr von seinem Platz aufgestanden, hatte Reinhold flüchtig die Hand gedrückt und dann rasch das Zimmer verlassen. Reinhold blieb wie versteinert auf der Stelle stehen, den beiden Abgehenden in unbeschreiblicher Verwunderung nachschauend, denn Ernst Schilling war seinem Vater gefolgt, um ihm bis zum Wagen das Geleit zu geben.

»Was war das?« fragte er sich. Was sollte es heißen? *Wer* sollte ihm helfen, *wie* sollte ihm geholfen werden? – Das war allerdings eine Frage, die im Augenblick schwer oder gar nicht zu beantworten war, eben daß eine Hilfe wirklich irgend woher eintreten solle, das unterlag keinem Zweifel mehr. Der alte Mann hatte zu bestimmt gesprochen und sein ganzes Wesen hatte seinen Worten erst den rechten Nachdruck gegeben. Nein, es war ihm Ernst mit seiner Verheißung, denn wenn ein so alter würdiger

Mann so vielsagende Worte sprach, wie Reinhold sie eben gehört, dann mußte eine bedeutsame Wahrheit darin liegen, an der Niemand mehr, auch der Hoffnungsloseste nicht, zweifeln konnte.

Reinhold blieb nur wenige Minuten allein im Zimmer, aber in dieser kurzen Zeit schwindelten ihm die aufgeregten Sinne und die Möglichkeit der verhängnißvollen Wandlung seines Geschicks, das ihm so unheilvoll erschienen, tauchte wie eine liebliche Fata Morgana vor den Augen seines Geistes auf. Plötzlich hörte er den herbeigerufenen Wagen vor die Seitenthür fahren, und während er sich noch besann, ob er hinaustreten und dem alten Herrn seinen Dank nachrufen sollte, rollte der Wagen schon davon und gleich darauf trat Ernst Schilling wieder in's Zimmer, mit einem Gesicht, das mehr flammte als leuchtete und eine Freude ausstrahlte, wie Reinhold sie noch nie darauf wahrgenommen; die aber ganz geeignet war, ihn in der Hoffnung zu bestärken, die seinen Geist bereits mit den herrlichen Träumen einer glücklicheren Zukunft erfüllte.

»Lieber Freund,« rief er dem Rückkehrenden zu, indem er ihm entgegengleitete und seine Hand ergriff, »was war Das? Was soll ich davon denken?«

»Denken Sie das Beste,« rief Ernst Schilling zurück, »dem Alten können Sie schon trauen. Er selbst hat jetzt Ihre Sache in die Hand genommen und er wird sie zu Ende führen, wie er Alles zu Ende führt, auf eine seiner würdige und die verständigste Weise, das heißt, kurz und

bündig, indem er den Stier, den er niederwerfen will, unmittelbar bei den Hörnern faßt. Ja, ja, Sie kennen meinen Vater noch nicht, aber ich kenne ihn: der Alte ist stark in manchen Dingen und an den felsenharten Klippen seines Willens und seiner Thatkraft hat sich schon manche stürmische Welle gebrochen.«

»Ich glaube es, ja, ich glaube es, aber ich möchte etwas klarer in die Lage der Dinge sehen. Bitte, erklären Sie mir –«

»Wie? Ich – jetzt erklären?« unterbrach ihn sein von der in ihm herrschenden Freude noch immer aufgeregter Wirth. »Nein, gewiß nicht! Aber wenn Sie bis heute Abend Geduld haben können – und Sie müssen sie haben – dann wollen wir uns wieder oben in meinen Zimmer treffen und ich will Ihnen die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhang erzählen. Also froh und heiter aufgeblickt, mein Freund, und jetzt sagen Sie mir – haben Sie bis heute Abend Geduld?«

»Wenn Sie so sprechen, muß ich sie wohl haben – aber ich weiß nicht, was ich denken, viel weniger, was ich sagen soll –«

»Denken Sie gar nichts und schweigen Sie ganz still. Kommen Sie, wir wollen den schönen Abend draußen im Park genießen – da, sehen Sie, die Elbe ist von den Strahlen der untersinkenden Sonne ganz blutroth gefärbt – das verheißt einen guten Tag. So – und nun nehmen Sie erst eine Cigarre – und dann flugs hinaus!«

Reinhold konnte nicht widerstreben und er hegte auch gar nicht die Absicht dazu. Er war ganz benommen von

den letzten ihn so nahe betreffenden Vorgängen, und so viele Mühe er sich auch im Stillen gab, den Schlüssel zu dem Räthsel zu finden, das vor ihm lag, er vermochte es nicht, und auch Ernst Schilling, der ihn sicher kannte oder besaß, gab ihn nicht aus der Hand, so verlangend auch der Ausdruck der Miene des Freundes danach war, der über eine Stunde lang in gährender Ungewißheit an seiner Seite schritt.

Aber auch wir halten diesen Schlüssel in der Hand und, bis Reinhold am späteren Abend von seinem Wirthe die verheißene Mittheilung erhält, wollen wir einigermaßen den Schleier lüften und wenigstens berichten, was der alte Herr that, als er sein kleines Haus in der Stadt erreichte.

Heute legte er sich nicht zu seinem gewohnten Nachmittagsschlummer nieder, dazu fühlte er nicht die geringste Neigung. Nein, dazu war auch er viel zu aufgereggt und, in dem schönen Eifer, einem Hülfesuchenden Hülfe zu bringen, fühlte er fast jugendliche Spannkraft in seinem Geiste, und das flüssige Blut, das schon so lange seine Schuldigkeit gethan, pulsirte heute noch einmal so lebhaft durch seine Adern und füllte sein ganzes Herz mit einem unsäglichen Wohlgefühl aus. Als sein Wagen vor das Haus gerollt kam und der aufmerksame Friedrich herbeisprang, um ihm herauszuhelfen, sagte er kurz und mit jenem energischen Tone, den er immer hören ließ, wenn es sich um wichtige geschäftliche Dinge handelte:

»Ich bin jetzt für Niemand zu Hause, Friedrich, ich habe zu schreiben. Wenn meine Spielgäste kommen, laß sie

unten warten. – Keiner darf mich stören, bis ich klinge – dann aber hoffe ich Dich gleich bei mir zu sehen.«

Während er diese Worte sprach, stieg er, Friedrich's Arm nicht bedürftend, langsam die Treppe nach seinem Zimmer empor. Hier angekommen, wo schon die hellleuchtende, grün beschattete Lampe brannte, riegelte er hinter sich die Thür zu. Als dies geschehen, lächelte er still vor sich hin, schloß dann seinen Schreibtisch auf, zog die Klappe heraus und rückte seinen Rollstuhl davor zurecht, auf den er sich nun gemächlich niederließ. Nun nahm er einen Briefbogen von mächtigem Format, tauchte die Feder in ein riesiges, uraltes Tintenfaß und schrieb mit leise zitternder Hand und seinen ihm zur Gewohnheit gewordenen großen Buchstaben einen kurzen, aber um so charakteristischeren Brief, den er, sobald er ihn beendet, noch einmal durchlas und dann sogleich versiegelte und adressirte. Jetzt erst war das rasch beschlossene Vorhaben ausgeführt und er konnte sich mit vollem Behagen der in ihm wogenden Freude hingeben. So stand er mit einem behäbigen Lächeln auf, schritt nach der am Ofen hängenden Glockenschnur und schellte mit kräftiger Hand, worauf er erst den Riegel von der Thür zurückzog.

Friedrich stand bereits, dies Zeichen erwartend, vor der Thür und trat sogleich in's Zimmer.

»Hier hast Du einen recommandirten Brief,« sagte er ruhig; »Du bringst ihn selbst auf die Post und händigst mir den Schein ein, sobald Du zurückkommst. Aber beeile Dich, er muß noch heute Abend nach Lübeck abgehen,

weil ihn morgen früh der schwedische Dampfer mitnehmen soll. – Sind die Herren schon unten versammelt?«

»Nein, Herr Schilling, es ist noch Niemand da!«

»Pfui Teufel! Die Kerle werden nachlässig und ich muß mich am Ende nach pünktlicheren Compagnons umsehen. Aber das hat man davon, wenn man sich mit so jungen Nichtsthuern einläßt. Der Aelteste ist erst Siebzig alt und von solcher Jugend kann man freilich keine Tugend verlangen. Fort! Spute Dich! Nun kann ich doch noch vielleicht fünf Minuten die alten Augen zumachen.«

–

Der kurze energische Brief aber, den Friedrich rasch nach der Post trug und der am nächsten Morgen sechs Uhr schon auf der See schwamm, lautete folgendermaßen:

Altona, den 8. October 186*.

Simeon Marcus, mein alter Freund! Ich habe Dein Wort, daß Du mir einst dankbar sein wolltest, wenn die Möglichkeit dazu in Deine Hände gelegt würde. Diese Möglichkeit ist jetzt vorhanden und ich lege sie in Deine Hand. Denn wisse, ich glaube an Dein Wort, und ich hege das Vertrauen zu Dir, daß Du es einst mit Deinem Herzen gesprochen hast. Du warst ja stets ein ehrlicher Mann und ich habe früh und spät Felsen auf Deine Redlichkeit gebaut.

Wundere Dich aber nicht, daß ich Viel von Dir verlange – ich weiß, daß es nicht mehr ist, als Du leisten kannst und willst. Mit einem Wort: komm augenblicklich, ohne jede Verzögerung, das heißt mit dem nächsten Schiff, zu mir nach Altona. Das macht sich nöthig, denn ich bin *in großer Noth*. Ich bedarf Deiner sehr und durchaus, und wie ich einst Dir, der Christ dem Juden einen Dienst geleistet und Dir aus der Noth geholfen, so ist es jetzt an Dir, dem Juden, dem Christen einen Dienst zu leisten und ihm aus der Noth zu helfen. Eile aber und verliere keinen Augenblick. Ich bin vierundachtzig Jahre alt und kann in jeder Minute vor meinen Schöpfer treten müssen, und das darf nicht geschehen, ehe unsere Rechnungen gegenseitig quittirt sind, damit Du nicht erröthest, wenn wir uns dort oben begegnen und mein Gott oder Dein Jehovah Dir in's Gesicht sagt: Simeon Marcus, Du hast Deinen alten Freund, den Christen, in seiner Noth verlassen. Nein, das will ich selbst von unserm Schöpfer nicht über Dich sagen hören. Also komm – erfülle meinen Wunsch, denn nur Du bist der einzige Mensch, der mir helfen kann.

Dein Dir bis jenseits des Grabes getreuer
J. D. Schilling.

SIEBENTES CAPITEL.

Der spätere Abend war gekommen und die traulichen Lampen brannten in den schönen Zimmern des Hauses

zu ›Schilling's-Lust‹. Auf des Vaters Wunsch war Margarethe zu Jane Norrmanson hinabgegangen und hatte ihr verkündigen müssen, daß der Professor heute nicht mehr seinen Besuch abstatten könne, da er mit dem Vater wichtige Geschäfte zu verhandeln habe. Am nächsten Tage dagegen solle er nachholen, was er heute versäumt und es solle fortan nicht mehr von Geschäften zwischen ihnen die Rede sein. Bertha aber saß unten im Wohnzimmer und half den jüngeren Geschwistern bei ihren Arbeiten, die sich heute sehr ruhig verhielten, denn der Vater selbst hatte sie ernstlich ermahnt, nicht laut zu sein, da er in seinem Zimmer oben eine schwierige Arbeit vorhabe.

So konnten die beiden Männer auch von dieser Seite her keiner Störung ausgesetzt werden, und um acht Uhr, nachdem mit den Kindern eine Tasse Thee getrunken, gab der Wirth seinem Gast einen Wink, ihm nach seinem Zimmer zu folgen.

Hier saßen sie denn bald auf dem Sopha dicht beisammen. Die Lampen brannten hell, Reinhold schaute seinen Wirth mit großer Spannung an, der selbst so bewegt war, daß er die vor ihm liegenden Cigarren vergaß, und endlich richtete er sein biederes blaues Auge fest auf den jungen Mann und begann mit gedämpfter Stimme also zu sprechen:

»Die Stunde ist da, wo ich Ihnen die lebhaft von Ihnen gewünschte Aufklärung geben kann, in welcher Art und Weise mein alter Vater im Stande ist, Ihnen in Ihrer trostlosen Lage zu Hülfe zu kommen. Auch über die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, darf ich Ihnen Auskunft

geben, denn er hat, mir gestattet, Ihnen die ganze kleine Geschichte zu erzählen, in der er und Simeon Marcus die Hauptrolle spielen, eine Geschichte, die weit in seine längst vergangene Jugendzeit hineinragt und, sonderbar genug, jetzt erst in seinem hohen Alter ihr hoffentlich günstiges Ende erreicht. Ueber diese einfache Geschichte wundere ich mich nicht, das menschliche Leben ist ja so reich an dergleichen Vorfällen, – worüber ich mich aber wundere, das ist der seltsame Zusammenhang, der Sie mit in diese Geschichte verwickelt und Sie durch unsere Bekanntschaft, die so zufällig voriges Jahr in Kissingen begann, mit der Tochter jenes Mannes bekannt werden ließ, dem in der Entwicklung auch Ihres Geschicks jetzt eine so große Rolle von der Vorsehung zugedacht ist. Ja, es scheint wirklich, wie die Sachen einmal liegen, als ob unsere so zufällige Bekanntschaft nicht allein ein Segen für Sie – wenn derselbe auch zuerst als ein bitterer Schmerz auftrat – sondern auch für eine Andere sein sollte, ein Segen für Sie und eine Andere, sage ich, und ich meine Jane, die Jüdin, Ihre liebe Freundin damit. Denn die Hoffnung, die ich Ihnen eröffnete und die mein Vater Ihnen bestätigte, scheint sich bald in Wirklichkeit darstellen und bewähren zu wollen. Während ich hier mit Ihnen spreche, nähert sich bereits die Entscheidung Ihres und Jane's Schicksals, auf welches erfreulich einzuwirken eine mächtigere Hand als die meine sich ausgestreckt hat. Schon jetzt führt der rastlos arbeitende Dampf ein Schreiben meines Vaters nach Lübeck, und morgen um diese Zeit hat die See es schon hinüber getragen an die

Gestade eines fernen Landes, von wo aus nur allein Ihre und Jane's Erlösung von bangen Zweifeln und von trüben Sorgen erfolgen kann. Seien Sie also ruhig und getrost, heute und die nächsten Tage, wenn auch nichts geschehen sollte, was die Waage Ihrer Hoffnung rasch steigen macht. Es können acht Tage vergehen, bis die Entscheidung naht, dann aber naht sie gewiß, und ich werde mit Ihnen zeitig genug verabreden, was dann noch weiter von Ihnen verlangt werden wird.

Doch nun zu meiner Geschichte. Sie beginnt lange vor meiner Geburt, denn ich muß Sie in die Jugendzeit meines Vaters zurückversetzen, und Sie wissen, daß er beinahe vierundachtzig Jahre zählt. Er ist sehr bescheidenen Herkommens, ganz armer Handwerker Sohn, und seine Kindheit fiel in eine Zeit, wo den Sprößlingen Armer nur selten der Lebenswagen mit feurigen Rossen bespannt wurde. Meinem Vater konnte natürlich unter den obwaltenden Umständen nur eine mangelhafte Erziehung zu Theil werden, allein er wuchs auf in Gottesfurcht und hatte gute Beispiele vor Augen, denn seine Eltern waren redliche, fromme und arbeitsame Leute. Ich habe weder seinen Vater noch seine Mutter gekannt, da sich mein Vater wegen des Mangels an den nöthigen Mitteln erst spät und lange nach ihrem Tode verheirathete.

Der junge Mensch sollte dasselbe Handwerk erlernen, welches sein Vater betrieb, und dieser war ein Fleischer. Er erlernte es wirklich, jedoch nicht aus eigenem Herzenstrieb. Als sein Vater aber starb, viel früher als er selbst mündig war, sah er sich mit Einstimmung seiner Mutter

und seines Vormundes nach einem anderen Lebensberufe um, welcher seinen Wünschen mehr entsprach, und er hatte das Glück, als Lehrling in das Geschäft eines angesehenen Kaufmanns in Hamburg zu treten. Fleißig, aufmerksam und rührig, wie er von Jugend auf war, zeichnete er sich bald vor den übrigen Lehrlingen des Hauses aus und sein Principal begünstigte ihn und verwandte aus eigenem Triebe manche Mittel auf seine fernere geistige Ausbildung. Da mein Vater schnelle Fortschritte machte und überdies ein seiner Pflicht treu ergebener Mensch war, machte sein Principal ihn bald zu seinem Commis und nun ging dem jungen Manne ein größerer Blick für das kaufmännische Leben auf.

Er blieb lange in seinem ersten Geschäft, und als er einer der ältesten Commis geworden war, trat als jüngster ein Jude in dasselbe ein – eben jener Simeon Marcus, der Vater Jane's, der fast um zehn Jahre jünger als mein Vater war. Dieser Jude war ein fähiger, geschickter und dabei stiller, freilich auch etwas starrer Mensch, der, mit einem Eisenkopf begabt, mehr als drei Andere arbeiten konnte und eine Dauerhaftigkeit besaß, die Jedermann in Erstaunen setzte, weil man nicht begriff, wo er die Zeit und die Kräfte hernahm, die ihm aufgebürdete Arbeit zu bewältigen, deren er nie genug bekommen konnte, während er keine Stunde des Tages sich gestattete, um seiner Erholung oder gar seinem Vergnügen nachzugehen, wie es so viele Andere Seinesgleichen thaten. Er hatte keinen Anhang, keinen Beschützer, keinen Freund und stand, ganz abgelöst von allem Verkehr, wie ein öder kalter Fels

im Meere des Lebens da. Aber sein Fleiß, sein strebsamer Sinn und sein abgeschlossenes Wesen, auf welches keine weltliche Regung Einfluß zu üben im Stande war, lenkte meines Vaters Auge auf ihn, und als er ihn lange Zeit beobachtet und immer treu, ehrlich und zuverlässig befunden hatte, gewann er ihn lieb und zog ihn, trotzdem er ein Jude war, mit einiger Mühe an sich. Ich sage: *trotzdem* er ein Jude war, und diesen Ausdruck muß ich Ihnen etwas näher erklären.

Zu damaliger Zeit hatten nämlich die Juden noch nicht die Stellung inne, welche sie heute in der menschlichen Gesellschaft und namentlich im Kaufmannsstande in großen Städten einnehmen. Auch besaßen sie bei Weitem noch nicht die Mittel, deren sie sich heute erfreuen, und mit denen sie gar häufig den Augen der Welt imponiren. Im Gegentheil, sie waren mehr geduldet als geachtet; in ihren Mitteln beschränkt, ihrem orthodoxen Glauben mit fanatischer Halsstarrigkeit ergeben, sich absichtlich von den Christen fern haltend und ihren Abscheu gegen dieselben offen an den Tag legend, hatten sie sich noch nicht von den Gewohnheiten und Gebräuchen ihrer Vorfahren losgesagt und bildeten mit unverkennbarer Christenscheu ein ganz eigenes Volk, das Niemanden in seine alten Mysterien schauen ließ und mit einer gewissen Ostentation gerade das in seinem Wesen und Gebahren hervorkehrte, was es vielen Christen von jeher so verhaßt gemacht hatte und was nun eine offene weite Kluft zwischen beiden Nationen erzeugte, die erst eine viel spätere Zeit mit ihren humaneren Ansichten, mit ihrer

fortschreitenden Bildung und geistigen Aufklärung auszufüllen vermochte. Auch hatte man damals noch nicht die Erfahrung gemacht, die wir heute alle Tage machen können, daß in den Juden große Fähigkeiten und Talente schlummerten, die nur aus der langen Verkümmernng und Erstarrung geweckt zu werden brauchten, um bald das Erstaunen der Unparteiischen und Vorurtheilsfreien zu erregen. So lebten sie still, kaum beachtet für sich hin, aber unablässig arbeiteten sie mit größter Kraftanstrengung an ihrem Fortkommen, und fest behielten sie das große Ziel vor Augen, welches sie sich vorgesteckt zu haben scheinen und welches in nichts Anderem bestand und besteht, als emporzuklimmen auf der Leiter menschlichen Seins und Könnens, menschlichen Leistens und Vermögens, um, wenn sie nicht die Achtung der Christen erringen könnten, es ihnen wenigstens gleich zu thun im klingenden Erwerb, der ja am Ende aller Enden, wenigstens in Beurtheilung der äußeren Menschenverhältnisse, das Ziel Aller und somit der Maaßstab der Geltung und Abschätzung der Lebenden und Genießenden ist.

Mein Vater nun gehörte zu jenen Unparteiischen und Vorurtheilsfreien; er erkannte in dem armen, betriebsamen Juden die geistige Fähigkeit und das ehrliche Ringen nach einer starken Lebensbasis, und da er selbst in ähnlicher Weise rang und von ähnlichen Entschlüssen beseelt war, so neigte er sich immer mehr dem genialen Weltbürger zu und gewann Simeon Marcus lieb, wie dieser

auch ihn endlich lieb gewann und in dem jungen Freunde eben so wenig den Christen sah, wie dieser in ihm den Juden gesehen hatte.

Diese Freundschaft nun, welche bald allen Uebrigen im Geschäft bekannt wurde und nicht selten von Seiten der Betheiligten unbeachtete Spöttereien hervorrief, war kein gewöhnliches, kein flüchtiges und vorübergehendes Band, nein, es sollte bestehen viele Jahre hindurch und sich noch fester knüpfen, als Beide schon lange das Geschäft ihres ersten Principals verlassen hatten. Ja, die Herzen der beiden Männer waren sich fest und ehrlich zugeneigt und die Wurzel ihrer Neigung lag in der gegenseitigen Achtung, die sie vor ihren wachsenden Kenntnissen und ihrem redlichen männlichen Streben hegten, und zuletzt vergaßen sie ganz, daß ihr Glaube sie dennoch weit von einander trennte, was zu damaliger Zeit ein starker Beweis von ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit war.

Simeon Marcus schied zuerst aus dem Geschäft – und ging, von seinem Principal empfohlen, zunächst nach America, von wo er aber bald in ein großes Geschäftshaus in Gothenburg trat, und in diesem Geschäft ist er bis zum heutigen Tage geblieben, nachdem er nach dem Tode des kinderlosen Principals dasselbe auf eigene Gefahr und Rechnung übernommen hatte. Mein Vater dagegen gründete sich mit der Zeit in Altona sein eigenes Geschäft und das Glück begünstigte ihn sehr. Er trat mit einem älteren Genossen in Compagnie, und Beide befrachteten große Schiffe, die Waaren nach überseeischen Plätzen

und andere von dorthier mit zurückbrachten. In früheren Zeiten trugen diese Geschäfte mehr Vortheil ein als heute und eine einzige glückliche Reise war oft hinreichend, sich einen kleinen Reichthum zu erwerben.

So erging es meinem Vater und seinem Compagnon, und nach mehreren Jahren waren sie bedeutsame Männer, und man nannte sie mit Recht reich, denn das sind sie wirklich allmählig geworden; freilich nicht ohne große Sorge und anhaltende Kämpfe, aber diese gehören ja zum menschlichen Leben, und je größer sie früher gewesen, umso bewußter wird auch später der Genuß, um so höher die Freude, und diesen Genuß und diese Freude von seinem Wirken hat mein guter Vater sich glücklicherweise bis in sein hohes Alter bewahrt.

Doch den eigentlichen Lebenslauf meines Vaters zu beschreiben ist gegenwärtig nicht meine Absicht; ich will ja nur das Verhältniß schildern, welches zwischen ihm und Simeon Marcus bestand. Beide blieben, auch äußerlich getrennt, Freunde, wie sie es bei näherem Zusammensein gewesen, und wechselten häufig Briefe, in denen sie sich gegenseitig von ihren Unternehmungen und ihrem wachsenden Vermögen Kunde gaben. Da erhielt mein Vater eines Tages eine ihm sehr erfreuliche Nachricht von Simeon Marcus aus Gothenburg, und zwar zu einer Zeit, als er selbst schon lange verheirathet und glücklicher Familienvater, während Simeon Marcus bis in sein fünfzigstes Jahr Junggeselle geblieben war. Simeon Marcus hatte nun auch endlich eine schöne und wohlhabende Jüdin zur Gattin genommen, die freilich viel jünger war als

er, aber mit der er doch, wie er schrieb, außerordentlich glücklich lebte, da sie ein Muster von einem Weibe an geistiger Bildung, körperlicher Schönheit und edlem Herzen wäre. Auch wurde diese Ehe mit Kindern gesegnet, und das war nicht der einzige Segen, der Simeon Marcus aus ihr entsprang, denn Dank den Mitteln seiner Gattin war er in noch günstigere Verhältnisse als früher geraten und jetzt erst werde er, wie er schrieb, ein rechter Kaufmann werden, denn er habe große Speculationen im Sinn.

Mein Vater, der nie nach rascher Erweiterung und Vergrößerung seiner Vermögensverhältnisse getrachtet und dem die Sicherheit des so mühsam errungenen Besitzes viel näher am Herzen lag, warnte Simeon Marcus vor allzu kühnen und gewagten Speculationen, denn er kannte das Feuer und den gewaltsamen Trieb seines alten Freundes. Namentlich schienen ihm die Absatzquellen desselben, die er genau kannte, nicht sicher genug und die Zahlungsfähigkeit der Abnehmer flöste ihm kein großes Vertrauen ein. Marcus ließ sich dadurch nicht abhalten, und – um es kurz zu machen – was mein Vater gefürchtet, geschah nur zu bald. Eines Tages lief die Meldung ein, daß sein Freund Unglück gehabt, daß ihm nicht allein zwei Schiffe ohne gehörige Versicherung verloren gegangen, sondern, daß auch auswärtige Zahlungseinstellungen ihm ein bitteres Leid zugefügt hätten. Die nähere Erkundigung ergab sogar bald noch Traurigeres, denn es hieß, wenn Simeon Marcus keine bedeutende Hülfe erhielte, sei er verloren und sein völliger Bankerott stände

nahe bevor. In Gothenburg selbst finde er als Ausländer und Jude keine Hülfe, und so werde er wahrscheinlich seinem trüben Geschick nicht entgehen.

Diese Mittheilung, von Marcus selbst ernst und ruhig vorgetragen, ging meinem Vater sehr nahe und es brach ihm fast das Herz, daß ein so fähiger und geschickter Mann, und zugleich ein ihm so innig ergebener Freund solchen Schlägen des Glückes unterworfen sein solle. Er zog ganz im Stillen genaue Erkundigungen über Marcus ein, und was er hörte, vermehrte nur seinen Kummer; daß ein so allgemein als ehrlich und thätig anerkannter Mann gerade deshalb zu Grunde gehen solle, weil er in Gothenburg ein Ausländer und Jude sei.

Also weil er dort drüben ein Ausländer und Jude ist, sagte mein Vater, darum allein soll mein alter Freund und Genoß ein Bankerottirer werden? Nein, das gebe ich nicht zu. Und wie er sagte, so that er und schrieb an Simeon Marcus die Frage: wieviel er brauche, um sein Schiff über Wasser zu halten?

Marcus, zu stolz, um meinen Vater direct um Hülfe anzusprechen, antwortete auf dieses Schreiben nur insofern, als er ihm die allerdings bedeutende Summe seiner Passiva angab, und mein Vater entschloß sich, ihm die ganze Summe zur Verfügung zu stellen. Von diesem Augenblick wandte sich das Glück auf Simon Marcus' Seite. Er war nicht allein mit seiner ganzen Familie durch meinen Vater vom Untergange gerettet, sondern er ging auch zur Verwunderung Aller mit neuen Kräften und neuen Plänen in's Geschäft, und dies Geschäft war und blieb

ein durchaus günstiges und alle Jahre an Umfang zunehmendes. Marcus Dankbarkeit kannte keine Gränzen und er schwor sich hoch und theuer, selbst nachdem er längst das geliehene Capital bei Heller und Pfennig zurückgezahlt, meinem Vater einst zu vergelten was er ihm Gutes gethan – und hier haben Sie mit kurzen Worten den Schlüssel zu meines Vaters Handlungsweise in Bezug auf Sie selbst.«

»Wie,« rief Reinhold voller Staunen, als der warmgewordene Erzähler sich die Stirn trocknete und im Reden inne hielt – »zu meinen Gunsten nimmt Ihr braver Vater die Dankbarkeit seines alten Freundes in Anspruch?«

»Zunächst zu Gunsten der eigenen Tochter desselben, der armen Jane, mein Lieber, und dann kommen Sie erst in zweiter Reihe. So ist es recht und billig, und die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des Gelingens seines Planes liegt auf der Hand. Simeon Marcus hat bis heute meinem Vater die gelobte Vergeltung nicht zu Theil werden lassen können, aber mein Vater weiß, daß Jener unter allen Umständen sein Wort halten wird. So hat er ihm denn geschrieben, daß er sogleich herüberkommen und ihm in einer großen Noth – was er nur persönlich vermöge – helfen solle, ohne ihm auch nur ein Wort zu sagen, daß es Jane's und Ihretwegen geschehe, ja auch ohne ihm mitzuthemen, daß er Jane kenne und von ihrem Verhältniß mit dem Vater Kunde habe. Und wie mein Vater Simeon Marcus kennt, so ist er überzeugt, daß ihn nichts auf der Welt hindern wird, über das Wasser zu kommen, und dann, wenn er erst hier ist, wird mein Vater es sein,

der ihm den kostbaren Preis dictirt, mit dem er seine verheißene Dankbarkeit gründlich abtragen kann.«

»Aber, mein Gott,« rief Reinhold mit wahrer Begeisterung, »das ist – wie soll ich es nennen – edel, groß, erhaben von Ihrem Vater –«

»Still, mein Freund,« unterbrach ihn Ernst Schilling, indem er den von seinem Sitze Aufspringenden am Arme festhielt, »darum handelt es sich nicht. Mein Vater – und ich, sein, eigener Sohn muß das von ihm rühmen – hat öfters im Leben Gelegenheit gehabt, verschiedenen Menschen Gutes zu thun, ohne Anspruch auf ihre Anerkennung oder ihren Dank zu erheben; hier will er einmal erndten, mit einem ihm ganz eigenthümlichen edlen Wucher erndten, und da er damit zugleich zwei Menschen, die uns Allen lieb und werth sind, eine Wohlthat erweist, so hat er seinen Kopf darauf gesetzt – der Alte ist auch eine Art Eisenkopf – es gründlich zu thun, so daß es, auch wenn er schon längst todt ist, einige Menschen giebt, die ihm Gutes nachreden können.«

Reinhold hatte sich doch von dem Freunde losgemacht und ging jetzt mit heftigen Schritten in tiefer Bewegung im Zimmer hin und her. Er hatte die Hände zusammen geschlagen und sprach im Stillen mit sich und seinem guten Freunde im Himmel – dem allmächtigen, allsehenden, allliebenden Gott.

Plötzlich wandte er sich zu Ernst Schilling herum und streckte ihm mit schwimmenden Augen beide Hände entgegen. »Freund, biederer Freund,« rief er mit laut tönender Stimme, »wie soll ich Euch danken?«

»Danken? Uns?« fragte Ernst Schilling zurück. »O ja,« fuhr er fort, »ich weiß einen Dank, der uns angenehm ist, und den führen Sie aus. Das heißt: lieben Sie uns! Denn der Liebe des Nächsten kann der Mensch nie genug haben und wir bedürfen ihrer auf unserem Lebenspfad. Also ruhig, ruhig, mein Lieber! Noch sind wir nicht über alle Berge und Sie dürfen nicht zu früh frohlocken, wenn Sie auch im Stillen befriedigt sein mögen; denn von der Noth, die Simeon Marcus sich in Bezug auf meinen Vater vorstellt bis zu der wirklichen Noth, in welcher sich seine Tochter in Bezug auf den alten Juden und Sie befindet, ist noch ein weiter Sprung, und obgleich ich meinem alten Vater Viel zutraue, ich weiß doch wahrhaftig nicht, wie er den starren Sinn des Schweden beugen und ihn zur Verwirklichung seiner Absicht vermögen wird.«

Reinhold's Gesicht strahlte plötzlich hell auf. »Nun werden Sie am Ende noch sorgenvoll!« sagte er. »Dagegen aber kenne vielleicht ich ein Mittel. Was Ihr Vater nicht vermag, wird Jane vermögen, denn ich müßte mich im Innersten meines Wesens sehr täuschen, wenn die Natur nicht in jenem starren Vater ihr Recht behaupten sollte. Die lange Trennung von seiner Tochter, sein eigenes Gewissen muß – muß ihn bereits menschlich gestimmt haben, und wenn er dann Jane, diese unschuldige Taube, das verwundete Reh mit dem klagenden Auge sieht, dann – dann wird er nicht mehr, der starre, fanatische, eisenköpfige Jude, dann wird er ein Mensch sein, wie wir Alle es sind, wenn unsere Lieben uns umstehen und bitten, statt des Fluches den Segen zu spenden, den Gott –

der Herr namentlich den Vätern für ihre Kinder in's Herz gesenkt hat.«

Ernst Schilling war unbeweglich vor dem so begeistert Redenden stehen geblieben und hatte jedes seiner Worte mit offenen Ohren eingesogen. Jetzt nickte er lächelnd mit dem Kopfe, ging auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

»Sie haben Recht,« sagte er mit freudigem Aufblick, »so wird es, so muß es sein. Und mit diesem Gedanken wollen wir uns zur Ruhe begeben, und morgen – morgen können Sie Ihrem Reh mit dem klagenden Auge mit heiterem Auge entgegen treten und sie auf eine Ihnen angemessen erscheinende Weise vorbereiten, was ihr und uns Allen bevorsteht. Sagen Sie ihr also, was Sie für ersprießlich halten, ich werde ihr gegenüber stumm sein und mich nur freuen, wenn ich sehe, daß – Sie Beide glücklich sind.«

ACHTES CAPITEL.

Eine Nacht, wie die nun folgende, hatte Reinhold Strahl noch nicht unter dem Dache seines hochherzigen Wirthes verlebt. Sollen wir das aus der Ferne ihm entgegenschimmernde Glück zu schildern versuchen, das seine Brust zum Zerspringen ausfüllte, oder die wonnigen Träume, die seinen schlummernden Geist mit rosigen Zukunftsbildern umgaukelten? Nein, wir wollen es nicht; sie schildern sich selbst, denn es war ein menschliches Glück, das jeder Gefühlvolle ihm nachempfinden kann,

und es waren Träume, die schon Viele von uns in ähnlicher Weise geträumt haben mögen. –

Reinhold war am nächsten Morgen früh munter, und die aufgehende Sonne, die sich mit purpurnem Duft aus den weißen Nebeln siegreich entwickelte, versprach ihm einen schönen, wonnigen Herbsttag. Als er um sieben Uhr in das Frühstückszimmer der Familie trat, schauten Alle verwundert auf, als sie in sein, die Versammelten überfliegendes Gesicht blickten. Es lag eine strahlende Heiterkeit wie der Schimmer einer unaussprechlichen Glückseligkeit darauf ausgeprägt; alle Aufregung, die es am vorigen Tage gezeigt, alle trüben Schatten, die es so lange verdunkelt, waren davon weggewischt, und aus dem Auge, mit welchem er seinen Wirth und dessen Kinder begrüßte, schimmerte eine so tiefinnere Herzensbefriedigung, daß Jane, hätte sie es heute gesehen, ihrer Freundin Jenny eine noch schwungvollere Beschreibung davon hätte liefern können, als sie es bereits früher gethan.

Aber da traf ihn sein geheimer Wink des verwunderungsvoll ihn ausschauenden Wirthes, und Reinhold verstand ihn sogleich. So bemühte er sich denn, seine auffallenden Empfindungen zu dämpfen, um die aufmerksamen Schwestern nicht auf eine falsche Fährte zu leiten die, so war es mit deren Vater verabredet, jetzt noch nichts von dem Vorgefallenen wissen und erst nach Ankunft des erwarteten Simeon Marcus erfahren sollten, was sich zugetragen habe und in aller Voraussicht noch

ferner zutragen werde. Als aber um acht Uhr der Hausherr mit den jüngeren Kindern den Weg nach der Stadt einschlug und Reinhold ihn eine Strecke begleitete, sagte Ersterer zu Letzterem:

»Einen Rath, lieber Freund, will ich Ihnen doch noch heute Morgen geben. Wenn Sie nachher zu Jane gehen, zeigen Sie ihr nicht solches Gesicht, wie Sie es vorher uns Allen zeigten. Sie darf nicht mit einem zu jähen Sprung in ihre neue Bahn versetzt werden, sondern nur langsam und allmählig. Sie sind ja ein Leib- und Seelenarzt und wissen besser als ich, wie die plötzliche übergroße Freude und die plötzliche Anregung einer übergroßen Hoffnung auf sensible Naturen wirkt – also seien Sie vorsichtig und beherrschen Sie Ihre Empfindung.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Reinhold dankbar, »und Ihr Rath kommt zu guter Zeit. Ich werde nicht nur meine Miene beherrschen, wenn ich sie wiedersehe, sondern auch jedes Wort überlegen, das ich zu ihr sprechen will.«

»Ich habe es nicht anders von Ihnen erwartet. So, jetzt kehren Sie um; laufen Sie eine Stunde bergauf, bergab, das beruhigt das Herz am schnellsten, und wenn man einwenig ermüdet ist, spricht man in der Regel nur das, was man nothwendig zu sprechen hat. Guten Morgen!«

Reinhold befolgte auch diesen Rath und er überzeugte sich bald, daß er gut gewesen und ebenfalls zu rechter Zeit gekommen war. Der lange Spaziergang, den er unternahm, gab ihm Gelegenheit, seine Gedanken zu ordnen und eine Richtschnur für seine Handlungsweise in den nächsten Tagen zu finden. Mit seinem gewöhnlichen

Gesicht kehrte er endlich zu den Schwestern heim, die ebenfalls vom Vater die Anweisung erhalten hatten, dem Gaste nicht mit überflüssigen Fragen zu nahe zu treten und ihre Neugier ein wenig zu zügeln. Daß Etwas vorgehe, wolle er nicht läugnen und das würden sie ja auch selbst bemerkt haben; was es aber sei, das dürften sie jetzt noch nicht wissen, es würde ihnen aber zur rechten Zeit klar werden.

Die guten Mädchen waren liebevoll und verständlich genug, dem Wunsche des Vaters zu genügen, und so war Reinhold heute wie künftig vor ihrer Neugierde geschützt und er konnte sich selbst nicht einmal über scherzhafte Anspielungen beklagen, die doch sonst jungen Mädchen eine so geläufige Sache sind.

Endlich aber war die Stunde gekommen, wo Reinhold sich zu Jane zu begeben pflegte. Er schied in herzlicher Weise von den Schwestern und trat, allerdings mit wieder klopfendem Herzen, seinen kurzen Gang an. Allein auch jetzt beherrschte er sich bald wieder und war von sich überzeugt, daß Jane nichts mehr von ihm erfahren würde, als ihr zu wissen gut war. Dennoch strahlte, ihm unbewußt, sein Gesicht eine frohe Lebenswärme aus, als er sich ihrem Hause näherte, und schon in seiner Haltung wie in seiner Miene prägten sich die unverkennbaren Zeichen einer ihn tief durchwogenden Erregung aus, als er mit jedem Augenblick erwarten konnte, vor ihr Angesicht zu treten.

Plötzlich stand Reinhold still und sein Herz fing noch lauter als vorher an zu schlagen. Er hatte kaum das kleine Gitter in's Auge gefaßt, welches Jane's Gärtchen vom Park des Berges abschloß, als er sie selbst in der Thür desselben erscheinen und ihm entgegen kommen sah. O, welches Glück durchströmte ihn da mit einem Mal! Ja, sie kam mit etwas hastigeren Schritten, als sie ihr sonst eigen waren, auf ihn zu und hob schon von ferne die rechte Hand zum Gruße empor, ohne, wie früher, ihre Bewegungen zu verzögern, wenn sie ihn kommen sah.

Was hatte das zu bedeuten? Er konnte es beim besten Willen nicht errathen und er behielt auch keine Zeit, alle möglichen Vermuthungen durchzugehen; seine Freude, sie wieder zu haben, ihre Augen wieder leuchten zu sehen und zu wissen, daß sie nicht lange mehr traurig blicken und bald in ihrer natürlichen Unschuld lächeln würden, diese Freude war zu groß, zu mächtig in ihm, und so lächelte er selbst mit seiner alten Herzlichkeit und eilte mit größerer Lebhaftigkeit auf sie zu.

Sie erreichten sich bald und auf der Stelle sah Reinhold, daß Jane in einiger Unruhe war und ihn mit forschenden Blicken betrachtete, die schon die Frage aussprachen, die sogleich ihre Lippen wiederholten.

»Guten Morgen, Herr Professor,« redete sie ihn etwas hastig an, während sie ihm die Hand reichte, »also endlich sehe ich Sie wieder! Sie wollten ja noch gestern Abend bei mir vorsprechen, aber ich habe Sie vergeblich

erwartet. O, sagen Sie mir, was haben Sie denn für wichtige Geschäfte gehabt? Margarethe, die mich ein Stündchen besuchte, war so geheimnißvoll und wortkarg, daß ich ordentlich ängstlich geworden bin.«

Reinhold, von dieser Hast und Theilnahme entzückt, lächelte still vor sich hin und dabei konnte er sich nicht so beherrschen, daß die scharfblickende Jane ihm nicht die innere Erregung angemerkt hätte, die er so vorsichtig verschleiert zu haben glaubte und die doch aus seinem ganzen Wesen sprühte.

»Kommen Sie,« sagte er, Jane's Arm in den seinen legend, »und lassen Sie uns unsern alten Lieblingsplatz unter der Pappel aufsuchen, falls Sie nicht die Morgenluft scheuen oder eine andere Stelle gewählt haben sollten.«

»O nein, ich gehe gern dahin. Es ist ja warm und windstill. Lassen Sie mich nur mein Tuch und meine Arbeit holen – Sie wissen ja, ich kann nicht ganz müßig sitzen.«

Sie trat viel rascher als sonst in das untere Zimmer und bald kam sie wieder mit dem Gewünschten heraus und trat den Weg nach der Pappel an, während welcher Zeit Reinhold Muße gehabt, sein Blut wieder in ruhigere Strömung zu versetzen.

Auf dem kleinen Plateau angelangt, nahmen sie auf der schmalen Bank, neben einander Platz und, wie sie immer thaten, wenn sie hierher gingen, ließen sie zuerst ihre Blicke über die friedliche Scenerie gleiten, die auch heute in ihrer alten Lebendigkeit und Schönheit vor ihnen ausgebreitet lag.

»Es ist wieder ein schöner Tag,« nahm Reinhold zuerst das Wort, einen Dampfer verfolgend, der eben mit heiterer Musik nach Blankenese hinunterglitt, »ein Herbsttag, wie wir nicht mehr viele haben werden. Den wollen wir auch recht nach Herzenslust genießen. – Aber wie ist es denn – haben Sie heute kein Obst mitgebracht?«

Jane blickte hold lächelnd zu ihm auf und versetzte: »Nein, ich habe heute keins und ich habe wahrhaftig – jetzt fällt es mir erst ein – gar nicht daran gedacht, daß Sie darauf Appetit haben könnten. O, das thut mir leid.«

»O nicht doch; lassen Sie es sich nicht leid thun, ich habe gar keinen Appetit darauf, ich that die Frage nur so obenhin.«

»So obenhin? Wie verstehe ich das? Ich bin nicht gewohnt, Sie obenhin sprechen zu hören. – Aber was haben Sie nur,« fuhr sie etwas beunruhigt fort, nachdem sie seine Miene genauer betrachtet, »Sie sind so seltsam bewegt. Ich sehe es ja, ich fühle es, und um so mehr, als Sie sich einen Zwang anzuthun scheinen. Bitte, lieber Freund, erleichtern Sie mich – sprechen Sie, wie Sie früher mit mir sprachen, sonst ängstige ich mich.«

Reinhold nahm ihr die feine Stickerei aus den Händen und hielt dann ihre linke Hand fest, was sie heute eine Weile ruhig geschehen ließ.

»Jane, liebe Jane,« sagte er mit seiner herzugewinnenden Stimme, »ängstigen Sie sich nicht, es liegt gar kein Grund dazu vor. Freilich, etwas Ernstes habe ich wohl mit

Ihnen zu reden, und das macht mich vielleicht etwas befangen. Darf ich denn einmal wirklich reden, wie es mir um das Herz ist?«

Jane entzog ihm bei diesen Worten sanft ihre Hand und schaute mit dem alten traurigen Blick vor sich hin.

»Wie es Ihnen um das Herz ist?« wiederholte sie. »Wie soll ich auch das verstehen? Hoffentlich haben Sie nicht die Absicht, die stille Ruhe, die ich mir so schwer errungen, von Neuem zu erschüttern. Also reden Sie.«

Reinhold besann sich eine Weile, dann fuhr er, anfangs ruhig, bald aber mit steigender Lebhaftigkeit zu sprechen fort.

»Ach, Jane,« sagte er, »Ihre Ruhe möchte ich gewiß nicht von Neuem erschüttern, und doch drängt es mich, noch einmal auf das seltsame Verhältniß zurückzukommen, welches sich von selbst zwischen uns gebildet hat. Ja, unser Verhältniß, wie es ist und was daraus wird, das ist immer und ewig, bei Tag und bei Nacht, der Hauptgegenstand meiner fluthenden Gedanken. Kann es denn auch anders sein? Nein, es kann es nicht. Wie ich Ihnen ergeben bin, mit meiner ganzen Seele, das wissen Sie, darüber brauche ich kein Wort mehr zu verlieren. Daß ich mich aber bei dieser Ergebenheit auf die Dauer nicht mit dem begnügen kann, was Sie mir dagegen verheißen haben, das sehe ich jede Stunde mehr ein. Daher können Sie es mir wahrhaftig nicht verdenken, wenn ich unablässig daran arbeite, wenn ich rastlos sinne und trachte, eine größere Verheißung von Ihnen zu erlangen, als Sie sie mir bisher zu Theil werden ließen. Ja, liebe Jane, ich

werde auch künftig so rastlos sinnen und trachten, irgend eine Möglichkeit zu ergründen, wie ich Ihr Schicksal, Ihr trauriges Schicksal, bewältigen und es zu einem glücklicheren gestalten kann – das ist mein fester und unwandelbarer Entschluß, und diesen Entschluß wollte, mußte ich Ihnen heute noch einmal aussprechen.«

Jane seufzte schwer auf, ließ ihre Hände in den Schooß sinken und starrte trüb vor sich hin. »Also das ist Ihr Entschluß?« sagte sie wehmüthig und doch mit einer Ruhe, die sie nur nach schwerem Kampfe ihrem schwelenden Herzen abgerungen haben konnte. »O, über Ihre wunderbare Hartnäckigkeit im Festhalten des Unmöglichen! Ich könnte Sie darum beneiden, wenn ich Sie nicht zugleich beklagen müßte! Ach, mein lieber Freund, was nützt es und hilft es, sich Luftschlösser bauen, die nie in die Wirklichkeit des Lebens treten – ich habe Ihnen das schon einmal gesagt – tragen Sie also keine luftigen Steine mehr zusammen, es ist eine vergebliche Mühe und ich habe das nur zu klar erkannt.«

»Daß das eine so vergebliche Mühe ist, sehe ich noch gar nicht ein,« entgegnete Reinhold mit ruhiger Fassung. »Ich werde mich nicht von dieser süßen Arbeit abhalten lassen, was Sie auch dagegen einwenden mögen, nein, gewiß nicht. Vielleicht bringe ich doch noch zu Stande, was ich vollbringen will, und ich würde diese ganze schwere Arbeit viel leichter bezwingen, wenn Sie mir nur einigermaßen helfen und mir den richtigen Weg weisen wollten, der mich zu meinem schönen Ziele führt.«

»Ich Ihnen helfen, Ihnen den richtigen Weg weisen? Wie könnte ich das? O, ich weiß, ich sehe keinen Weg, der zu *Ihrem* Ziele führt – wenn mir dies Ziel auch aus Ihren vorher gesprochenen Worten wie im dämmernden Zwielficht aus der Ferne vor Augen tritt.«

Reinhold durchbebte ein leises Zittern freudiger Zuversicht; wie ein rosiger Schimmer sicherer Hoffnung glühte es vor seinen Augen auf. Von diesem in der Ferne, wie in der Dämmerung auftauchenden Ziele seiner Wünsche hatte Jane noch nie gesprochen.

»Wenn Sie den richtigen Weg noch nicht sehen oder nicht kennen,« fuhr er leiser redend fort, »dann sehen und kennen ihn vielleicht Andere – vor allen Dingen aber ist mir nothwendig, zu wissen, ob ich – Ihrer Neigung – o lassen Sie mich das einzig richtige Wort sprechen – Ihrer Liebe sicher bin, wenn ich mein Ziel erreiche, das heißt, wenn ich die feste, die unumstößliche Aussicht erlange, diese Liebe zu einer glücklichen gestalten zu können.«

Jane wandte allmähig, während er sprach, den Kopf zur Seite, als ob sie eine Thräne verbergen wolle, die ihr trotz der Gewalt, die sie sich anthat, in die Augen gekommen war. Als er jetzt aber schwieg, sagte sie, immer noch das Gesicht von ihm abgekehrt haltend:

»Ich habe Ihnen meine volle, meine ewige Freundschaft zugesagt, und das ist Alles – was ich gewähren kann.«

Reinhold blickte starr vor sich hin, und als er nach längerem Besinnen antwortete, klang seine Stimme weich und wehmüthig.

»Sie können mir vielleicht doch noch mehr gewähren,« sagte er, »wenigstens verheißt mir das eine innere Stimme, der ich vertrauen zu dürfen glaube. Die Menschen sind in dieser Beziehung bisweilen kurzsichtig und wissen oft nicht, was sie einander gewähren können. Einmal, weil sie ihre persönlichen Eigenschaften und Gaben nicht genau kennen und das eigene Vermögen viel zu gering anschlagen, und dann, weil sie nicht wissen, wie und womit sie Andere zu beglücken im Stande sind. Was Sie betrifft, Jane, so besitzen Sie viel größere Eigenschaften und köstlichere Gaben als viele Andere Ihres Geschlechts, und was mich betrifft – aber was haben Sie? Ich habe Sie doch nicht verletzt?«

Jane war sichtbar unruhig geworden und hatte nach ihrem Tuche gesucht, das sie vergessen zu haben schien. Als sie es nicht fand, kehrte sie sich ganz von ihrem Nachbar ab, um ihr von Thränen überströmtes Gesicht nicht sehen zu lassen.

»Sprechen Sie weiter!« sagte sie leise, nur mit Mühe ein hörbares Schluchzen zurückhaltend.

»O, wie kann ich, da ich vielleicht Worte wähle, die Ihnen nicht genehm sind. Denn ich bin mit meinen Auseinandersetzungen noch lange nicht fertig und befürchte wirklich, Ihnen abermals wehe zu thun.«

»Sprechen Sie,« drängte sie ihn, »Sie thun mir nicht wehe; vielmehr bin ich es selbst, die sich ein Weh bereitet, indem ich nur zu tief fühle und dabei leide, daß ich Ihnen – weit weniger gewähren kann, als Ihnen vielleicht – eine Andere gewähren könnte, die nicht so gebrochen

und gefesselt ist, wie ich. Doch nun fahren Sie fort – wählen sie denselben oder einen anderen Gegenstand – Sie sehen, ich bin – auf Alles gefaßt.«

»Sie sagen das,« erwiderte Reinhold mit seiner weichsten Stimme, »als ob ich Ihnen des Himmels Einsturz verkünden wollte. Ach nein, das kann und will ich nicht! Aber doch möchte ich wohl noch von einem anderen Menschen sprechen, von einem Menschen, der Sie vielleicht so gebrochen und gefesselt hat, wie Sie es selbst wenigstens zu sein glauben.«

Jane wandte unwillkürlich und von Ueberraschung dazu getrieben, das Gesicht zu ihm hin und er sah den unendlichen Schmerz darauf ausgeprägt, den sie bisher in ihr Herz eingeschlossen hatte. Dennoch brachte ihn dieser Anblick nicht von seinem Vorsatz ab, er mußte ja weiter sprechen, wenn er zum Ziele kommen wollte.

»Welchen Menschen meinen Sie?« fragte sie tonlos.

»Ich meine natürlich Ihren Vater. O, erschrecken Sie nicht, liebe Jane, es liegt ja gar kein Grund dazu vor. Warum sollten wir auch nicht ganz ruhig von Ihrem Vater sprechen können? – Geben Sie mir Ihre Hand – so – und da haben Sie ein reines Tuch – jetzt trocknen Sie sich die Augen und hören Sie mir gelassen zu. Und nun will ich gleich auf die Hauptsache kommen. Sollte es denn gar keine Möglichkeit geben, denselben – ich meine Ihren Vater – zu bestimmen, sich mit Ihnen zu versöhnen?«

Jane hatte sich rasch mit dem seidenen Tuche, das sie in der Hand behielt, die Augen getrocknet und blickte jetzt Reinhold verwunderungsvoll fragend an.

»Und warum das?« fragte sie. »Was hülfe es uns – ich wollte sagen *mir*?« verbesserte sie sich.

»Sagen Sie dreist *uns*, denn gerade *uns* könnte das am Ende sehr viel helfen. O, sehen Sie nur: wenn Ihr Vater vielleicht den Fluch, den er gewiß in längst bereuter Uebereilung über Sie ausgesprochen, in Segen zu verwandeln geneigt wäre, dann würde er vielleicht diesen Segen – auch auf mich auszudehnen gesonnen sein –«

»Nein, nein!« unterbrach ihn Jane mit dem Ausdruck unumstößlicher Gewißheit. »O, Sie kennen meinen Vater nicht.«

»Ich kenne ihn freilich nicht; aber Alles in Allem gerechnet, ist Ihr Vater doch nur ein Mensch und wie alle Menschen der Meinung der Welt Und der Einwirkung anderer Menschen unterworfen. Wenn nun Andere, zum Beispiel ich, vor diesen Ihren Vater träte und ihn –«

»Still!« unterbrach sie ihn fast heftig und legte ihre Hand, die sie der seinen entzogen, mit festem Druck auf seinen Arm. »Sie sprechen da etwas Unmögliches aus, und gerade daraus sehe ich, daß Sie meinen Vater gar nicht kennen.«

»Nein, nein, ich kenne ihn nicht, Sie haben Recht, aber, Jane – und das schlagen Sie nicht zu gering an, wenn es auch hochmüthig und wie eine Art Ueberhebung klingt – aber, ich kenne mich! O, liebe Jane, das ist das erste Mal, daß ich vor Ihnen so stolz und selbstbewußt rede, aber Ihrer Zaghaftigkeit gegenüber muß ich es. In mir, das glauben Sie mir, schlägt ein vertrauendes Herz, und dies Herz sagt mir mit lauter, nicht überhörbarer Stimme,

daß ich im Stande bin, für meine Liebe etwas Großes, etwas Ihnen Unmöglich-scheinendes zu leisten.«

Jane sann einen Augenblick ernstlich nach. Schon wollte sie sich der süßen Hoffnung des so warm und rein Liebenden anschließen, aber da wachte der alte Zweifel mit neuer Gewalt wieder in ihr auf und sie rief:

»Nein, nein, es ist doch unmöglich. Sie täuschen sich über sich selber!«

»Gut, gut, ich will mich nicht länger in Ihren Augen höher und mächtiger zu stellen suchen, als Sie mich zu halten geneigt sind, aber wenn Sie an *meiner* Einwirkung auf Ihren Vater verzweifeln, dann, dann muß ich Ihnen ein Bekenntniß ablegen, welches Ihnen beweisen wird, daß ich auch um Anderer Hülfe nicht verlegen bin.«

»Ein Bekenntniß?« fragte sie, in neues Erstaunen gerathend, während sich auf ihrem bleich gewordenen Gesicht ein jähes Erschrecken malte. »O, was für eins – sprechen Sie schnell!«

»Erschrecken Sie nicht, Jane, und vor allen Dingen besorgen Sie nichts. Es ist etwas Gutes, obgleich Sie es nicht erwarten und im ersten Augenblick mich sogar anklagen werden –«

»Sie machen mich immer besorgter,« unterbrach sie ihn. »Reden Sie rasch!«

»Nun, so will ich es Ihnen mit einem Worte sagen, hören Sie. Ich bin nicht mehr der einzige Mensch, der mein Verhältniß zu Ihnen kennt. Nein, Jane, der Zufall oder die Vorsehung hat es so gefügt und die Noth hat mich

dazu gezwungen, daß – ich mir einen Vertrauten suchte –«

»Wie? Einen Vertrauten? Brauchten Sie den außer mir?«

»Ja, ich brauchte ihn. Ihr eigenes Unglück und das meinige, das untrennbar mit dem Ihrigen verbunden, hat es nöthig gemacht. Aber es ist ein edler Mann, dem ich mein Herz erschlossen, und er wird und kann uns nicht verrathen –«

»Wer ist es?« fragte sie mit hochathmender Brust und die Antwort schon von seinen Lippen haschend.

»Es ist Ernst Schilling, mein gütiger Wirth. Er kennt mein Leid und meine Liebe und – was noch viel mehr besagen will – er billigt diese Liebe!«

Jane senkte den Kopf in beide Hände und weinte laut. Reinhold ließ sie eine Weile gewähren, dann zog er sanft ihre linke Hand von dem feuchten Gesicht, und sagte mit flehender Stimme:

»Verzeihen Sie mir, Jane, liebe Jane, aber ich konnte nicht anders. O, wenn Sie diesen Mann ganz kennen, wie ich, dann würden Sie vollkommen beruhigt sein – wie? Sind Sie denn wirklich böse auf mich?«

Jane wandte ihm voll das rosige Gesicht zu und ein leises Lächeln stahl sich über ihre wunderbar schönen Züge. Dann schüttelte sie mit einer unvergleichlichen Anmuth den Kopf und sagte sanft und still:

»Nein, ich bin nicht böse auf Sie. Aber neu ist es mir gewiß und ich habe es sicher nicht erwartet.«

»Das glaube ich, doch es mußte so sein und es ist jedenfalls gut so. Ja, Ernst Schilling ist ein edler Mann und gerade der, dem ich mein Vertrauen vor allen Anderen schenken konnte.«

»Ich glaube es wohl und edel ist er gewiß. Aber mich peinigt es doch. – Wissen,« fügte sie nach geraumer Zeit hinzu, während Reinhold schwieg und die schnell einander folgenden Vorgänge in ihrem Innern zu beobachten schien, »wissen auch die beiden Mädchen davon?«

»Kein Wort, obgleich sie wissen, daß ich mit ihrem Vater eine ernste Unterredung gehabt, die sich wahrscheinlich künftig noch oft wiederholen wird.«

Jane war in stilles Nachdenken versunken. »Ach, jetzt erkläre ich mir Margarethens gestrige Stimmung,« sagte sie plötzlich. Dann aber fuhr sie, als wäre ihr ein bitterer Gedanke aufgestoßen, in die Höhe und fuhr schnell fort: »Haben Sie ihm auch Alles gesagt, was – was zwischen uns vorgefallen, ich meine, was zwischen uns gesprochen ist?«

»O, Alles! Wie könnte ich! Was wir Beide mit einander verhandelten, ist unser alleiniges Geheimniß – nur daß ich Sie liebe, habe ich ihm vertraut, und daß Sie – mir *nur* Ihre Freundschaft zugesagt. Weiter weiß er nichts.«

Jane blieb eine Weile stumm in Nachdenken versunken. Dann hob sie rasch wieder den Kopf und fragte mit ihrem alten traurigen Blick:

»Aber mein düsteres Geschick – kennt er das?«

»Ja, Jane, er kennt es; das mußte ich ihm sagen, denn dies düstere Geschick halte ich ja für das Haupthinderniß meines Glücks.«

Sie senkte den Kopf, aber nur, um ihn bald wieder zu erheben, und die schimmernden Augen gegen den blauen Himmel aufschlagend, rief sie, die Hände faltend: »Allgütiger! Du siehst es und hörst es. Ich kann nicht dafür! – Aber, wie soll ich jemals wieder vor die Augen dieser Menschen treten können?«

»Warum denn nicht? Haben Sie das geringste Unrecht gethan?«

»Nein, nein, in meinen Augen habe ich es nicht gethan, aber in den Augen meines Vaters habe ich nicht allein früher das Aergste gethan, was eine Tochter ihrem Vater anthun kann, indem ich ihm ungehorsam gewesen bin, sondern ich thue es auch jetzt, indem ich mit Ihnen hier sitze, Sie anhöre – und doch – und doch mein Herz – nicht ganz von Ihnen abwenden kann. Aber ach, ich bin ja nur das unschuldige Opfer eines dunklen Verhängnisses, dem ich nicht entrinnen konnte!«

»Ja, das sind Sie, und nur im sich selbst täuschenden Herzen Ihres Vaters hat dies Verhängniß jetzt noch eine Macht über Sie. Aber diese Macht wird – vielleicht – noch ein Mächtigerer bezwingen, und dann, dann wird die Bestimmung Ihres Geschickes in Ihre eigene Hand gelegt sein.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Jane beklommen.

»Lassen Sie uns davon abbrechen,« bat Reinhold mit aufgeheiterter Miene, »und denken Sie nicht mehr darüber nach. Wir haben heute Ernstes und Trübes genug gesprochen, wir müssen auch noch an etwas Freudigeres denken. Sehen Sie, wie rein und klar Gottes Sonne da oben am Himmel thronet – sehen Sie den blauen Aether, das grüne Land, das fluthende Wasser und wie die Menschen darauf thätig und fröhlich sind! Lassen Sie auch uns einmal fröhlich ein und so hoffnungsvoll in die Zukunft schauen, wie diese Menschen auf jenem Schiff voll Hoffnung einem fernen Erdtheil zustreben – also vergessen Sie unsere trübe Unterhaltung, und damit Sie schnell über diese Sorge wegkommen, so bitte ich Sie, so verlange ich heute von Ihnen, daß Sie den gegenwärtigen Tag nicht mehr allein verbringen. Kommen Sie mit mir zu Tisch zu Schillings hinauf und bleiben Sie den ganzen Abend bei uns. Das wird Sie erheitern, das wird Sie erfrischen. Erfüllen Sie meine Bitte?«

Jane blickte zwar etwas erheitert auf, aber sie schüttelte dennoch den Kopf. »Nein,« sagte sie fest, ich erfülle sie nicht, denn ich *kann* sie nicht erfüllen. Ich wage es noch nicht, in jenes ernsten Mannes offenes Angesicht zu blicken – es könnte mir wehe thun und – ich schäme mich.«

Seltsamer Weise erwiderte Reinhold hierauf nichts und Jane schien sich selbst darüber zu wundern. Allein eine neue Idee war plötzlich in seinem Geiste aufgestiegen, und diese gewann so schnell seinen Beifall, daß er sie so bald wie möglich auszuführen beschloß. Um zwei Uhr,

nachdem er noch mancherlei Gleichgültigeres mit Jane besprochen und von ihr einen freundlichen Abschied genommen, kehrte er nach dem Hause auf dem Berge zurück und theilte jene Idee den ihn freudig empfangenden Schwestern mit. Diese gingen mit jugendlicher Lebhaftigkeit darauf ein, und als eine Stunde später der Vater nach Hause kam, wurde auch er in das Geheimniß gezogen und der gütige Mann nickte zufrieden mit dem Kopfe dabei.

So schlugen denn, um die reiflich besprochene Idee sogleich in Wirklichkeit zu verwandeln, der Vater und seine Töchter um halb vier Uhr den Weg nach dem kleinen Hause an der Elbe ein und sie fanden Jane in ihrem Saal, an einem Briefe schreibend, der in den nächsten Tagen wieder nach Schweden abgehen sollte. Verwundert, nein, heftig erschrocken schaute die Schreibende auf als sie Ernst Schilling mit den beiden Schwestern in ihr Zimmer treten sah. Die lieben Mädchen stürmten sogleich mit Leidenschaft auf sie ein und erdrückten sie fast mit ihren Liebkosungen. Der Vater aber, als ihm endlich Gelegenheit dazu geboten wurde, reichte Jane freundlich die Hand und sagte, mit seinen offenen Augen ehrlich die ihren suchend:

»Mein liebes Fräulein! Da Sie nicht zu uns kommen, so muß ich schon selbst bei Ihnen erscheinen, wenn ich mich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen will. Aber ich sehe es und freue mich, daß Sie ganz munter und fleißig sind. Nun aber lassen Sie für heute die Arbeit ruhen und kommen Sie mit uns, um uns bei Tisch und am Abend

Gesellschaft zu leisten. Unser guter Professor sagt mir, er sei ohnmächtig Ihnen gegenüber und habe keine Gewalt über Sie; und ich bin begierig, zu erfahren, ob wir mit vereinigten Kräften stärker sind als er.«

Jane konnte vor Rührung nicht antworten; aber ihre Einwilligung, die gütigen Menschen zu begleiten, konnte sie nicht versagen. Und so, von den Schwestern liebevoll umschlungen, trat sie bald mit ihnen den Weg nach dem Berghause an, um mit ihnen und dem ›ohnmächtigen‹ Professor einen recht glücklichen Abend zu verleben. Dieser selbst war wieder so unterhaltend und sein Gespräch eben so lehrreich und fesselnd, wie an jenem ersten Abend ihres Besuches, und keine Miene von allen Anwesenden verrieth ihr, daß das Vertrauen, welches Reinhold seinem Wirthe geschenkt, ihr irgend einen Nachtheil bereitet habe, im Gegentheil, niemals wie heute hatte sie den braven Mann so freundlich und theilnehmend gesehen, und Margarethe sowohl wie Bertha wetteiferten mit einander, ihr Gutes und Liebes zu erweisen.

Als sie aber am späten Abend am Arm Reinhold's den Berg hinunterschritt, war sie anfangs etwas schweigsam, endlich jedoch faßte sie sich, wandte ihr Gesicht lächelnd zu ihm hin und sagte mit leiser herzlicher Stimme:

»Es ist doch gut, daß es so gekommen ist, und nun weiß ich, warum Sie heute Mittag so plötzlich schwiegen, als ich eigensinnig war und Ihrer Bitte unzugänglich blieb. Das thut mir jetzt leid und ich erkläre es Ihnen freimüthig. Dann aber danke ich Ihnen für das, was Sie hinter meinem Rücken gethan, denn, um es Ihnen offen

zu gestehen, ich habe einen recht glücklichen Abend verlebt.«

»Ich wußte es ja!« versetzte Reinhold warm und herzlich, »und daß Sie einmal glücklich waren, habe ich Ihnen wohl angemerkt. Aber ich war es auch und – bin es noch.«

»Auch ich, warum soll ich es nicht sagen? Und über Sie habe ich mich heute doppelt gefreut.« »Warum denn?«

»Trotzdem ich Ihnen Ihre Bitte abgeschlagen, ließen Sie mich das nicht fühlen, und blieben heiter und freundlich gegen mich. Ja, Sie waren einmal so wieder recht –«

»Nun was denn? So sprechen Sie doch!«

»Mein alter Freund!« flüsterte sie, hold erröthend, was Reinhold freilich bei dem flimmernden Sternenhimmel nicht gewahren konnte.

»So,« sagte er, und Sie, was waren Sie? O, Sie waren, was Sie immer sind und bleiben werden –«

»Was denn?«

»Meine liebe Jane! Und darum wollen wir es öfter machen, wie heute, dann vergeht die Zeit rasch, bis –«

»Warum unterbrechen Sie sich? Fahren Sie fort: bis – wollten Sie sagen –«

»Ach, davon will ich jetzt lieber nicht reden,« fuhr Reinhold fort, einen anderen Gedankengang verfolgend, als der ihm eben im Sinn gelegen, »aber nächstens muß ich davon reden.«

»Wovon *müssen* Sie mit mir reden?« fragte Jane gespannt.

»Ich dachte nur vorher, wenn Sie es doch hören wollen, an meinen Abschied von ›Schillings-Lust‹, der doch einmal erfolgen muß.«

Jane's Arm zuckte lebhaft in dem seinen und sie rief lauter und wehmüthiger, als sie es selber wußte: »O, davon schweigen Sie! An *diesen* Abschied will ich – darf ich nicht denken –«

»Und doch müssen wir diesen Augenblick gleich, wenigstens an *einen* Abschied denken, denn ich muß Ihnen doch endlich Gute-Nacht sagen, da wir schon lange vor Ihrer Thür stehen.«

»Ja – aber diesmal ist es nur ein Abschied bis morgen. Nicht wahr? Also auf Wiedersehen!«

Sie reichte ihm die Hand, und wie es Reinhold bedünken wollte, ruhte diese Hand diesmal etwas länger in der seinen als sonst und trennte sich nur schwer von ihr, und wenn sein Gefühl ihn nicht ganz täuschte, so hatte er auch einen leichten Druck empfunden, wie ihre Hand ihm noch nie einen hatte zu Theil werden lassen.

So schieden sie heute, noch immer weit von einander getrennt, aber doch war schon wieder eine Schranke gefallen und Reinhold kehrte mit der Hoffnung heim, daß bald auch die anderen mächtigen Schranken zwischen Jane, der Jüdin, und ihm, dem Christen, fallen würden.

NEUNTES CAPITEL.

Es waren schon sieben Tage verstrichen, ohne daß eine Meldung irgend welcher Art von Gothenburg eingetroffen wäre. Reinhold, der von allen Betheiligten der Unruhigste war, mußte sich in Geduld fügen lernen. Alle Tage, wenn er seinen Wirth aus der Stadt zurück erwarten konnte, ging er ihm entgegen, und wenn er seiner auf dem Wege ansichtig ward, befragte er ihn schon von Weitem mit seinem scharfen Auge, aber noch niemals war er im Stande gewesen, auf der Miene des guten Mannes die so sehnlich erwünschte Nachricht zu lesen.

Am siebenten Tage nach Abgang des bewußten Briefes war er dem Freunde nach drei Uhr entgegengegangen und er glaubte schon, als er ihn kommen sah, auf seinem lächelnden Gesicht eine günstige Meldung zu erkennen. Allein er täuschte sich auch diesmal. Es war keine Nachricht von Gothenburg in Altona eingelaufen, das sagten ihm die ersten Worte des aus der Stadt Zurückkehrenden.

»Aber Sie müssen darüber nicht in Unruhe sein,« fuhr Ernst Schilling auf dem Wege nach Hause zu reden fort; »das Ihnen einzuprägen, hat mich mein Vater ausdrücklich beauftragt. Er selbst hat den besten Muth und erwartet nun stündlich eine Benachrichtigung. Daß Simeon Marcus nicht schreibt und auch keine Depesche schickt, gilt ihm als das sicherste Zeichen, daß er selbst kommen wird, sobald es geht. Uebrigens kann man ja nicht wissen, was ihn von der augenblicklichen Abreise zurückhält. Er ist ein alter Mann, vielleicht auch zu wenig auf

einen solchen weiten Ausflug über die See vorbereitet, oder auch wohl gar verreist, und dann liegt der wichtige Brief ruhig auf seinem Comptoir.«

»Das ist allerdings möglich,« erwiderte Reinhold, »und darauf hätte ich wohl selbst verfallen können. Allein, wenn dies der Fall, so kann sich die Ankunft des Alten noch lange verzögern und unterdeß gehen meine Ferien zu Ende und es kommt die Zeit, wo ich in mein Amt zurückkehren muß.«

»Davon kann jetzt gar keine Rede sein,« entgegnete Ernst Schilling nach einigem Besinnen. »Können Sie selbst etwa daran denken, hier mitten in der Entwicklung Ihres Schicksals abubrechen, nur um einer Pflicht nachzukommen, die nicht die halbe Wichtigkeit für Ihr ganzes übriges Leben hat, wie Ihr Verbleiben hier selbst? Nein gewiß nicht. Fangen Sie Ihre Vorlesungen an der Universität vier Wochen später an, das thun viele der gelehrten Herren, wenn irgend ein Zweck sie in der Fremde festhält. Nun, und Sie hält bei uns ein sehr wichtiger Zweck. Ich würde mich an Ihrer Stelle aller Unruhe über diesen Punkt dadurch entheben, daß ich noch heute einen Entschluß faßte und mir einen um vier Wochen längeren Urlaub erbäte, wenn das nöthig ist.«

»Ich will es mir überlegen,« erwiderte Reinhold nachdenklich. »Gern thue ich es freilich nicht.«

»Ob Sie es gern thun oder nicht, das ist einerlei. Hier giebt es meiner Meinung nach kein Bedenken.«

Reinhold sah das nach einiger Ueberlegung ein, und noch an demselben Abend theilte er dem Rector der Universität und dem Dekan seiner Facultät das Nöthige mit. So war auch diese Angelegenheit zur Befriedigung Aller abgemacht und nur Jane erfuhr aus naheliegenden Gründen nichts davon.

Während der eben erwähnten Tage waren natürlich die Besuche Reinhold's im kleinen Hause fortgesetzt worden, und auch Jane erschien fast täglich bei der befreundeten Familie, wenn auch nie auf so lange Zeit, als es die beiden Schwestern gewünscht hätten. Sie war zu sehr an ihr einsames Leben gewöhnt und hatte noch so viele Kämpfe mit ihrem armen Herzen zu bestehen, daß sie oft eine wahre Sehnsucht, ein unabweisliches Bedürfniß nach Ruhe und Alleinsein empfand. Nach wie vor aber blieb es ihr höchster Genuß, mit Reinhold allein zu sein, denn er störte ihre Einsamkeit nicht. Nein, er half ihr nur dieselbe verkürzen und versüßen, und gerade durch ihn wurde sie ihr lieb und werth. Im Ganzen hatte sich in den letzten Tagen das Verhältniß zwischen Beiden nicht verändert, obwohl eine etwas größere Innigkeit in der Rede und im geistigenn Anschmiegen selbst auf Seiten Jane's nicht zu verkennen war. Freilich mußte sie sich mit allen Kräften bemühen, ihre alte Ruhe zu bewahren und den tumultuarischen Schlag ihres Herzens zu besänftigen, wenn dasselbe einmal überfließen und dem im Stillen geliebten Freunde sich mit fast unbezähmbarer Gluth nähern wollte.

So hatte auch sie einen reichen Genuß von den ihr geweihten Stunden, und während Reinhold sich seinen frohen Erwartungen hingab und die Minuten zählte, die ihn von seinem kaum noch bezweifelten Glücke trennten, nahm Jane dankbar die von der Vorsehung ihr gespendete Gabe an, ohne von dem Augenblick mehr zu verlangen, als er ihr nach Lage der Verhältnisse zu bieten vermochte.

Doch die Stunde der Erlösung sollte ihnen Beiden in der That noch früher schlagen, als sie es erwarten oder befürchten mochten. Der achte Tag nach Abgang des Briefes war angebrochen und es war einer der lieblichsten Tage, die dieser Herbst der Erde und ihren dankbaren Bewohnern spendete. Durch leichte Nebelschleier hatte sich die Sonne in aller Frühe durchgekämpft und schon um zehn Uhr Morgens strahlte sie hell am blauen Himmel, während nur ein leichter Windzug aus Südosten herüberströmte, kaum stark genug, die großen Segel aufzublähen, die vor der bald beginnenden Fluth noch der See näher zu streben eilten.

Bald nach zehn Uhr hatte Reinhold seinen gewöhnlichen Gang nach dem kleinen Hause angetreten und etwa eine Stunde in Jane's Gesellschaft in ihrem Saal zugebracht. Als es aber allmählig im Freien wärmer wurde und die Sonne so einladend vom klaren Himmel in das enge Zimmer blickte, forderte Reinhold Jane auf, mit ihm nach der Pappel zu gehen, um den ihm so lieb gewordenen Platz unter derselben einzunehmen und die freie Luft noch so lange zu genießen, als es das Wetter erlaubte.

»Oft werden wir doch nicht mehr auf unserer kleinen Bank sitzen,« sagte er, als Jane sogleich bereitwillig aufstand und nach ihrem Tuche griff; »eine einzige kalte Nacht braucht nur zu kommen, und dann hat es auch mit dieser Lust ein Ende!«

Jane seufzte unhörbar bei diesen Worten, aber sie nickte zustimmend mit dem Kopfe und legte ihren Arm sanft in den Reinhold's, als dieser sie dazu aufforderte. So gingen sie nach der Pappel hinab und bald saßen sie wieder in ihrem Schatten auf der schmalen Bank dicht neben einander und schauten, wie auch sonst, eine Weile schweigend über den in den Sonnenstrahlen wie Silber und Gold glänzenden Fluß, der eben die ersten Wellen aus dem steigenden Meere empfing und mit leichter Brandung über die Kiesel am Ufer rauschte.

Ja, sie saßen hier so eng, so dicht beisammen – im Geiste vereint, was Reinhold freilich noch nicht ahnte, – aber doch waren sie in Wirklichkeit noch weit von einander getrennt! – O, wie oft geschieht das im menschlichen Leben und wie vielen sich ganz ergebenen Menschen war es schon ähnlich ergangen! Sie sind sich so nahe, daß sie fast zusammen zu gehören scheinen; ihre Kleider berühren sich, der Athem ihres Mundes vermischt sich, ihre Gedanken, ihre Wünsche fließen in einander ihre Empfindungen strömen mit gleicher Hast und Gluth nach demselben Ziele, aus dem Einen in den Andern über – und doch sind sie himmelweit von einander getrennt! Eine Kluft liegt zwischen ihnen, die Keines von

ihnen überspringen kann, eine Schranke hält sie gewalt-
sam fern, daß sie ihre Seelen nie ganz vereinen können,
vereinen, indem sie ihre Hände getrost zusammenlegen,
Herz an Herz sinken und die eine Seele in die andere
überströmen lassen.

O, welche Noth, welche Qual, welche Schmerzen birgt
diese schreckliche Trennung bei solcher Nähe! Sich nicht
angehören dürfen, wenn man meilenweit von einander
entfernt ist, ist eine erklärliche, eines natürliche Sache;
aber sich fern bleiben *müssen*, wenn man sich mit den
Händen berühren kann, das ist eine unnatürliche, eine
qualvolle, eine kaum erträgliche Pein. Darum auch ist die
durch räumliche Entfernung bewirkte Trennung Lieben-
der viel leichter zu ertragen, als wenn sie sich so nahe
sitzen, wie Jane und Reinhold jetzt saßen, und durch
irgend ein Gebot, eine feindselige Macht, einen unum-
gänglichen Zwang von einander gerissen werden.

Von dieser Noth und Qual mochte heute ein Bewußt-
sein in ihnen rege sein, und darum vielleicht lag in ihren
Augen, als sie sich bisweilen heimlich anblickten, eine
unendliche Traurigkeit und in ihren Herzen quoll eine
machtvolle Welle namenloser Sehnsucht nach der andern
auf. So schauten sie denn schweigend auf den belebten
Fluß hinaus, aber sie sahen nur wenig, was außer ihnen
lag, weil sie zu viel zu empfinden und niederzukämpfen
hatten, was in ihnen tobte und kochte, wodurch jene ge-
heimnißvolle Schranke nur noch mehr befestigt und hö-
her gebaut wurde.

»Wenn denken Sie in diesem Augenblick?« unterbrach da Jane plötzlich das lange Schweigen. »Ich möchte es wohl wissen, wenn es mir auch, nach dem Ausdruck Ihrer Miene zu schließen, nicht gerade sehr angenehm scheint.«

Da wandte sich Reinhold, durch diese Frage aus seinen Träumen aufgeschreckt, rasch nach ihr herum, und indem er zu lächeln versuchte, sagte er ruhig:

»Es ist derselbe Gedanke, liebe Jane, der mich schon neulich einmal heimgesucht hat und trotz meines Wunsches immer wieder zu mir zurückkehrt. Wenn Sie ihn wissen wollen, so will ich ihn nennen – es ist der traurige Gedanke, daß wir uns doch einmal von diesem lieben Platze trennen müssen, ohne ihn vielleicht jemals im Leben wiederzusehen. O, haben auch Sie schon recht ernstlich daran gedacht, daß in kurzer Zeit die Stunde schlagen kann, vielleicht schlagen muß, wo ich von diesem Orte scheide, um in meine geräuschvollere Heimat zurückzukehren?«

Jane fuhr in jähem Schreck empor und schlug die weißen schönen Hände zusammen, um sie dann matt in den Schooß sinken zu lassen. »O, mein Gott,« rief sie, »woran erinnern Sie mich! Das ist ja das bleiche Schreckgespenst, das mir bereits viele Tage und Nächte nicht mehr aus dem Sinn gekommen ist, seitdem Sie schon einmal davon gesprochen haben. Ich, ich für meinen Theil glaubte es schon sicher gebannt zu haben, und nun rufen Sie es wieder aus seinen dunklen Schatten hervor. O, es ist nicht

recht, nicht lieb von Ihnen, mir diese schöne Stunde damit zu verderben!«

»Und doch, Jane, muß ich es hervorrufen und Sie an diese immerhin mögliche Trennung mahnen. Stellen Sie sich also einmal recht lebhaft meine Lage vor und versetzen Sie sich in meine Stimmung, meine Empfindung, die Sie ja in Bezug auf Sie so genau kennen. Also ich werde von Ihnen gehen, weit, weit fort. Und da soll ich ohne die schöne Hoffnung, ohne den festen Glauben gehen, daß ich hier ein Herz zurücklasse, dem ich vertrauen kann?«

Jane schaute ihn scheu von der Seite an. »Meinem Herzen können Sie ja vertrauen,« sagte sie leise und im Innern erbebend – »ich bin ja Ihre Freundin – für's ganze Leben – ja, ja, für's ganze Leben – könnte ich es etwa noch länger sein?«

»Nein, *länger* nicht, wenn wir uns nicht etwa vorstellen, daß für uns Menschen auch im Himmel die Fortsetzung unserer Gefühle und Empfindungen folgt. Aber mehr könnten Sie mir vielleicht doch schon für die Erde sein, als was Sie nur sein wollen – meine Freundin!«

Jane zog die Falten ihres Kleides näher an sich und rückte um einen Zoll weiter von ihm fort, als fürchte sie, ihre wirkliche Empfindung könne sie überwältigen und die Nähe ihres Freundes könne sie veranlassen, dieselbe zu verrathen. Dann schüttelte sie leise auf anmuthige und doch schmerzliche Weise den Kopf und flüsterte, indem sie sich mehr denn je Gewalt anthat:

»Nein, nein, nein, – ich *kann* es nicht, und Sie wissen, warum ich es nicht kann. Doch,« fuhr sie rasch weiter

und lauter fort, »lassen Sie uns lieber heute nicht hiervon und auch nicht von unserer bevorstehenden Trennung reden. Warum sollen wir uns quälen vor der Zeit? Kommt die bittere Stunde, und sie muß ja einst kommen, dann wird uns Gott auch die Kraft dazu geben, sie zu überstehen. – Ach, freilich,« fügte sie nach einer Weile wieder leiser hinzu, »das sage ich zwar jetzt, wo Sie noch bei mir sind, aber wenn ich allein bin und mir der entsetzliche Gedanke kommt, daß ich eines Morgens hier aufwachen und mich allein, ohne Sie, meinen Freund, finden könnte, dann packt es mich wie eine räuberische Faust und will mich erwürgen. Das ist schrecklich, mein – Freund, nicht wahr?«

Das Wort: mein *lieber* Freund, hatte ihr dabei auf der Lippe geschwebt, aber sie drückte es nieder, wie sie bisher mit unendlicher Standhaftigkeit ihre ganze Liebe niedergedrückt.

»Ja, es ist schrecklich,« erwiderte Reinhold, mit dem Kopfe nickend, »und dieser entsetzliche Gedanke hat auch mich früher oft heimgesucht und mich, wie Sie so richtig sagen, wie eine räuberische Faust gepackt.«

»Wie? Früher, sagen Sie? Und jetzt thut er es nicht mehr?«

Reinhold blieb stumm, so wehmüthig die eben gesprochene Frage auch an sein Ohr drang.

»Ich bitte Sie, so reden Sie doch!« bat Jane mit flehender Stimme. »Hat dieser fürchterliche Gedanke jetzt keine Gewalt mehr über Sie?«

Reinhold drehte sich nach der so heftig ihn Bedrängenden ruhig um und sein Gesicht drückte dabei eine fast an Heiterkeit streifende Befriedigung aus. »Nein,« sagte er mit herzlichem Tone, »eigentlich hat er jetzt keine Gewalt mehr über mich und ich fürchte ihn viel weniger als ehemals. Wundern Sie sich darüber nicht, mir ist es darin ganz eigen ergangen. Seitdem ich Ernst Schilling meinen Zustand und das Verhältniß mit Ihnen vertraut, kommt er mir bei Weitem nicht mehr so oft in den Sinn und, wenn er kommt, tritt er viel milder und ungefährlicher auf. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum ich jetzt im Stande bin, die Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verbringe, mit ganzer Hingebung und froherer Zuversicht zu genießen.«

»O, wer das auch könnte!« seufzte Jane schmerzlich bewegt und ließ die Hände wieder matt in den Schooß sinken. »Ich, ich – ich kann es nicht – nein, nein!«

»Es lernt sich mit der Zeit, liebe Jane, und Sie werden es auch lernen. Doch – lassen Sie uns lieber von so traurigen Gedanken – die wenigstens Sie traurig machen – abbrechen. Mir ist – sage ich es offen – heute ganz wunderbar zu Muthe!«

»Wie denn? Darf ich das nicht wissen?«

»O ja, aber Sie fragen, wie? Ich kann es eben nicht beschreiben, sonst hätte ich es nicht wunderbar genannt. Sagen Sie mir: sind Sie schon einmal im Traume geflogen?«

»O ja, aber das ist ein unangenehmes Gefühl, namentlich wenn man plötzlich aus dem Himmel auf die Erde stürzt.«

»Gewiß. Aber wenn man im wachenden, bewußtvollen Zustande fliegt, sich aufschwingt in lichtere Höhen, über Zeit und Raum hinweg, und dabei nicht auf die Erde stürzt, vielmehr gleichsam wirklich in den Himmel steigt, wo Alles so ruhig, so friedlich, so wonnig ist – das ist ein angenehmes, sogar ein köstliches Gefühl –«

»Haben Sie denn dies Gefühl heute?« fragte Jane, auf das Höchste verwundert.

»Ja, Jane, ich habe es. Eigentlich habe ich es schon mehrere Tage, und wird alle Tage stärker. Heute aber ist es so stark, wie es noch nie gewesen, und mir ist, als ob ich Schwingen hätte, die mich über Länder und Meere forttrügen und mit mir alle Hindernisse und Kümmernisse, die noch kurz zuvor meine ganze Brust umringten und erfüllten und mich von dem Ziel meiner Wünsche abhielten.«

»Da ist ja seltsam.«

»Ja, das ist es. O, möchten Sie wohl mit mir fliegen?«

»Warum nicht? Wenn ich nur auch Schwingen hätte, wie Sie, aber mir hat die Vorsehung keine geschenkt – ach nein!«

»O, die meinigen sind stark genug, uns Beide zu tragen. Vertrauen Sie sich nur meiner Kraft an – Jane, liebe Jane, kommen Sie!«

Sie sah ihn liebevoll, schüchtern an, wie eine Taube, die sich an eine andere Taube anschmiegen will, aber sie

rückte im um keines Haares Breite näher. »Ich verstehe und begreife Sie heute gar nicht,« sagte sie endlich, nachdem sie sich wieder gesammelt.

»O, ich mich auch nicht, aber das ist ja eben mein wunderbares Gefühl –«

Er wollte noch weiter sprechen, aber er wurde unvermuthet unterbrochen. Ein leichter Fuß und rauschende Kleider ließen sich auf der kleinen Treppe nach dem einsamen Platze hören und einen Augenblick später wurde Bertha Schilling sichtbar, die in athemloser Hast gelaufen kam und, auf ihrem gerötheten Gesicht die Spuren großer Aufregung tragend, erst gar nicht sprechen konnte.

Reinhold war sogleich von seinem Platze aufgesprungen, als hätten die Schwingen, von denen er so eben gesprochen, sich schon zum Fliegen entfaltet.

Er ahnte im schnell gefaßten Geiste, was die Tochter seines Wirthes so hastig herbeigeführt. Auch Jane war aufgestanden, aber nicht aus demselben Grunde bewegt, wie Reinhold, malte sich nur ein neuer Schreck auf ihrem bleichgewordenen Antlitz ab.

»Bertha!« rief der Professor. »Was giebt's? Warum kommen Sie so eilig gelaufen?«

Bertha sammelte sich wunderbar rasch, als sie die bestürzten Gesichter der Beiden vor sich sah, und erinnerte sich zu rechter Zeit der Ermahnungen, die ihr Vater ihr eben mit auf den Weg gegeben. Sie gab ihrem Gaste nur einen raschen heimlichen Wink mit den Augen und sagte dann, noch immer halb athemlos:

»Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe, Herr Professor. Mein Vater hat unerwartet so eben Besuch erhalten und muß nach der Stadt fahren. Vorher aber möchte er Sie gern sprechen und darum haben Sie wohl die Güte, sich sogleich zu ihm zu begeben. Er erwartet Sie im Garten vor dem Hause.«

Reinhold athmete tief auf, seine Ahnung hatte ihm das Richtige verrathen. Schnell männlich gefaßt, wandte er sich zu Jane und sagte mit ziemlicher Ruhe:

»Sie entschuldigen mich; diesem Gebote werde ich wohl folgen müssen. Aber bleiben Sie im Hause, wenn ich bitten darf, ich komme wieder zu Ihnen herab, sobald ich mein Geschäft beendet habe.«

Jane blieb stumm; Bertha aber nahm, rasch gefaßt, das Wort und sagte: »Uebereilen Sie sich nicht; auch wenn Sie eine Stunde oder länger oben festgehalten würden, so soll unsere gute Jane doch – *jetzt*« – sie betonte das Wort – »nicht der Gesellschaft einer Freundin entbehren. Ich bleibe hier, bis Sie wiederkommen, denn ich habe oben nichts zu thun.«

Reinhold nickte ihr freundlich zu. Dann nahm er seinen Hut, den er auf den Tisch gestellt, reichte Jane herzlich die Hand und stieg sogleich, anfangs ziemlich langsam, bald aber immer rascher schreitend, den Berg empor.

Als er auf der obersten Terrasse ankam, klopfte sein Herz stark, seine Schläfe pulsirten fühlbar und das Blut

war ihm sichtbar in den Kopf gestiegen. Ach, die Gedanken, die peinliche Erwartung dessen, was ihm nun bevorstehen würde, hatten ihn eben so aufgereggt, wie das schnelle Ersteigen des Berges, und so kam er so athemlos oben an, wie wir eben Bertha am Fuße des Berges gesehen.

Diese hatte die Wahrheit gesprochen: ihr Vater ging vor der Thür seines Hauses ungeduldig auf und ab und auch auf seinem Gesichte prägte sich die schwere Bedeutsamkeit der gegenwärtigen Stunde aus.

»Na, endlich sind Sie da!« lautete sein erstes, an Reinhold gerichtetes Wort. »Das ist gut. Nun, Sie werden sich schon gedacht haben, was vorgefallen ist, oder hat Ihnen Bertha etwas gesagt?«

»Nein, sie konnte mir nichts sagen, da ich sie nicht allein gesprochen habe. Jane war bei uns, und Bertha ist bei ihr geblieben, bis ich wiederkehre. Aber nun – ist er gekommen?«

»Ja, mein Freund, er ist gekommen. Vor zwei Stunden erst ist er aus dem Waggon der Lübecker Eisenbahn gestiegen und sogleich zu meinem Vater nach Altona gefahren, voll brennenden Eifers, seinen alten Freund wiederzusehen und ihm mit allen seinen Kräften in der bewußten Noth beizuspringen. Ach, mein Vater hat den alten Simeon Marcus sehr gut gekannt und richtig taxirt. Wie er nun mit ihm fertig werden wird, ist seine Sache. Als der Alte, – so denke ich es mir wenigstens, denn mein Vater hat nur wenige Worte mit mir reden können – nun gleich auf der Stelle die Hauptsache erfahren wollte, hat

mein Vater ein bedenkliches Gesicht gemacht und ihm angedeutet, daß das nicht so rasch gehe. Nicht in seinem Hause herrsche die gemeldete Noth, sondern in meinem. Und so ist er alsbald, nachdem der alte Mann sich nur ein wenig erholt und erfrischt, mit ihm herausgefahren. Unterwegs holten sie mich ein, der ich heute, einer dunklen Ahnung folgend, etwas früher nach Hause ging als sonst, und so trafen wir um zwei Uhr hier ein. Ich fand meinen Vater im Wagen sehr schweigsam, obgleich er sich sichtbar freute, daß der Alte so pünktlich gewesen und daß ihm bis hierher sein Plan so vortrefflich geglückt. Im Ganzen habe ich mich über seine Fassung gewundert, und die eiserne Beharrlichkeit und Festigkeit eines so alten Mannes hat mich in Erstaunen gesetzt. Er faßt die Sache ernst auf, verlassen Sie sich darauf!«

»Und Simeon Marcus?« fragte Reinhold, dessen Herz noch immer lebhaft schlug.

»Ja der! Wie gesagt, ich habe ihn nur wenige Minuten im Wagen beobachten können und da hat der alte Mann allerdings einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Nun, ich will ihn nicht schildern. Sie werden ja selbst bald seine Bekanntschaft machen. Jetzt sitzen sie oben in meinem Zimmer und – beginnen das große Geschäft. Es ist schade, daß man nicht von Anfang an dabei sein und sie Beide beobachten kann, das wäre gewiß interessant. Ehe sie in das Zimmer gingen, hat mir mein Vater nur in der Eile gesagt, daß ich Sie herbeischaffen und in Bereitschaft halten solle. Wenn er in seiner Unterhaltung mit Simeon Marcus so weit gekommen, daß er

Sie brauche, werde er dreimal klingeln. Auf dieses Zeichen müssen wir also achten. Kommen Sie jetzt in das Haus und setzen Sie sich mit mir ruhig nieder. Sie werden sich etwas sammeln müssen, denn daß Sie in Aufregung sind, sehe ich und finde es natürlich. Nun aber halten Sie den Kopf aufrecht und fassen Sie Ihren Muth zusammen. Ihr Schicksal hängt zwar an einem seidenen Faden, aber mein Vater hält ihn in geschickter Hand. Darauf können Sie sich verlassen. Was Ihnen auch begegnen mag – behalten Sie Ihre Ruhe und Manneswürde; damit imponirt man immer und überall, dem Christen wie dem Juden, und diesem schwedischen Eisenkopf sollen und müssen Sie imponiren. Wohlan denn! Kommen Sie und setzen wir uns, bis die Glocke uns das Zeichen giebt.«

Beide Männer traten in das Haus und begaben sich in das kleine Gemach, welches früher Ernst Schilling's verstorbene Gattin bewohnt hatte, weil hier die Glocke hing, die von oben her ihnen das verabredete Zeichen geben sollte. Reinhold, tief bewegt und voll der gespanntesten Erwartung, ließ sich sogleich auf einen Sessel nieder, weder den Freund beachtend, der in seiner Nähe Platz genommen, noch irgend einen äußeren Gegenstand gewahrend und nur von Zeit zu Zeit nach der an der Decke hängenden Glocke blickend, die ihn – das war kein kleiner Augenblick für ihn – vor das gefürchtete Angesicht des Vaters seiner Jane rufen sollte. So sah er auch nicht, daß sein Wirth, der stets an Alles und immer an das Richtige dachte, ihm ein Glas kräftigen Weines eingoß und etwas

Brod auf einen Teller legte, bis dieser selbst ihn darauf aufmerksam machte und sagte:

»Genießen Sie einen Bissen und trinken Sie ein Glas Wein. Sie können Beides gebrauchen, denn nun sehe ich im Voraus, daß unser Mittagmahl heute etwas lange hinausgeschoben wird. Mein Vater speist stets nur, wenn er seine Geschäfte abgewickelt hat, und das heutige Geschäft möchte ihn etwas lange in Anspruch nehmen. Also greifen Sie zu – es ist niemals gut, wenn ein Soldat mit leerem Magen in die Schlacht geht; es kämpft und streitet sich besser, wenn man seine Kräfte beisammen hat. Auch Sie werden heute wenigstens ein kleines Scharmützel zu bestehen haben, und darum stärken Sie sich.«

ZEHNTES CAPITEL.

Während die beiden jüngeren Männer im unteren Stockwerk des Hauses voller Spannung und Erwartung dem Rufe der Glocke entgegensahen, wollen wir uns in Ernst Schilling's im oberen Stockwerk gelegenes Arbeitszimmer begeben, um daselbst der bedeutungsvollen Unterredung beizuwohnen, die zwischen den beiden alten Freunden, dem Juden und dem Christen, schon seit einiger Zeit geführt wurde und Beider Gemüth auf gleiche Weise in Anspruch nahm.

Da es ein heller, klarer Tag und erst etwa drei Uhr Nachmittags war, so schien die Sonne noch mit ungebrochenem Glanze in die gegen Süden gelegenen Fenster und vergoldete mit ihrem reinen Licht jeden Winkel des geräumigen Zimmers, so daß wir die Gesichtszüge

der beiden sich unterredenden Männer darin auf das Genaueste betrachten und dem lebhaften Spiel ihrer Mienen Zug für Zug folgen können.

Ohne Zweifel war es ein interessantes Studium, die beiden Greise zu beobachten, von denen der Eine vierundsiebzig und der Andere sogar vierundachtzig Jahre zählte, und nicht leicht hätte man einen größeren Contrast ausfindig machen können als den, der sich in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, wie in ihrem Wesen und Gebahren, in ihren Mienen und Blicken darbot.

Fassen wir zuerst den uns noch unbekanntem Juden in's Auge, so sehen wir in ihm einen hageren, etwas lang aufgeschossenen Mann von festgefügtter Gestalt, die, den Einwirkungen des Alters noch immer Trotz bietend, ihre frühere gerade und etwas steife Haltung bewahrt hatte. Zwar trug er moderne Kleider von nicht ungefälligem Schnitt, aber dennoch bot er darin einen etwas fremdartigen Anblick dar, da der Rock etwas zu lang gerathen war, fast bis auf die Hälfte der über die Beinkleider gezogenen blitzenden Stiefel herabfiel und ungeachtet seiner etwas zu üppigen Falten die Magerkeit der Musculatur und den eckigen Knochenbau des alten Mannes scharf hervortreten ließ. Seinen ausdrucksvollen Kopf und das intelligente Gesicht umrahmte ein langes, fast schneeweißes und leicht gekräuselttes Haupt- und Barthaar und nur

den kahlen Schädel bedeckte ein kleines rundes Käppchen von schwarzem Sammet, doch so, daß die breite gewaltige Stirn mit ihren regelmäßig gezogenen und charakteristischen Furchen vollkommen sichtbar blieb. Unter überaus starken und weit hervorstehenden eisgrauen Augenbrauen aber blitzte ein großes, dunkelbraunes Auge voll Gluth und Leidenschaft, das, mehr unstäten als festen Blicks, bei Gelegenheit Feuer zu sprühen schien. Die etwas lange und stark gewölbte Nase hob sich edel aus dem dichten Bartgeringel hervor, und nur wenn er sprach, waren die markigen, grell rothen Lippen zu sehen, während sie der Bart, wenn er schwieg, vollständig bedeckte. In seiner Sprache, die etwas scharf, hastig und überaus lebhaft war, lag kaum ein fremder Accent, der den Juden verrathen hätte, wohl aber ließen die Bewegungen seiner Arme und Hände, das nach unserer Meinung charakteristischste und sich durch Generationen fortpflanzende Zeichen, selbst wenn das jüdische Blut sich längst mit christlichem gemischt hat, erkennen, daß er ein Nachkomme Israels war.

Im Ganzen prägte sich auf den scharfen und wohlgebildeten Zügen, im Blick, in der Sprache und allen Bewegungen Simeon Marcus' ein eisener Wille, eine große Characterstärke aus, und vielleicht auch ein leichter Anflug von jenem angeborenen Fanatismus, dem kein Jude, der aus älterer Zeit stammt, die Bedrückungen seines Volkes mit erlebt und empfunden und unter den niederbeugenden Einwirkungen christlicher Verfolgungssucht gelitten hat, weder durch Bildung noch Willenskraft entgeht.

Wenn wir die mehr angedeuteten als ausgeführten Gesichtszüge Simeon Marcus' nun genauer durchforschen und darin vielleicht eine Aehnlichkeit mit seiner Tochter Jane zu finden suchen, so dürften wir dies vergebens thun. Nein, Jane, die ihrer verstorbenen Mutter ähnlich sah, hatte keinen leiblichen Zug von ihrem Vater übernommen, und höchstens erinnerte das schöne braune Auge an eine nähere Verwandtschaft, und besonders in manchen Momenten, wenn es sich von dem Sprechenden, wie Jane es so oft that, abwandte und dann das Licht des Tages in den blitzenden Pupillen widerspiegelte, ein Blick, den wir schon früher einmal an Jane schön genannt und als das einzige Kennzeichen erwähnt haben, daß auch sie die Tochter eines Juden war.

Allein ein lebhaft an Jane erinnernder geistiger Zug war doch auf dem sonst viel strengeren, kälteren und härteren Gesicht ihres Vaters zu entdecken, aber dazu bedurfte es eines aufmerksamen, ja, scharfen und im Auffinden solcher geheimen Züge geübten Auges. Unter der Oberfläche der faltigen und etwas gelblichen Gesichtshaut dieses Mannes wurde nämlich, wie ein zweites unsichtbares Gesicht, bisweilen ein eigenes Schwirren oder Zittern bemerklich, was namentlich hervortrat, wenn sein Gemüth stark in Anspruch genommen und er gezwungen ward, seiner hervorbrechenden Leidenschaft einen Zügel anzulegen. Auch stellte es sich nur ein, wenn er schwieg und dabei einen vielleicht in seinem tiefsten Innern ihn quälenden Gedanken verarbeitete oder wenn

er irgend eine ihn betrübende Empfindung von sich abhalten wollte. Dieses nervöse Vibriren erschien wie ein geheimnißvoller Kampf mit seinen eigenen Leidenschaften, ein Appelliren an das jedem Menschen innewohnende Gefühl, und nahm nicht selten, und hierin lag die Aehnlichkeit mit Jane, den Ausdruck einer Traurigkeit, eines tief verborgenen Wehes ohne Gleichen an, das um so herber, um so bedrückender sein mußte, je weniger es sich in einer lauten Klage äußern und nur durch den eisernten Willen in Fesseln gehalten werden konnte. Wurde dieser Wille nun absichtlich in Thätigkeit gesetzt und sprach er sich in mehr oder weniger entschiedenen Worten aus, dann wich jener mildere, weichere Zug innerster Bekümmerniß und an seine Stelle trat der alte Trotz, die starke, kalte Miene, und dann war Simeon Marcus der unbeugsame fanatische Jude, den auch der alte Schilling so wohl in ihm kannte und den er allein bei dem edlen Unternehmen fürchtete, das er mit so warmem Eifer begonnen hatte und jetzt mit dem Aufgebot seiner ganzen moralischen Kraft zu einem glücklichen Ende zu führen entschlossen war.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf den alten Christen, so gewahren wir auf der Stelle den vorher angedeuteten Contrast. Auch er war ein hoch betagter Greis, wir wissen es ja, auch sein ehrwürdiger Kopf war mit weißen Haaren bedeckt; in seiner gebeugten Haltung lag sogar, jetzt in der Aufregung des Augenblicks freilich weniger als sonst, eine größere Hinfälligkeit, ein allmäliges Hinsinken menschlicher Natur, allein wie wich der Ausdruck

seines charactervollen Gesichts so weit von dem seines jüdischen Freundes ab!

Der alte Herr saß auf einem gewöhnlichen Rohrstuhl, wie Simeon Marcus, an dem runden Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. Seine leicht nach vorn gebeugte Gestalt hielt sich heute mehr als gewöhnlich aufrecht, und seine Hände, die sonst leicht in ein leises Beben geriethen, wenn sie sich eifrig bewegten, waren diesmal fest und führten nur entschiedene und seine Worte unterstützende Geberden aus. Sein gänzlich bartfreies Gesicht war von der inneren Aufregung geröthet und seine klugen blauen Augen blitzten von einem seltsamen Feuer. In seinen Zügen lag eine feste Entschlossenheit, ein kräftiger Wille ausgeprägt; dabei aber waren die eigentlichen Lichter desselben, die Linien einer milden Freundlichkeit, einer unsagbaren Gutmüthigkeit und Menschenliebe nicht verwischt, und gerade sie ließen ja zu jeder Zeit sein Angesicht so wohlthuend, so wirkungsvoll und anziehend scheinen. Und dennoch umlagerte eine nicht ganz zu verkennende Besorgniß seine fest geschlossenen Lippen, wie das ihm selbst helltagende Bewußtsein, daß er heute einen schweren Kampf zu kämpfen haben werde; seine Augen dagegen strahlten ein großes Vertrauen aus, das um so siegreicher zum Vorschein kam, je mehr er erkannte, daß Simeon Marcus noch sein alter Freund geblieben war und daß er mit seiner milderen Lebensanschauung noch immer die frühere Einwirkung auf die erstarrten Gefühle und den freilich mit der Zeit verhärteten Sinn des Juden besaß.

So saßen sie also wie zwei kampfbereite Streiter an dem großen runden Tisch sich einander gegenüber und schauten sich, während sie sprachen, lange und prüfend mit scharfen, durchdringenden Blicken an; und wie der Eine von ihnen mit Aufbietung alles seines Scharfsinnes errathen zu wollen schien, warum man ihn so plötzlich und mit so ernstem Nachdruck hierhergerufen, suchte der Andere eine Lücke in dem Wesen des Freundes zu ergründen, in welche er kühn eindringen und, den nöthigen Raum zur Entwicklung seiner Thätigkeit findend, den so wohl überlegten Plan seines Herzens zur Handlung gestalten und diese zu einem günstigen Ende führen könne.

Als wir zu ihnen in's Zimmer treten, hatten sie schon lange mit einander gesprochen und ihre Meinungen über verschiedene Dinge ausgetauscht, die sich jedoch nur auf die weit hinter ihnen liegende Vergangenheit bezogen und Verhältnisse und Personen berührten, die für uns weiter kein Interesse bieten. Endlich aber war ihrer Erinnerung an frühere Zeiten ein Genüge geschehen und nun mußte der Gegenwart Rechnung getragen werden. Aber obgleich Simeon Marcus schon öfter von dem begonnenen Gespräche hatte abbrechen wollen und seine Spannung sichtbar wuchs, die Hauptmittheilung zu erhalten, weshalb er aus seiner Ruhe in der Heimat aufgestört worden war, so übereilte sich der alte Herr doch nicht im Geringsten mit seinen Ergießungen; er hatte immer noch einige Fragen über abgelaufene Zeiten zu thun, und immer wieder kam er, wie es alte Leute so gern thun,

auf seine Jugendzeit zurück, wobei er offenbar bemüht war, die alte Herzlichkeit, die frühere Geistesgenossenschaft in der Brust des langjährigen Freundes zu wecken, um mit ihrer Beihülfe zuletzt an das vorgesezte ernste Werk zu gehen. Erst als er sich fest überzeuget, daß diese Herzlichkeit nicht erstorben, daß die alte brüderliche Gesinnung noch wohlerhalten in dem Gemüthe des Juden wurzele, erst da ließ er die Vergangenheit ruhen und wandte sich nun mit allmählichem Uebergange der Gegenwart und ihrer wichtigen Aufgabe zu.

Während dieses langen Gesprächs waren Simeon Marcus' Züge immer gespannter, gleichsam horchender, lauschender geworden sein glänzendes Auge ruhte mit haarscharfer Aufmerksamkeit auf dem Blick und der Miene des so eifrig sprechenden Freundes. Dieser aber, die Augen seines Gegners immer festhaltend und seine Spannung gewahrend, bemühte sich nur um so mehr, seine gewöhnliche Ruhe wiederzugewinnen, um mit gesammelter Kraft sich plötzlich auf sein Ziel loszustürzen. Endlich war eine kurze Pause in ihrem Gespräch eingetreten und der Aeltere von Beiden bedeckte sich einen Moment lang die Augen mit der Hand, als fühle er sich ermüdet oder als suche er einen andern Gegenstand der Unterhaltung auf. Als er nun aber des Juden Augen immer verwundervoll auf sich gerichtet sah, die deutlich verkündeten, daß sein reger Geist die Erwartung des Kommenden kaum noch bemeistern könne, sagte er ruhiger als vorher und mit seiner ganzen ihm so eigenen Milde und Freundlichkeit.

»Nun, Simeon, haben wir, denke ich, genug über unsere Vergangenheit verhandelt. Laß sie ruhen und wenden wir uns jetzt der Gegenwart zu. O, Du glaubst nicht, wie ich mich freue, die mir so angenehme Erfahrung zu machen, daß Du unsere früheren Jahre nicht vergessen hast. Das thut wohl, sehr wohl, mein guter Bruder. Ja, ich sehe, Du bist noch mein alter Freund; die lange, zwischen damals und jetzt liegende Zeit hat Dich mir nicht abwendig gemacht, und das ist gut, denn ich kann Deine Freundschaft gebrauchen.«

Simeon Marcus nickte befriedigt und, kurz und bündig, wie er in Geschäftssachen immer war, faßte er sogleich das letzte Wort des Freundes auf und sagte in seiner hastigen Weise:

»**Aha! So sprich es nur aus, womit ich Dir helfen kann und komm' endlich zur Sache. Du wirst mich nicht umsonst aus meinem alten Hause aufgerüttelt haben, das kann ich mir denken – und ich, ich habe es redlich mit Dir gemeint und ohne Zögern die für mich so beschwerliche Reise angetreten. Nur Du allein und Dein Nothruf konnte mich dazu bewegen. Aber jetzt laß mich die Verlegenheit vernehmen, in der Du Dich, wie ich Dir trotz aller Deiner erkünstelten Ruhe wohl angemerkt, befindest.«

»Ha, ja, es freut mich, daß Du so willig und eifrig warst und Du sollst auch gleich Alles hören, was Dir zu wissen bestimmt ist. Aber erst laß mich noch eine Frage thun. Meine beiden Söhne, die in meiner Nähe leben, hast Du gesehen, den einen in der Stadt, den anderen hier, und nachher sollst Du auch des Letzteren liebe Kinder kennen

lernen. Nun aber gieb mir zuerst einen kurzen Bericht von *Deiner* Familie. Daß Dir zuerst Deine gute Frau und dann mehrere Kinder gestorben, hast Du mir geschrieben, aber – Du hattest ja noch *eine* Tochter – wie heißt sie doch?«

Diese unerwarteten Worte trafen den darauf so wenig vorbereiteten Juden bis in das tiefste Herz, das gewahrte der kluge Alte, der einen so geschickten Schlachtplan entworfen, sogleich. Seinen ganzen Körper überflog ein sichtbares Beben, er griff sich verlegen erst in seinen weißen, langen Bart, theilte ihn in der Mitte mit zitternden Fingern, was er bei großen Erregungen häufig und fast mechanisch that, und starrte dann mit gläsernem Auge von dem alten Freunde fort nach dem Fenster hin, in einer Art und Weise, wie sie auch Jane eigenthümlich war, wenn ein schwer wiegendes Wort oder eine wichtige Frage ihr Gemüth mächtig in Anspruch nahm.

»Wie heißt sie doch?« fragte der alte Schilling mit noch lauterer Stimme, da sein Freund anhaltend schwieg.

Jetzt mußte Simeon Marcus antworten, aber seine Stimme kam hohl aus seiner Brust und klang heiser, als ob sein Athem sie nicht entschlüper lassen wollte. Als er aber dabei sein dunkles Auge auf den Fragenden richtete, funkelte ein leidenschaftlicher Strahl darin und doch mischte sich eine unaussprechliche Betrübniß damit. An dieser letzteren hielt sich der kluge Alte wie an seinem Rettungsanker fest und er nickte dem Juden freundlich und aufmunternd zu, als wolle er seine Frage noch einmal und nachdrücklicher wiederholen.

»Wie sie heißt?« fragte Simeon Marcus mit bebenden Lippen.

»Ja, ich habe ihren Namen vergessen.«

»Ich auch!« klang es dumpf aus des Juden Brust hervor.

»Wie? Du hast den Namen Deiner eigenen Tochter vergessen?«

»Ja, ich – *mußte* ihn vergessen.«

»Du *mußttest* ihn vergessen? Mann! Was soll das heißen? Ich verstehe Dich nicht.«

Der Jude machte eine abweisende Geberde mit der Hand und kehrte den Kopf wieder dem Fenster zu. »Sie gehorchte mir nicht mehr,« stammelte er – »und, so stieß ich sie von mir.«

Der alte Schilling stand plötzlich vom Stuhle auf, den er in seiner Heftigkeit beinahe umstieß, und sein altes Blut kochte jäh in seinem Gesicht auf.

»Wie,« sagte er mit scharfer Betonung und dem Freunde näher tretend und ihm in das bleiche, verwüstete Antlitz schauend, »spricht Simeon Marcus so zu mir? Simeon Marcus, der brave Mann, der redliche Bürger, der sorgsame Vater – ist es wahr, was ich höre – er hätte – seine leibliche Tochter verstoßen? Weil sie ihm ungehorsam war? O, ich dachte, das thäten nur gottlose Christen in blinder Leidenschaft, aber die gottesfürchtigen Juden hingen mit so gränzenloser Liebe an ihrem eigenen Blut, daß sie das niemals thäten?«

»Es that diesmal nicht der Jude, sondern der Vater, der Herr des Hauses, das Haupt der Familie!« sagte Marcus

dumpf, sein Gesicht in die Hände legend und die Arme fest auf den Tisch stützend.

Da trat der Alte leise zu ihm heran, legte seine zitternde Rechte sanft auf den greisen Kopf des gequälten Mannes und sprach mit rührender Milde:

»Simeon Marcus, erhebe Dein Haupt und schaue mich an. Schaue mich an!« rief er lauter, als Simeon dennoch zögerte, seine Bitte zu erfüllen. Als es nun aber endlich doch geschah und der sinnige Alte einen flüssigen Tropfen in den Augen seines Freundes zu sehen glaubte, fuhr er mit steigender Energie laut zu reden fort:

»Höre mich an, Simeon, und kehre Dein Auge nicht wieder von dem meinen, ich suche es doch wieder auf und weiß es zu finden. Du fragst jetzt vielleicht im Stillen: was hat Jane, meine Tochter – ich erinnere mich soeben ihres Namens – mit unserem Geschäft zu thun? Wie? Nun denn, ich will es Dir sagen. – Still, unterbrich mich nicht, jetzt hast Du nicht zu sprechen, nur zu hören. Simeon Marcus, wenn ich von Deiner Tochter spreche so spreche ich von meinem, von unserm Geschäft, denn – erstaune nicht allzu sehr – ich kenne die traurige Geschichte Deines armen, verlassenen Kindes, das Du in blinder Leidenschaft von Dir gestoßen. Ja, in blinder, thörichter, gottloser Leidenschaft – ich vierundachtzigjähriger Mann sage Dir das, weil wir gerade allein sind und nur Gott der von mir berufene Zeuge unsers Gesprächs ist. Du, Simeon Marcus, in Deiner Jugend ein Lamm gegen die Vergehen Anderer, Fremder, ein nachsichtiger Beurtheiler und Kritiker menschlicher Gebrechen, bist in Deinem Alter allein

gegen Deine Tochter ein Tiger gewesen, Du hast sie verstoßen von Haus und Hof, von dem heiligen Feuer der Familie, von Tisch und Bett, und hast sie hinausgeworfen in die Fremde, die kalte, öde, wüste Fremde, weil – ja, weil sie Deinem egoistischen Dünkel widerstrebte, weil sie nicht einen Mann lieben und ehelichen konnte, der wohl nach Deinem, aber nicht nach ihrem Herzen war, ihrem Herzen, das doch nach Gottes Rathschluß allein über ihr Glück auf Erden zu urtheilen und zu richten hat – und das war ein großes, ein unmenschliches, ein unväterliches Unrecht, das muß ich tadeln, um so mehr, da ich Dich sonst in vielen anderen Dingen loben muß. So, nun hab' ich es Dir gesagt, was ich sagen mußte, und nun – zu unserm Geschäft. Du weißt, und Deine Gegenwart an dieser Stelle ist mir Bürge dafür – ich hatte Dein Wort in meinem Besitz, daß Du mir für eine That, die ich Dir mit freudigem Herzen in früherer Zeit geleistet, dankbar und zu Willen sein wolltest, und ich – ich habe nie an Deinem Wort gezweifelt. Jetzt verlange ich von Dir, daß Du dies Wort hältst und mir wirklich dankbar bist. Ich habe Dir einst Gut und Haus, Ruf und Ehre gerettet und dafür fordere ich weiter nichts, als daß Du Dich mit Deiner Tochter aussöhnst und sie wieder an Dein Herz und in Dein Haus aufnimmst.«

Simeon Marcus hatte tief erschüttert zugehört und schon glaubte sein alter Freund sein Herz erweicht und seinen harten Sinn gebeugt zu haben. Aber als er nun

schwieg, wachte noch einmal der alte Trotz in dem unbeugsamen Juden auf und er sagte, mit zitternder Stimme zwar, aber doch deutlich und klar genug:

»Daniel, das kann ich nicht!«

»Du kannst es nicht? Warum kannst Du es nicht? Das glaube ich nicht, und Du widerstehst – nur, weil Du Deinem Character und Wesen gemäß widerstehen zu müssen glaubst. Ich aber, ich sage Dir, daß Du können *mußt*, und – so wahr mir Gott in meiner Sterbestunde beistehen mag – Du *sollst* es, ich bestehe darauf.«

Diese mit unnachahmlicher Würde und unwiderstehlicher Festigkeit gesprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf den endlich gebrochenen Juden. Es ging noch immer ein Kampf in seinem Innern vor, aber er dauerte nicht lange mehr, als sein Freund mit weicher Stimme zu sprechen fortfuhr, indem er sich wieder nach seinem Stuhle begab, sich darauf niederließ und sagte:

»Also er *will* nicht! Und das muß ich mit eigenen Ohren von ihm hören – ich, der alte Daniel Schilling von dem alten Simeon Marcus! Nun, mein Gott, was thue ich dann? Dann thue ich so, und nun gieb Acht, Simeon, was ich Dir sage. Wenn Du sie nicht in Dein Haus, an Dein Herz nehmen kannst und willst, dann nehme ich sie an das meine. Ich habe früher auch eine Tochter verloren, und jetzt weiß ich, wo ich wieder eine gewinnen kann. Wo Du, der Jude, geflucht, da werde ich, der Christ, segnen, und glaube mir, mein Gott ist stärker im Segnen, als der Deine im Fluchen. Da hast Du meine Meinung, und nun entscheide Dich – auf der Stelle, in dieser Minute.«

Simeon Marcus schaute auf wie ein Mensch, der aus einem wirren Traume erwacht und plötzlich in die glänzende Wirklichkeit des lichten Tages schaut. Die letzten Worte hatten seinen gläubigen Sinn erfaßt und waren wie spitze Dolchstiche in sein Herz gefahren. In seinen Augen, die funkelten wie Diamanten, blitzte nur noch ein schwacher Zweifel auf, aber in seinem Herzen regte sich schon die Sehnsucht und damit das köstliche Gefühl der Möglichkeit, wieder ein Kind, seine ihm einst so theure Jane, zu besitzen.

»Wo hast Du sie?« fragte er mit viel weicherer Stimme als vorher. »Ist es wahr, daß Du weißt, wo sie ist?«

»Sieh her,« sagte der wackere Greis, von Neuem er-muthigt, da er schon seinen Sieg vor Augen sah, »sieh her, Simeon Marcus. Ich weiß nicht nur, wo Deine Jane ist, sondern ich halte sie sogar in dieser meiner Hand – sie selbst und ihr ganzes künftiges Schicksal, und wenn sie um ihren ersten Vater verlegen ist, so soll sie einen zweiten und gewiß nicht schlimmeren in mir selber gefunden haben.«

»Wo hast Du sie gefunden?« stöhnte der Jude mit hochathmender Brust, dessen Widerstand immer schneller wich, je lauter und rascher sein Gefühl aus dem unnatürlichen Schlummer erwachte. »Wo, wo hast Du sie gefunden, in Gottes Namen, sage mir Alles – und dann, und dann sei ganz ein Mensch und laß mich – mein Kind sehen!«

»Halt ein, Marcus,« rief der Alte triumphirend aus, »und übereile Dich nicht. So weit sind wir noch lange

nicht. Ich habe Dir erst noch viel mehr zu sagen. Aber wo ich sie gefunden, das will ich Dir sagen. Doch nein,« fuhr er langsamer zu reden fort, als wolle er die Wirkung seiner bedeutsamen Worte Schritt vor Schritt verfolgen, »ich sage nicht das Rechte, wenn ich sage, ich habe sie gefunden, denn nicht ich zog sie aus dem Chaos des Lebens an's Tageslicht, sondern es war ein Anderer –«

»Wer war es – das ist ja einerlei!«

»Das ist nicht einerlei, Simeon, das ist für Dich, für Jane, für mich und den Finder selbst von großer Wichtigkeit, da er ohne Zweifel seinen Finderlohn beansprucht –«

»Seinen Finderlohn? Lohn?« fuhr der Jude auf – »biet' ihm mein ganzes Vermögen an und ich gebe es Dir.«

»Vielleicht nehme ich einen Theil davon in Anspruch,« fuhr der Alte lächelnd fort, »und ich halte Dich also beim Wort, vergiß das nicht.«

»Nein, nein, ich vergesse es nicht. Mach' es kurz, wer hat sie gefunden?«

»Es war ein Christ!« sagte der alte Mann langsam und seine Augen ruhig und fest in die funkelnden Augen des Juden bohrend.

»Ein Christ?« stöhnte dieser, einen langen Athemzug thuend, und sein Körper dehnte sich in seine ganze Länge aus, während seine Finger wieder den Bart theilten.

»Ja, ein Christ, ein braver und edler Mann. Ihm verdankst Du Deine Tochter in zwiefacher Weise, das wirst Du nachher hören. Wäre er nicht gewesen, Du hättest vielleicht nie wieder etwas von ihr erfahren und sie wäre

in ihrem Schmerz und Leid zu Grunde gegangen. Aber er rettete sie *Dir* und – *sich*, sich selbst, sage ich, und er zog sie an und in sein Herz, und da wohnt sie jetzt, um darin, mit Deiner Bewilligung, mit Deinem Segen, ewig wohnen zu bleiben.«

Simeon Marcus stand unbeweglich, hoch aufgerichtet vor dem ihn fest anschauenden Freunde, als höre er eine Trompete aus den Wolken erschallen, die sein Gehirn und sein Herz mit unsagbarer Gewalt erschütterte. Nur mit Mühe begriff er, was er eben hörte, aber es war so wunderbar neu, so tief eingreifend in seine Gefühle und seine persönliche Anschauung, daß er nicht glaubte, was er am Ende doch glauben mußte.

»Ein Christ?« wiederholte er stammelnd. »Und er hat sie in sein Herz aufgenommen? Und ist die Jane ihm denn dahin gefolgt?«

»Nein, sie ist ihm noch nicht dahin gefolgt,« fuhr der Alte ruhig fort, »aber sie wird ihm dahin folgen, sobald Du, wie ich nicht zweifle, ihr Deine Einwilligung und Deinen Segen giebst.«

Ueber des Juden jetzt dunkelrothes Gesicht flog ein bebendes Leuchten, das vielleicht ein unterdrücktes Lächeln seiner an seinen Glauben gefesselten Seele war. Er nickte mit dem Kopfe, theilte wieder seinen Bart und sagte:

»Sobald ich ihr meinen Segen gebe, ja! – Doch nun sprich endlich – wo hat er sie gefunden?«

»Im jüdischen Tempel zu Hamburg am Tage – der *Veröhnungsfeier*, mein Freund!«

Simeon Marcus zuckte zusammen. »Wie kam ein Christ in den jüdischen Tempel?« fragte er nach einer Weile mit stiller Verwunderung.

»Er ging dahin, weil er ein religiöser Mann ist, der jede Gottesverehrung, mag sie in einer christlichen Kirche oder in einem jüdischen Tempel vor sich gehen, für etwas Heiliges, den Menschen zu Gott Erhebendes betrachtet, mit einem Wort, weil er das Gute und Edle, das Heilige und Erhabene an dem Juden so gut wie an dem Christen achtet. In den jüdischen Tempel aber ging er an jenem Tage, um sich zu überzeugen, daß die Juden ein eben so tiefes Gefühl für alles Göttliche auf Erden besitzen, wie die Christen, und – er überzeugte sich davon, wie er mir später selbst gesagt. Und als er in dem Tempel war, da sah er zufällig Deine fromme Tochter, in Andacht versunken, wie sie Gott um Versöhnung mit ihrem Vater bat, aber er kannte sie nicht. Ihre rührende Bitte, die verständlich auf ihrem schönen Gesicht ausgeprägt war, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er suchte sie viele Tage überall, in und außer dem Tempel. Endlich, ganz zufällig, entdeckte er sie in ihrer bescheidenen Wohnung auf dem Landsitz meines Sohnes, wo sie, von Niemandem gekannt und unter einem fremden Namen, ihren Schmerz und ihr Leid verbarg. Das geschah auf *diesem* Landsitz, denn er wohnt bei meinem Sohn und ist ein wackerer und geehrter Freund unserer Familie. Seine Freude über seinen zufälligen Fund kannst Du Dir denken. Aber da fügte es Gott, daß Deine Tochter, von

ihrem Kummer, daß sie Dich, und ihr Lebensglück verloren, niedergedrückt und gebeugt, schwer erkrankte. Und er heilte sie, denn er ist ein Arzt, ein gelehrter Mann, ein Professor an der Universität zu XXX. Durch diese Heilung wurde er mit ihr näher bekannt und bald – liebte er sie.«

»Liebt sie ihn wieder? frage ich noch einmal!« unterbrach Simeon Marcus etwas hastig den ruhig Redenden.

»Ich glaube es wohl, und es sollte mich gar nicht wundern, denn er ist ein edler Mann; aber sie hält ihre Liebe gewaltsam zurück, weil sie eben diesen edlen Mann nicht mit in ihr Verderben reißen will –«

»In welches Verderben?« fragte Simeon Marcus mit sichtbarer Verwunderung.

»Wie, Du fragst? Ist sie denn nicht eine Ausgestoßene, eine von ihrem Vater Verfluchte? Kann sie, wenn sie ehrlich und gewissenhaft ist, einem Manne folgen, wenn dieser Fluch schwer und verhängnißvoll auf ihr lastet? Kann sie mit ruhigem Herzen vor Gottes Altar treten und denken: Mein Vater segnet unsern Bund? O, Simeon, Simeon, was hast Du gethan! Bedenke es wohl! Du hast das Glück zweier edler Menschen mit Deinem Fluche zerrissen, vernichtet –«

Simeon Marcus streckte die Rechte nach dem Redenden aus, während die Linke verzweiflungsvoll in seinem Bart wühlte. »Halt ein!« rief er mit schmetternder Stimme, »halt ein und thu mir nicht zu viel Weh an, Du hast schon einen ganzen Berg davon auf meine Brust gewälzt. Den Fluch – den Fluch habe ich längst von ihr genommen!«

»Wie, ist das wahr?« fragte der greise Freund mit thränschimmernden Augen.

»Ja, ja, ja, es ist wahr. Zeige mir meine Tochter, und Du wirst es sehen!«

»Gut, ich werde Dir Deine Tochter zeigen, aber noch habe Geduld. Erst sollst Du den Christen sehen, der sie gerettet hat, der sie liebt und den sie, ich zweifle nicht mehr dann, herzlich wieder liebt, wenn sie ihn lieben darf, und dann, wenn Du ihn mit Deiner Tochter segnen kannst und willst, dann erst, aber keinen Augenblick eher – sollst Du auch Deine Tochter sehen.«

Simeon Marcus war wieder auf seinen Sitz niedergesunken und kauerte sich hier zusammen, jetzt mit beiden Händen in seinem Barte wühlend. Plötzlich hob er die Augen gegen den Freund aus und, einen flammenden Blick auf ihn schleudernd, rief er mit zusammengebissenen Zähnen:

»Wo ist der Christ – Dein Christ und – ihr Christ?«

»Willst Du ihn jetzt, in diesem Augenblick sehen, Simeon Marcus?«

»Ja, ich will ihn sehen!«

»Gut, ich vertraue Dir!«

Und mit beschleunigten Schritten und hochanklopfendem Herzen eilte der Greis nach der Thür, wo die Glockenschnur hing, und zog dreimal daran, damit das verabredete Zeichen gebend, daß Reinhold Strahl im Zimmer erscheinen solle.

ELFTES CAPITEL.

Es entstand eine tiefe, fast unheimliche Stille im Zimmer. Der alte Schilling, sichtbar erschöpft von dem langen Reden und der Bewältigung der in ihm fluthenden Empfindungen, ließ sich in einen Sessel sinken, wo er den Kopf in die Hand stützte und nun mit erwartungsvoller Spannung die Augen auf Simeon Marcus richtete. Dieser dagegen war auf seinem Stuhl sitzen geblieben und, das Gesicht in seinen Händen verbergend, überließ er sich den ihn gewaltsam überströmenden und gewiß nicht angenehmen Gedanken. Nur bisweilen murmelte er kaum verständliche Worte vor sich hin, von denen nur wenige an das Ohr seines alten Freundes schlugen.

»Ich muß ihn sehen, erst sehen,« murmelte er.

»Und wenn er ist, wie er sein kann – dann – dann werde ich handeln. Eher nicht.«

Was aber Niemand an ihm sehen oder hören konnte, das ging in der Tiefe seiner aufgewühlten Brust vor. Die nie in ihm erstorbene, nur unterdrückte Liebe zu seinem Kinde und die unaussprechliche Sehnsucht nach ihm war endlich in seinem starren Herzen erwacht, und je länger sie mit Gewalt zurückgehalten worden war, in um so helleren Flammen loderte sie jetzt in ihm auf. Bisweilen schaute er mit einem scheuen Blick empor und horchte mit angehaltenem Athem nach der Thür hin, durch welche der Mann eintreten sollte, der sein Kind wiedergefunden und jetzt – o, er war ein Christ – seinen Finderlohn in

Anspruch nehmen wollte. Aber immer sank er nach solchem kurzen, hastigen Lauschen in sich selbst wieder zurück, leise Worte murmelnd, die vielleicht ein Gebet waren, das er an seinen großen Gott, Jehovah, richtete und womit er ihn vielleicht besänftigen wollte, wenn dieser große Gott ihm, dem Juden, wegen der wohlwollenden Regung für diesen Christen zürnen sollte. Da hörte man plötzlich auf dem unteren Corridor Schritte, die Stufen der Treppen krachten unter ihnen, und gleich darauf näherten sie sich der Thür. Noch einen Moment – und die Thür öffnete sich, langsam, viel zu langsam für den ungeduldigen Simeon Marcus, der schon mit seinen funkelnden Augen die herannahende Gestalt verschlang, noch ehe sie ganz sichtbar geworden war.

Aber da trat sie herein, diese aufrecht getragene und in diesem Augenblick, im Bewußtsein der Bedeutsamkeit des Moments, viel stolzer erhobene Gestalt. Offen und männlich kühn kehrte sich Reinhold Strahl's Gesicht den beiden Männern zu, denen er mit gewiß nicht geringerer Spannung entgegen sah, als sie ihm. Keine Furcht, keine Besorgniß war auf diesen edlen Zügen wahrzunehmen; sein Herz, durch den eigenen festen Entschluß und durch Ernst Schilling's Zuspruch erhoben, hatte sich beruhigt, und sein Gewissen konnte ihn in dieser Ruhe unterstützen; denn es fühlte sich rein und frei von jeder Schuld.

So trat er in's Zimmer und sein weit geöffnetes Auge richtete sich zuerst auf den alten Schilling, der ruhig in seinem Sessel sitzen geblieben war und dem jungen Freunde nur freudig und ermuthigend zunickte. Simeon

Marcus aber regte sich noch immer nicht; sein Gesicht war halb niedergebeugt, sein Bart in seinen Händen begraben und, von den starken weißen Augenbrauen verschleiert, schauten seine starr hervorquellenden Augen mit einer Art heimlicher Prüfung auf den Eintretenden hin. Erst als sein alter Freund laut rief: »Simeon Marcus, schaue auf! Der Christ, den Du sehen wolltest, Deiner Tochter und mein Freund, steht vor Dir!« erst da erhob er den Kopf und blickte den ruhig vor ihm stehenden Mann mit funkelnden Augen an und es lag in der ersten Secunde etwas Dämonisches in diesem Blick, wie ihn der Löwe hat, wenn er einen unbekanntem Feind anschaut, dem er doch nichts anhaben kann. Aber dieser Blick veränderte und milderte sich bald. Kaum hatte er Reinhold voll in's Auge gefaßt, so verschwand der Ausdruck feindseligen Hasses, wie die dunkle Wolke vor dem anstürmenden Winde zerstiebt, und er stand hastig, wie vor Verwunderung in die Höhe geschnellt, auf und trat einige Schritte dem unbeweglich auf der Stelle Gebliebenen entgegen.

Aber noch immer sprach er kein Wort und nun erst geschah Etwas, was die beiden Anwesenden gewiß nicht erwartet hatten und was den alten Herrn sogar zu einem stillen Lächeln veranlaßte, während es Reinhold fast in Verlegenheit gesetzt hätte. Denn als Simeon Marcus eine Weile starr in das ruhig ihn anschauende Antlitz des Arztes geblickt, schritt er weiter vor und beschrieb dabei einen Kreis um ihn, bis er ihn ganz umgangen, als hätte er ihn erst von allen Seiten mustern wollen, bevor er mit ihm zu reden begann.

Als er nun aber wieder vor das Gesicht Reinhold's trat, das ihn nicht ohne einige Verwunderung – betrachtete, blieb er stehen, sah ihn fest an und sagte mit lauter Stimme:

»Also Sie sind es, der eine Jüdin liebt?«

»Ja,« erwiderte der Gefragte mit schneller Fassung, obgleich er diese Frage sicher nicht zuerst erwartet hatte, »ja, ich liebe eine Jüdin, und wenn Sie Simeon Marcus aus Gothenburg sind, so sage ich Ihnen, daß es Jane, Ihr Kind ist, welches ich liebe.«

»So. Und Sie haben sie geliebt, trotzdem Sie wußten, daß sie von Juda's Stamme war?«

»Sobald ich sie sah, fast auf den ersten Blick, habe ich sie geliebt, ja, trotzdem ich von dem heiligen Orte, wo ich sie fand, schließen mußte, daß sie die Tochter eines Israeliten sei.«

»So. Und hat Sie das nicht auf die Verirrung Ihrer Liebe aufmerksam gemacht?«

»Nein. Ich weiß nur, daß Gott Ihre Tochter und mich erschaffen hat, wie er auch Sie und diesen Greis erschuf. Zwischen Ihnen Beiden ist Freundschaft und Brüderlichkeit, trotzdem Sie ein Christ und ein Jude sind – warum sollte zwischen Ihrer Tochter und mir also keine Liebe sein? Wir glauben Beide an denselben Gott, den Sie nur Jehovah, ich meinen Vater im Himmel nenne, weiter erkenne ich keinen Unterschied zwischen uns, denn die Form der Gottesverehrung ist in meinen Augen nur Nebensache.«

»So!« rief der Jude, während sich seine Verwunderung über die gerade Art und Weise des ehrlichen Sprechers offenbar mit einem leisen Wohlgefallen an ihm zu mischen begann. »Aber,« fuhr er fort, wobei seine Lippen lebhaft zuckten, »wenn Sie als Christ Ihren Jesus von Nazareth verehren, dann glauben Sie wohl das Recht zu haben, Moses und die Propheten, die meine Nation groß und heilig gemacht, verachten zu dürfen?«

»Das sei ferne von mir!« erwiderte Reinhold mit steigender Wärme. »Wenn ich Jesus von Nazareth, wie Sie ihn nennen, liebe und verehere, als den Mittler zwischen Gott und mir, so schließt das nicht aus, daß ich auch Moses hochhalte und als den Mittler zwischen Ihnen und Jehovah betrachte; Männer wie Moses und Christus – die Muselmänner würden auch Mahomed dazu rechnen – sind insofern wirkliche Abgesandte Gottes, als sie den ursprünglichen göttlichen Funken erhabensten Genies, reinsten Begeisterung und religiösester Ueberzeugung unmittelbar durch die Eingebung Gottes in sich aufgenommen, und dann ihrer Pflicht gemäß, ihrer Ansicht getreu, auf alle Völker und Stämme fortgepflanzt haben, auf die sie, da sie lebten, wirken konnten. Ja, sie wirkten und wirken noch heute in uns, auch in Ihnen und mir, indem sie uns lehren, Alles was rein und gut, was edel und erhaben ist, für göttlich zu halten.«

Simeon Marcus senkte den Kopf und schwieg, es unentschieden lassend, ob er ganz mit den geäußerten Ansichten einverstanden sei. Plötzlich aber erhob er ihn wieder. »Sagen Sie mir,« fuhr er zu reden fort, »wer gab

Ihnen das Recht, meine Tochter zu lieben, da Sie sich doch denken konnten, daß sie nicht allein über sich und ihre Zukunft zu bestimmen habe?»

»Wer mir dieses Recht gab?« fragte Reinhold mit leichtem Lächeln. »Dies Recht nahm ich mir und ich konnte es mir nehmen. Denn dies Recht stammt von Gott, und er hatte meiner Seele diese Liebe eingehaucht. Ein anderes Recht, Jemanden zu lieben, giebt es nicht. Ich that aber auch kein Unrecht, daß ich Ihre Tochter liebte, selbst als ich erfuhr, daß ihr Vater lebte; und Niemand verbot es mir. Denn Sie, der dies Verbot allerdings hätte aussprechen können, Sie hatten ja Ihre Tochter – von sich entfernt und konnten also, in Folge Ihrer eigenen Handlungsweise, dieses Verbot nicht ergehen lassen.«

Simeon Marcus beugte sein Haupt. Jedes Wort, welches Reinhold sprach, war ein Schlag, ein Stich in sein Herz. Aber dieses felsenharte Herz wurde nicht härter dadurch, im Gegentheil, nur viel weicher als vorher.

»Es ist gut,« sagte er endlich nach längerem Nachsinnen mit sanfterer Stimme, »aber ich möchte noch eine andere Frage an Sie richten. Ist Ihre Liebe zu meinem Kinde rein und sündlos vor Gott, oder hat Sie irgend ein anderer Gedanke, etwa eine dunkle Hoffnung, die Erwartung eines einstigen weltlichen Besitzes, zu ihr hingezogen?«

»Daß dies nicht der Fall, dafür sei Gott mein Zeuge!« betheuerte Reinhold, sein geröthetes Gesicht stolz gegen den Sprechenden erhebend. »Wo ich liebe, liebe ich mit dem Herzen, mit der Seele, dem Geiste, nicht aber, wie

Sie es von mir zu denken scheinen, mit den Eigenschaften und Wünschen habgieriger Menschen!«

»O, o, so übel war es nicht gemeint!« beschwichtigte ihn Simeon Marcus, die Fläche der erhobenen rechten Hand sanft gegen den jungen Mann kehrend. »Aber es ist gut, was Sie da sagen. Nun sagen Sie mir noch Eins. Erwarten Sie diesen Augenblick etwa eine bestimmte Zusage von mir? Glauben Sie, daß ich auf der Stelle meine Hand ausstrecken werde, um Sie an mein Herz zu ziehen?«

»Ich erwarte *Nichts* von Ihnen,« erwiderte Reinhold ruhig und fest, »als daß Sie Ihr Kind wieder an Ihr Herz nehmen; am wenigsten aber erwarte ich in diesem Augenblick, daß Sie mich lieben, da Sie mich ja noch nicht einmal kennen, noch weniger achten gelernt haben.«

Simeon Marcus wandte sich bei diesen Worten rasch von ihm ab, wie um sein von Blut überströmtes Gesicht ihm zu entziehen, und dabei fuhr er sich mit einem hervorgezogenen Tuch leicht über die Augen.

»So,« sagte er nach geraumer Zeit. »Achten und lieben Sie *mich* denn?«

»Als ehrlicher Mann, der Sie sind, wie dieser alte Herr mir gesagt, achte und ehre ich Sie allerdings; ob ich Sie einst als Vater Jane's lieben kann, »das wird von Ihnen selbst abhängen.«

Simeon Marcus war erweicht und sein Gesicht veränderte sich, als ob eine düstere Wolke davon weggezogen würde. Mit hochathmender Brust trat er auf Reinhold zu, reichte ihm die bebende schmale Hand und sagte:

»Gut! Lassen Sie mich mein Kind sehen, dann sollen Sie meine Antwort hören. Aber bald, bald lassen Sie es mich sehen – ich halte es nicht mehr lange aus.«

Reinhold schien sich einen Augenblick zu bedenken. »Nein,« sagte er dann mit festem Entschluß, »das geht so bald nicht. Ich habe in Ihrer Abwesenheit und während des armen Mädchens Herz unter Ihrem Fluche blutete, ihre Seele und ihren Leib behütet, ich kann und will also jetzt nicht, daß sie durch Schreck einen Schaden erleide. Sie weiß nicht, daß Sie hier sind, ja, sie hat nicht einmal eine schwache Ahnung davon. Ich muß sie also erst vorbereiten. Doch das geht so schnell nicht. Gönnen Sie mir zwei Stunden Zeit dazu.«

»Zwei Stunden? Das ist eine lange Zeit für mich!«

»Wenn Sie Ihnen zu lang ist, so sind Sie selbst schuld daran. Sie haben Jane noch länger absichtlich von sich fern gehalten – warum haben Sie das gethan?«

Simeon Marcus, von diesem verdienten Vorwurf tief erschüttert, ging im Stillen mit sich zu Rathe. »Sie haben Recht,« sagte er endlich – »also zwei Stunden brauchen Sie zu dieser Vorbereitung?«

»Ja, wenigstens so viel.«

»Gut. Wo soll ich mein Kind sehen – hier?«

»Nein!« erwiderte Reinhold nach kurzem Besinnen. »Ihre Tochter tritt nicht gern, am wenigsten in Momenten, wie ihr jetzt einer bevorsteht, an Orte, wo sie Menschen findet oder vermuthet, sie ist durch ihr Unglück schüchtern wie eine Taube geworden und fürchtet den Blick Unberufener. Darum sucht sie gern die Einsamkeit

und sie hat auch schon lange darin gelebt. Doch blicken Sie aus diesem Fenster. Sehen Sie jenes geschwungene Dach auf dem Pavillon im Garten meines Wirthes – dort an dem grünen Bergabhang? Nun wohlan! Dahin werde ich Ihre Tochter führen und dort werde ich sie auf Ihre Anwesenheit vorbereiten. Dahin kommen Sie in zwei Stunden von jetzt an gerechnet, aber keine Minute früher. Ich muß erst zu Ihrer Tochter gehen und sie dann von ihrer Wohnung her den Berg heraufführen.«

»Gehen Sie,« sagte Simeon Marcus, »und thun Sie, was Sie für recht hatten. In zwei Stunden werde ich in jenem Pavillon sein.«

Reinhold verbeugte sich höflich und freundlich, reichte dem alten Schilling, der mit steigender Verwunderung dieser seltsamen Unterredung zugehört, die Hand, nickte ihm herzlich dankend zu und verließ dann ohne Aufenthalt das Zimmer.

Zwei Minuten mochten vergangen sein, und bereits waren die Schritte des Weggehenden verhallt, da richtete sich der Greis im Sessel aus seiner ruhigen Lage auf.

»Simeon Marcus,« sagte er mit einem stillen freudigen Lächeln, »nun, was sagst Du jetzt? Wie gefällt er Dir?«

Simeon Marcus schien es nicht zu hören, sondern ging mit schnellen langen Schritten in sich versunken im Zimmer auf und nieder.

»Wie gefällt er Dir, Simeon – hörst Du nicht?« fragte der Alte lauter, indem er sich von seinem Sitze erhob.

Der Jude stand still, sah seinen Freund mit einem wunderbaren, durchdringenden Blick an, als würde er unversehens aus den tiefsten Träumen geweckt, und trat dann rasch auf ihn zu. Als er ihm aber ganz nahe gekommen war, legte er ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihm tief in die klaren blauen Augen und sagte mit gepreßter Stimme:

»Daniel, alter Freund, ich danke Dir! Du hast mir wohlgethan, diesmal wie früher. O ja, Deine Noth war wirklich groß, aber glücklicherweise konnte ich ihr wehren. Eigentlich aber war die meine noch viel größer, und Du hast mir zum zweiten Mal im Leben aus ihr geholfen. Das vergelte Dir Gott – ich kann es nicht! – Und nun fragst Du, wie mir dieser Mann gefällt? O, er gefällt mir gut, und das hast Du vorher gewußt, denn Du weißt, was allein auf den alten Simeon Marcus eine Wirkung übt. Er ist ein *ganzer* Mann, wie es alle sein sollten, aber leider giebt es nur wenige von solcher Art. Er ist zwar ein Christ und meine Tochter eines Juden Kind – doch einerlei – er hat mir seinen religiösen Standpunkt klar gemacht und ich bin damit zufrieden. Nun muß ich erst mit meinem armen Kinde sprechen – ich muß es erst sehen, und – wenn mir die Jane dann sagt, daß er auch ihr gefällt, nun – dann soll er seinen Finderlohn haben und – noch etwas mehr – meinen Segen, der in der langen Zeit, wo er nicht wirksam war, gewachsen ist. – Aber jetzt, Alter, gieb mir ein Glas Wasser zu trinken – ich habe Durst, die Zunge klebt mir am Gaumen.«

»Wasser?« rief der alte Herr verwundert. »Warum nicht gar! Es giebt Wein in diesem Hause –«

»Nein, nein, ich trinke keinen Wein. Wasser, Wasser, meine Eingeweide brennen und lechzen danach – und nach ihr – o mein Gott!« Und er schlug sich mit beiden Händen vor's Gesicht, daß es laut schallte. »Mein Kind, mein Kind, meine Jane – ich soll sie also doch wiedersehen.«

Der alte Mann schien von den ihn ergreifenden Gefühlen überwältigt zu sein. In seiner Herzensbeklemmung aber gab ihm Gott zu rechter Zeit einen guten Gedanken ein. Er trat ganz still bei Seite, nach dem Fenster hin, wandte sein Gesicht gen Osten und, die geschlossene Hand wiederholt nach seiner Brust bewegend und sie dagegen schlagend, sprach er mit halblautem Gemurmel ein langes hebräisches Gebet. Der alte Herr aber störte ihn nicht in seinem Thun, denn er kannte die jüdischen Religionsgebräuche. Er setzte sich ruhig wieder auf seinen Sessel, bis Simeon Marcus fertig war. Als dieser nun aber endlich sein Gesicht zu ihm herumwandte, da schien es ein ganz anderes geworden zu sein. Es war verjüngt und verklärt, die Wolken des jahrelangen Wehs waren daraus verschwunden und der Ausdruck starrer Unbeugsamkeit davon weggewischt, so daß der alte Schilling glaubte, noch einmal das Gesicht des Mannes zu sehen, wie es aussah, als Beide Jünglinge waren, sich von den hochfliegenden Plänen ihrer Zukunft unterhielten und nicht dachten, daß sie sich gegenseitig einmal aus so großer Noth erretten könnten, in welche sie durch des

unbeugsamen Schicksals Spruch in ihrem Alter geworfen waren. Ja, jetzt waren sie Beide mit einander zufrieden: zuerst hatte der Christ dem Juden und dann dieser dem Christen geholfen; daß aber Simeon Marcus dabei am besten weggekommen, darauf legte Daniel Schilling keinen Werth – er hatte ja damit zwei Menschen glücklich machen können und das war das Labsal seines menschlichen Herzens, das war die Freude seines Alters, das war eine Beruhigung mehr auf seinem dereinstigen Sterbebett, und er dankte seinem Gott im Stillen dafür!



Während die beiden Greise aber noch miteinander redeten und Simeon Marcus sein langes Gebet sprach, hatte Reinhold Strahl seinen Gang nach dem kleinere Hause an der Elbe schon längst angetreten. O, wie leicht wurde ihm dieser Gang; und doch auch wie schwer! Alles Blut, was in ihm kreiste, kochte und pulsirte ungestüm in seinen Adern, vor seinen Augen schimmerte es in allen Farben und in seinem Geiste stürmte ein Gedanke nach dem andern heran, so daß er anfangs keinen einzigen klar fassen und festhalten konnte. Indessen, wohl einsehend, wie wichtig es sei, in solcher Stunde seine ganze männliche Fassung zu bewahren, that er seinen wogenden Gefühlen Gewalt an und, den ganzen Himmel im Herzen, blickte er dankbar nach dem blauen Aetherzelt empor, das sich noch immer heiter und rein über ihm wölbte,

obgleich die spätere Nachmittagsstunde schon eingetreten war und die nahende Dämmerung allmählig auf die Erde zu sinken begann.

So schritt er zuletzt, um seine Aufregung ganz niederzukämpfen, ziemlich langsam dem kleinen Hause zu, und als er den friedlichen Saal betrat, sah er die gute Bertha noch immer treulich bei Jane sitzen, die so ihr Wort gehalten und der unruhigen Freundin Gesellschaft geleistet hatte. Als er sie Beide mit möglichster Ruhe begrüßt hatte, richtete er sogleich an die Tochter seines Wirthes das Wort und sagte:

»Ich danke Ihnen, liebe Bertha, daß Sie mich hier vertreten haben. Jetzt aber gehen Sie hinauf, Ihre Schwester wartet schon auf Sie, da Sie mit ihr nach der Stadt fahren sollen.«

»Nach der Stadt?« fragte Jane erstaunt. »Sie hat ja noch nicht gegessen.«

»Das Mahl wird oben heute viel später abgehalten werden,« erwiderte Reinhold gefaßt. »Es ist eine Störung darin eingetreten, die Niemand vorhersehen konnte.«

Bertha verstand ihn sogleich, küßte Jane lebhaft und verabschiedete sich sodann. Jane begleitete sie bis an die Thür, dann kehrte sie zu Reinhold zurück und schaute ihn mit ihren sanften Augen forschend und nicht ohne Verwunderung an.

Schon bei dem ersten Schritt, den Reinhold in ihr Zimmer gethan, war ihr trotz der Mühe, die er sich gab, ruhig zu scheinen, seine innere Erregung aufgefallen. Sie war gewohnt, seine Züge und deren Ausdruck zu studiren,

und das that sie stets mit liebevoller Sorgfalt. Jetzt las sie auf seinem ungewöhnlich gerötheten und belebten Gesicht, daß sein Gemüth tief bewegt war, denn das Auge der Liebe ist scharf und es dringt durch die künstliche Ruhe bis in das unruhige Herz.

»Was haben Sie?« fragte sie, indem sie ihm näher trat. »Sie sind in einer ganz eigenen Stimmung und so habe ich Sie eigentlich noch nie gesehen.«

»Das glaube ich wohl, ich bin in der That etwas erhitzt und aufgereg.«

»Das sehe ich, o – setzen Sie sich. Aber, wie mir scheint,« fuhr sie fort, als er auf dem Sopha Platz genommen, während sie noch immer vor ihm stand, »ist Ihre Aufregung keine unangenehme, wie?«

»Nein, das ist sie gewiß nicht, obgleich es immerhin ernsthaft ist, was mich beschäftigt.«

»Auch das sehe ich. Also was ist geschehen – darf ich – darf Ihre Freundin es nicht wissen?«

»O ja, liebe Jane, Sie dürfen und sollen es wissen, aber Sie müssen sich nicht beunruhigen, es betrifft Sie und mich weiter nicht. Mit einem Wort, es ist oben ein wichtiger Besuch angekommen. Der alte Herr hat einen Freund mitgebracht und seinen Sohn nach der Stadt geholt. Wahrscheinlich handelt es sich um ein bedeutsames Geschäft. Auch die Mädchen sollen ihnen folgen und Alle werden erst nach zwei Stunden zurückkehren, um dann gemeinschaftlich zu speisen. Jetzt steht das Haus oben ganz leer.«

»Aber, mein Gott, was geht denn vor?« rief Jane beklommen. »Es ist also wirklich nichts Gefährvolles?«

Reinhold lächelte auf sehr natürliche Weise und das beruhigte Jane mehr als alle seine Worte. »Gewiß nicht,« sagte er im freundlichsten Tone, »und nach den Mienen der Männer zu schließen, ist es sogar etwas Erfreuliches. Sie haben gewiß ein gutes Geschäft gemacht.«

»O, das kenne ich!« erwiderte Jane. »Ja, ja, die Geschäfte der Männer!« setzte sie nichtsdestoweniger leise aufseufzend hinzu, da sie wahrscheinlich an ähnliche Vorkommnisse in ihrem väterlichen Hause denken mochte.

Reinhold nickte. Plötzlich raffte er sich zusammen, er mußte an die ihm bevorstehende Vorbereitung denken. Er stand vom Sopha wieder auf, trat vor Jane hin und indem er ihre Hand faßte, sagte er mit herzlichem Tone:

»Liebe Jane! Ich habe eine Bitte. Ich hege den brennenden Wunsch, mit Ihnen eine recht trauliche und genußreiche Stunde zu verleben, und die Gelegenheit ist günstig dazu. Wir haben ja immer einmal einen Abend dort oben in dem reizenden Pavillon zubringen wollen, den Sie noch nicht betreten haben, so lange Sie auch schon in diesem Hause wohnen. Dort sind wir so ganz allein und heute mehr denn je. Da können wir uns noch einmal so recht von Herzen aussprechen, bevor das schlechte Wetter und mit ihm – ach! meine endlich doch nothwendig werdende Abreise kommt. Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen und ich würde in der Unterhaltung mit Ihnen nicht fertig werden, auch wenn wir Jahre zusammen wären.

Jede Minute gebiert einen neuen Gedanken, einen neuen Wunsch, denn jede Minute lieben wir inniger, wärmer, wenn unsere Liebe die rechte Liebe ist.«

Sie sah den also Sprechenden mit erröthenden Wangen und voller Verwunderung an. Er sprach ja von ihrer Liebe, als ob sie ihm die ihrige schon gestanden hätte.

»Ich verstehe Sie nicht!« flüsterte sie, die flammenden Augen senkend und ihm leise ihre Hand entziehend.

»Ah, Sie verstehen mich nicht! Gut! Dann sollen Sie mich nachher im Pavillon verstehen. Kommen Sie, erfüllen Sie diesmal meine Bitte. Schillings sind jetzt alle nach der Stadt gefahren und wir sind oben ganz allein. Der Abend ist so wunderschön und die lachende Gegend ist von da oben so lieblich zu schauen. Auch geht heute der Mond wie eine Sichel auf, was Sie so gern sehen, und wir können das Alles so recht aus der ersten Hand genießen. Nicht wahr? Aber wir müssen uns beeilen, damit uns die Dunkelheit nicht zuvorkommt.«

»Wenn Sie es wünschen,« sagte sie leise, »so will ich es thun, obgleich wir ja auch hier ganz ungestört wären.«

»O, es ist einmal so etwas ganz Neues und – wir hatten es uns ja schon so lange vorgenommen.«

»Ja, das ist wahr. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich will nur ein Tuch und meinen Capuchon holen – am Abend wird es doch kühl.«

Sie schlüpfte hinaus und Reinhold war allein. Er athmete tief auf und faßte sich freudig nach der Stirn. Der erste Schritt war ihm so leicht gelungen, und nun hatte er das Vertrauen, daß ihm auch die folgenden gelingen

würden. Langsam und sich immer wieder von Neuem zur Ruhe ermahnend, ging er im Saale auf und ab, aber er brauchte nicht lange zu warten. Jane kam schnell wieder zurück und er half ihr das Tuch umlegen. Das weiße wollene Kopftuch aber wollte sie noch nicht benutzen, es sei noch zu warm dazu, sagte sie.

»Ja, das ist es. Sind Sie fertig? Gut. So gehen wir denn!«

Er warf, Jane merkte es wohl, einen seltsamen Blick, den sie wieder nicht verstand, in dem kleinen Saal umher, dann trat er ihr nach in's Freie. Sie schloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Gleich darauf hatte sie ihren Arm in den seinen gelegt und sie schritten nun langsam und ruhig den Berg hinan, ihrem nicht fernen Ziele zu.

ZWÖLFTES CAPITEL.

Der Pavillon, nach dem wir Jane und Reinhold gehen sahen und wohin wir sie begleiten wollen, war ohne Zweifel eine der anmuthigsten und sinnigsten Zierden des schönen Parks von ›Schillings-Lust‹. Er lag auf einer kleinen, hoch hervorspringenden Terrasse zur Linken des Hauses und fast auf gleicher Höhe mit ihm. Leicht geschlängelte schmale Wege, so daß höchstens zwei Personen neben einander gehen konnten, führten von oben und unten dahin, und er erhob sich, frei über den mit Häusern und Gärten geschmückten Bergabhang ragend, an einer Stelle, von der man die reichste Fernsicht über die Elbe, die grünen Inseln und das ganze jenseits im

bläulichen Nebel verschwimmende Land genießen konnte. Die Wege selbst waren zu beiden Seiten mit schönen, zierlich gewachsenen Tannen, auch mit anderen Laubbäumen eingefast und, nur das kleine Sommerhäuschen vor dem jäh abstürzenden Abhang zu schützen, war es mit einer festen Balustrade umgeben, an deren rechter Seite eine mächtige Signalstange sich erhob, auf der heute, was freilich Jane in ihrer Aufregung nicht bemerkte, eine große Flagge mit dem Wappen des Besitzers matt im leichten Winde wehte. Das kleine Gebäude selbst war aus gediegenem Fachwerk gebaut und mit braungebeizten Planken bekleidet, die ein reiches Schnitzwerk verzierte. Auf dem schön geschwungenen und zeltartig gestrichenen Zinkdach drehte sich eine metallene Windfahne, und von den abwärts laufenden ausgezackten Enden desselben hingen vergoldete Quasten von künstlich geschnitztem Eichenholz herab. Die an den mit Lagerräumen bedeckten Berg sich lehrende Hinterwand war ganz massiv und fest geschlossen; vorn in der Mitte befand sich eine schmale Glasthür mit großen Spiegelscheiben, und zu beiden Seiten derselben je zwei sanft gerundete Fenster, die, wie die Thür, von innen mit festgefügtten Jalousieen geschlossen werden konnten.

So viel wollen wir von dem Aeußern des Pavillons sagen, da wir das Innere später kennen lernen werden.

Als Reinhold und Jane das kleine Plateau erreicht hatten, lehnten sie sich gegen die Balustrade und schauten, um ihren bewegten Athem zur Ruhe kommen zu lassen, schweigend über die wunderbar schöne Gegend hin,

über die jetzt die Abenddämmerung schnell herabzusinken begann. Der Fluß war um diese Zeit wenig belebt und bei der herrschenden Windstille lag er wie eine spiegelglatte riesige Schlange da, die, von Hamburg sich heranwindend, links einen mächtigen Bogen beschrieb, zur Rechten aber in ziemlich regelmäßig geradem Laufe der See entgegen strebte. Still und friedlich lagen die vielen Häuser und Häuserchen zu den Füßen der aufmerksam Schauenden, und auch das Dach des kleinen Hauses, in welchem Jane bisher gewohnt, konnte man von hieraus deutlich erkennen. Hier und da tauchte schon ein heller Lichtschimmer in den Häusern auf, aber kein Geräusch drang von ihnen nach der ziemlich beträchtlichen Höhe empor. Ueberaus lieblich und fast feierlich dehnte sich rings das mattblaue Himmelsgewölbe aus, an dem allmählig ein Stern nach dem andern sichtbar wurde; von Osten her aber, etwas tief am Himmel stehend, stieg die kleine Mondsichel herauf und schwamm wie ein goldener Kahn in dem reinen Aethermeer.

»Da haben wir ihn!« begann Reinhold das Gespräch. »Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja vorhergesagt. Und da – da spiegelt er sich schon in dem silbernen Wasser ab – ist das nicht schön Jane?«

»Wunderbar schön, ja! O, mein Gott, wie friedlich, gleich einem schlummernden Kinde, liegt die große Welt da, und doch, wie viele Sorgen schlafen da unten in den stillen Häusern!«

»Lassen Sie uns jetzt nicht an die Sorgen dieser Welt denken,« versetzte Reinhold liebevoll, »wir selbst wollen sie einmal völlig sorglos betrachten.«

»O ja, das thue ich gern, ich möchte es wenigstens, zumal es so selten vorkommt.«

»Ja, Sie haben Recht, es kommt selten vor, aber bisweilen kommt es doch, zum Beispiel heute. Mir ist in diesem Augenblick unendlich leicht um's Herz, und dabei ist dies Herz so voller Liebe und Sehnsucht zu und nach Allern, was ich sehe, daß ich die ganze Welt an meine Brust reißen und sie in inniger Umarmung umschlingen möchte.«

Jane hörte diese Worte mit klopfendem Herzen an und sie wagte einen scheuen Blick nach dem Gesicht ihres Freundes, das in seinen Mienen, so weit sie dieselben noch erkennen konnte, das Gefühl wirklich aussprach, welches er eben zu schildern versuchte. Aber sie erwiderte keine Sylbe darauf.

»Es wird kühl,« fuhr Reinhold fort, als plötzlich ein frischer Windzug die Flagge auf dem Flaggenstock an seiner Seite auseinander flattern ließ, »wir wollen lieber hineingehen. Ich habe den Schlüssel zu mir gesteckt – sehen Sie, hier ist er schon.«

Jane blickte nach dem Schlüssel, den er ihr hinhielt, und nickte zustimmend. Reinhold öffnete die Thür und stieß sie weit auf.

»Treten Sie ein,« sagte er, »Sie sehen, hier sind wir ganz ungestört.«

Jane stand schon auf der Schwelle, aber da zögerte sie einen Augenblick. In dem eingeschlossenen Raume war

es viel dunkler als draußen und man konnte kaum noch einen der vielen Gegenstände darin erkennen.

»Es ist hier fast zu dunkel,« sagte sie langsam – »wollen wir nicht lieber im Freien bleiben?«

»O nein,« versetzte er, »treten Sie dreist hinein. Für das nöthige Licht ist reichlich gesorgt.«

Bei diesen Worten zog er die ängstlich werdende Jane an der Hand in die Mitte des ziemlich geräumigen Gemachs und sogleich schloß er hinter ihr die Thür. Aber Jane's Besorgniß sollte nicht lange dauern. Reinhold zog ein Feuerzeug aus der Tasche, zündete ein Hölzchen an und bald darauf brannten drei starke Wachskerzen hell und freundlich, die auf einer Ampel von rothem Rubin-gläse steckten und auf der Stelle den ganzen inneren Raum gemüthlich beleuchteten.

»Sehen Sie sich nur recht gemächlich hier um,« fuhr Reinhold ermuthigend fort, »unterdessen lasse ich die Jalousieen herab. So. Sie bewegen sich leicht in ihren Rollen, der Bauherr und sein guter Baumeister haben hier für Alles gesorgt.«

Zwei Minuten später waren alle fünf Jalousieen herabgelassen und beide Personen, von aller Welt abgeschlossen, befanden sich in der That in einem allerliebsten eingerichteten kleinen runden Salon. An der Hinterwand stand ein breites und langes Ruhebett, mit lederbezogenen Polstern ausgestattet.

Darüber hing ein Spiegel mit reichem Goldrahmen und über diesem das ziemlich große Modell des bekannten

englischen Riesenschiffes ›Great-Eastern‹. Neben dem Sopha und zwischen den Fenstern standen bequeme Sessel, davor ein runder Tisch, mit einer braunen Marmorplatte bedeckt. An den Seiten sah man noch mehrere kleinere Tische mit großen und kleinen Fernröhren beladen, und unter dem Sopha in zierlichen Behältern lagen, fest in Bündel zusammengeschnürt, die verschiedenen Flaggen, die, wie die Zeiten und Verhältnisse es nöthig erscheinen ließen, auf den nahe stehenden Flaggenstock gezogen wurden.

Jane schaute sich, noch immer bewundernd in dem kleinen Raume um, als Reinhold schon lange mit der Schließung der Jalousieen fertig war, und aus ihren Augen leuchtete dabei die reinste Freude, nachdem ihre Besorgniß wegen der vorherigen Dunkelheit völlig geschwunden war.

»Nun,« begann Reinhold wieder zu sprechen, »ist das nicht hübsch? Ich denke doch. Jetzt aber wollen wir uns setzen und der Meinung sein, wir seien zu Hause, denn unser guter Wirth hat es verstanden, auch in seiner Abwesenheit seinen Gästen Alles bequem und genußreich zu machen.«

»Ja, es ist sehr hübsch hier, ich finde es auch. O, welcher köstlicher Besitz ist doch dies ›Schillings-Lust!‹ Ob die Glücklichen, die es bewohnen, auch ihr Glück so recht zu schätzen wissen?«

»Ohne allen Zweifel. Wie sollten sie nicht! Aber noch mehr muß den Besitzer der Genuß desselben erfreuen, wenn er bedenkt, daß er dies Alles den Anstrengungen

seines Kopfes und der Arbeit seiner Hände verdankt, nicht wahr? – O, setzen Sie sich nur dreist dicht neben mich, obgleich dieser bequeme Sitz viel geräumiger als unsere schmale Bank unter der Pappel ist. Nehmen Sie auch nicht Ihr Kleid so eng zusammen – Sie wissen ja, was ich gern habe. So. Auch Ihre Hand können Sie mir heute geben – wir wollten ja so recht traulich und vertraulich plaudern, nicht wahr?«

Jane antwortete nicht, aber sie ließ ihm ihre Hand, die er ergriffen, und machte keine Miene, sie ihm zu entziehen, als er sich niederbeugte und einen herzlichen Kuß darauf drückte.

»O, liebe Jane,« fuhr er fort, »ja, so, Hand in Hand, Auge in Auge, wollen wir recht traulich plaudern. Ach, wie das schön ist und wie es so wonnig mein ganzes Herz durchschauert! Wissen Sie wohl noch, wie wir uns zum ersten Mal im jüdischen Tempel sahen – o, wissen Sie es noch?«

Jane nickte leise mit dem Kopfe.

»Ob ich es weiß!« flüsterte sie. »Ich denke alle Tage daran!«

»Ich auch. Nach jenem unvergeßlichen Tage aber kam eine trübe Zeit –«

»Welche?«

»Da ich Sie suchte und nicht finden konnte –«

»Aber endlich fanden Sie mich doch – Margarethe führte Sie auf die rechte Spur –«

»Ja freilich. Aber gleich darauf kamen wieder sehr traurige Tage –«

»Welche denn?«

»Als Sie krank wurden –«

»O nein, die waren für mich nicht traurig. Sie waren ja mein Arzt –«

»Freilich, so glücklich war ich. Allein vergessen Sie nicht meine Sorge um Ihr Leben –«

»Wie könnte ich! Ich vergesse auch nicht meinen Dank!«

Reinhold schwieg, er wollte nichts sagen, was sie betrüben könnte, und doch hätte er gern schon längst einen süßeren Dank von ihr gehabt.

»Nun,« fuhr er endlich lebhafter fort, »die Krankheit wurde glücklich überstanden; und dann, was kam dann?«

»Unsere Bekanntschaft rückte schnell weiter vor –«

»Und wurde zur Freundschaft – ach ja! Das war recht schön; wenn Sie damals nur nicht so schnell abgereist wären und mich in der größten Sorge zurückgelassen hätten. Aber halt, da fällt mir Etwas ein. Haben Sie denn schon eine Antwort auf Ihren Brief von Jenny Levinson aus Gothenburg erhalten?«

Jane, so unerwartet an diesen Brief erinnert, erschrak so heftig, daß ihre Hand in Reinhold's Hand zitterte.

»Was ist Ihnen? Warum zittern Sie so?« fragte er unbefangen.

Sie richtete ihr Auge fest auf sein Gesicht und durchforschte es scharf. Ein seltsamer Verdacht war plötzlich in ihr aufgestiegen. »Woher wissen Sie Etwas von diesem Brief?« fragte sie rasch.

»Das ist ganz einfach, liebe Jane. Als ich an jenem Morgen vor Ihr Haus kam und schellte, da Niemand sichtbar war, kam Rebecca die Treppe herunter, mit zwei Briefen in der Hand. Der eine war an mich gerichtet und enthielt jenen traurigen Abschiedsgruß; den andern wollte sie auf die Post tragen. Ich nahm ihr den Gang ab und so las ich die Adresse. Ist das nicht ganz einfach?«

»O ja, das wußte ich bisher noch nicht,« erwiderte sie mit nachdenklicher Miene.

»Aber warum sehen Sie so bedachtsam dabei aus, als wäre es Ihnen nicht ganz recht?«

Jane überlegte ihre Antwort; endlich sagte sie mit zunehmender Beklommenheit: »Sie kennen den Inhalt dieses Briefes doch nicht?«

»Wie sollte ich! Er war ja fest verschlossen. Und wenn er es auch nicht gewesen wäre, ich würde ihn doch nicht gelesen haben.«

Jane's Beklommenheit legte sich jedoch nicht in Folge dieser Erklärung. Ihr Verdacht war einmal rege geworden und, sie wußte selbst nicht warum, er wurde sogar noch stärker und ihr Gesicht nahm den Ausdruck einer unbeschreiblichen Angst an.

»Sie haben ihn also wirklich nicht gelesen?« fragte sie, lebhaft erröthend.

»Auf mein Wort, nein! Gestehen aber will ich, daß ich sehr begierig war, seinen Inhalt zu kennen, und, wenn ich aufrichtig sein soll – ich bin es noch jetzt.«

»Was sind Sie?« fragte sie leise, kaum ihre Verlegenheit beherrschend.

Reinhold lächelte, als wundere er sich über ihre Zerstreuung. »Ich bin sehr begierig, zu wissen, was in dem Briefe stand,« wiederholte er. »Und da wir gerade davon sprechen, und ich diesmal so seltsam neugierig bin, so sagen Sie es mir.«

Jane schaute verwirrt vor sich nieder und wagte nicht, ihren Blick zu dem Gesicht des sie so heftig Bedrängenden zu erheben. »Das geht nicht,« sprach sie leise.

»Warum geht es nicht?«

»Jenny ist meine vertrauteste Freundin – ich habe im Leben nur diese eine gehabt. Ihr allein könnte ich Alles sagen, was ich Niemandem sonst sagen kann.«

»Auch Ihrem neuen Freunde, auch mir nicht?«

»Auch Ihnen nicht – Ihnen sogar am allerwenigsten.«

»Das setzt mich in Erstaunen!« rief Reinhold nach einiger Zeit ernsten Nachdenkens. »Nun haben Sie mich erst recht neugierig gemacht. – Sagen Sie,« fuhr er plötzlich viel lebhafter fort, »haben Sie Ihrer vertrautesten Freundin auch von der Existenz Ihres neuen Freundes Etwas vertraut?«

Jane senkte den Kopf noch tiefer auf ihre Brust und kaum war das ›Ja‹ vernehmbar, welches sie gleichsam wider Willen über ihre Lippen schlüpfen ließ.

»Also Sie haben zu ihr von mir gesprochen. Das konnte ich mir fast denken, es war zu natürlich. – Aber in welcher Weise haben Sie es gethan?«

Jane schwieg wie ein verschlossenes Buch, konnte aber nicht verhindern, daß Reinhold ihr hold verschämtes Gesicht, auf dem sich alle ihre bisher verheimlichten Gefühle walten, mit einer wahren Leidenschaft studirte.

»Ich bitte, reden Sie, Jane!« fuhr er dringender fort. »Ihr Schweigen bedrückt mich unendlich. Bitte, bitte, reden Sie!«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht darf.«

»Ah, ist es das?« rief Reinhold frohlockend, der nun zu ahnen begann, in welcher Weise Jane über ihn an ihre Freundin berichtet. »Wenn Sie sagen: ich *darf* nicht – dann will ich Ihnen sagen, was Sie Jenny geschrieben – jetzt weiß ich es, Ihr *durften* Sie gestehen, was Sie mir nicht gestehen *wollen*!«

»Sie haben den Brief gelesen!« rief Jane, das Antlitz mit flammendem Purpur übergossen und ihren schönen Kopf mit hastiger Bewegung nach Reinhold umwendend.

»Bei Gott, nein, ich habe ihn nicht gelesen. Aber ich lese jetzt auf Ihrem Gesicht –«

Jane wollte sich das immer mehr erglühende Gesicht mit den Händen bedecken, aber sie hatte nur eine dazu, da die andere von Reinhold immer fester und fester gehalten wurde.

»Darf ich sagen, was ich auf Ihrem Gesicht lese?« fuhr er leise flüsternd fort.

Jane schwieg, als ob ihr die Lippen versiegelt wären.

»Sie antworten nicht,« sagte er mit entschlossenem Ton, »und das heißt für mich diesmal: »ja, ich darf sagen, was ich auf Ihrem Gesichte lese.«

»Nein, nein!« rief sie, unwillkürlich in einen heißen Thränenstrom ausbrechend.

»Thränen? Wie?« sagte Reinhold mit weicher, rührender Stimme. »Warum Thränen? O liebe Jane, heute dürfen Sie nicht weinen, nein, nein, ich *will* es nicht, es *darf* nicht sein.«

»Warum nicht?« fragte sie mit halb erstickter Stimme und mit der freien Hand das Tuch rasch über die Augen führend.

»Weil heute der schönste Tag meines Lebens ist, also auch Ihr schönster, liebe, theure, Jane – der Tag, an welchem mir Ihre Liebe enthüllt ward, die sich bisher nur unter der Maske der Freundschaft zeigte.«

»Wer hat sie Ihnen enthüllt?«

»Sie selber. Es steht auf jeder Ihrer Mienen geschrieben, daß Sie mich lieben, daß Sie mich geliebt haben – vom ersten Augenblick an, wo Sie mich vor Ihrem Fenster sahen. – Und soll ich Ihnen sagen, wer es mir zuerst verrathen hat? Ihre Phantasien in Ihrer Krankheit haben es mir verrathen –«

»Meine Phantasien! Es waren Fieberphantasien –«

»Ja, die Liebe ist auch ein Fieber, und jetzt leiden wir Beide daran, aber wir werden davon genesen. Jetzt antworten Sie mir.«

Aber Jane schwieg. Viel konnte sie nicht mit ihm sprechen, da sie zu laut mit sich selbst zu sprechen hatte.

»O, so sprechen Sie doch!« bat er mit herzlicher Innigkeit. »Ja, ich kann Sie auch von diesem Fieber heilen und Sie werden auch mich heilen. Ich kenne das wirksamste Mittel dafür.«

»Was ist das für ein Mittel?« stammelte sie.

»Das ist Ihre Gegenliebe – die reinste, die heißeste, die wahrste – Ihre ewige Liebe.«

Sie sah ihn mit einem großen Blick an. Ihre wie Diamanten leuchtenden braunen Augen tropften und die wonnigen Zähnen rannen wie crystallene Perlen über ihre in Purpur erglühenden Wangen. Aber sie sprach kein Wort.

»Darf ich noch immer nicht hören, daß Jane mich liebt?« fragte er nach einer Weile, nachdem er sie mit stillem Entzücken angeblich.

»O mein Gott!« schrie sie auf. »Vergieb mir, ich kann nicht mehr verschweigen, was mir das Herz zerdrückt –! Ja, ja, ich liebe Sie, ich habe Sie schon immer geliebt – und Jenny ist die Einzige, die es weiß!«

»Also doch,« sagte er mit wunderbarer Ruhe und Fassung. Und dabei regte er sich nicht, er näherte sich ihr um keines Haares Breite mehr, denn seine Liebe war eine wahre, eine reine Liebe, eine Liebe, wie sie nur aus der fleckenlosen Seele des Menschen stammt. – »Und wie ist diese Liebe in Ihr Herz gedrungen?« fragte er leise und sanft.

»Wie sie gekommen ist? Wie kann ich das sagen? Ohne Zweifel kam sie vom Himmel – mit einem Mal war sie da. Als die Knaben im Tempel sangen: ›Allmächtiger, was ist

der Mensch!« da sang es in mir mit: der Mensch könnte so glücklich sein, wenn –«

»Wenn – was? O, reden Sie weiter –«

»Wenn er einen Menschen findet, der ihn ganz versteht, ganz in ihm aufgeht, ihn ganz durchdringt – und da hatte ich Sie im Auge – und vielleicht schon im Herzen. Aber da kam die entsetzliche Schranke zwischen uns – Sie kennen sie ja –«

»Wenn diese Schranke aber nicht gewesen wäre, dann hätten Sie mir gleich Ihre Liebe gestanden?«

»Nicht gleich, aber so lange hätte es nicht gedauert, wie es jetzt gedauert hat –«

»Und jetzt, jetzt lieben Sie mich wahrhaft – o sagen Sie es mir noch einmal –«

Sie antwortete nicht. Aber sie starrte mit entzückten Augen vor sich hin, wie in eine unabsehbare Ferne; ihr Busen wogte; und während ihre Augen wieder sanft zu tropfen begannen, nickte sie ihm still lächelnd und leise ihre Liebe zu.

»Gut!« sagte da Reinhold, indem er seine aufwallenden Gefühle mächtig niederhielt. »Ich will mich dieser Liebe und was sie mir Gutes und Süßes bringt, noch nicht bemächtigen. Ich will, ich muß leider noch an die Schranke denken, die sich vor dem Glück, Sie die Meine zu nennen, erhebt. Vielleicht aber, ich gebe die Hoffnung nicht auf, gelingt es uns, auch diese niederzureißen, und zu dem Ende wollen wir sie noch einmal etwas genauer prüfen. Da war es also zuerst der Unterschied der Religionen, wie er zwischen uns besteht, der Sie hinderte, mich zu lieben

oder wenigstens Ihnen rieth, mir Ihre Liebe zu verbergen – nicht wahr?«

»Sie zu lieben?« fragte Jane, verwundert die Augen erhebend. »O nein, daran habe ich nie gedacht, am wenigsten, nachdem ich Ihre Gesinnungen in dieser Beziehung kennen gelernt und Sie meine Ansichten geläutert und geregelt hatten. Ach nein, in uns ist Alles Harmonie, auch in Bezug auf Gott. Ich glaube jetzt, was Sie glauben, und wenn ich bisher unter einer andern Form meinen Gott verehrte, so beruht das auf meiner Erziehung. Diese aber haben Sie jetzt erst vollendet oder der Vollendung näher zu bringen gesucht, denn auch ein erwachsener Mensch, vor Allen ein Weib, kann in reiferen Jahren darin Fortschritte machen, wenn es will, oder sich einer Wandlung seiner Ueberzeugung erschließen, wenn sie dieselbe für eine Erweiterung oder Verbesserung ihrer Einsicht erkennt. Also das, mein Freund, war es nicht, worin die Schranke zwischen uns bestand, vielmehr war es – o, ich habe es Ihnen ja schon gesagt – ein anderer Grund, der eine innigere Verbindung zwischen uns unmöglich machte.«

»Nennen Sie mir noch einmal diesen für mich so traurigen Grund.«

Jane senkte den Kopf. »Es war mein Vater,« sagte sie wehmüthig und leise, »der die Kluft zwischen uns aufriß und sie zu überschreiten mir verbietet.«

Während sie diese Worte langsam und mit dem Ausdruck innigster Trauer auf dem Gesicht sprach, hatte Reinhold heimlich nach seiner Uhr gesehen, und wenn

Jane nach ihm hingeblickt, würde sie bemerkt haben, daß er erschrak. Die zwei Stunden, die er ihrem Vater als Frist gestellt, waren bis auf wenige Minuten abgelaufen, und er mußte nun rasch vorwärts schreiten, wollte er zu dem beabsichtigten Ziele gelangen.

»Ihr Vater also riß die Kluft auf?« sagte er eilig, »und er hält sie noch immer offen? O, das glaube ich doch nicht, liebe Jane, vielleicht – irren Sie sich darin und kennen Ihren eigenen Vater nicht. Ich – ja – ich kenne ihn besser –«

Der Ausdruck der Sicherheit, mit dem Reinhold diese Worte sprach, fiel stark in Jane's Ohr. Sie hob schnell den Kopf in die Höhe und richtete einen Blick des höchsten Erstaunens, wenn nicht des Schreckens auf den Redenden. »Sie kennen ihn besser als ich?« fragte sie bebend. »Wie wäre das möglich? Jetzt verstehe ich Sie wieder nicht.«

»So will ich mich näher erklären,« fuhr Reinhold bedeutsam fort. »Woher ich Ihren Vater besser kenne als Sie, das will ich für jetzt noch unerörtert lassen. Nehmen wir aber einmal an, daß ich die Wahrheit gesprochen, und daß ich, auf Grund der besseren Erkenntniß Ihres Vaters, mich dazu entschlösse – ja, mich schon entschlossen hätte – ihn, Ihren Vater, ja, ja – wundern Sie sich darüber nicht – zu meiner Ansicht der Sache zu bekehren – und ihn mit Hülfe eines Anderen, Mächtigeren – zu bestimmen, von seinen Ansichten zu meinen und zu Ihren Gunsten abzuweichen – ja, ich sage noch mehr, wenn mir das bereits gelungen wäre –«

Jane wollte aufspringen, Reinhold jedoch hielt sie an der Hand, die er fester faßte, zurück. »Wenn es Ihnen bereits gelungen wäre?« rief sie mit zitternder Stimme. »Ist denn das, kann es geschehen? O, mein Gott! Sie sprechen das so ruhig, so sicher – und mir bebt das Herz –«

»Ruhig, liebe Jane,« fuhr Reinhold mit dem Aufgebot seiner ganzen männlichen Willenskraft fort, »zwingen Sie einen Augenblick Ihr Herz, daß es nicht bebe, denn ich kann so ruhig und sicher sprechen, weil es die Wahrheit ist, was ich sage – ja, ich gehe noch weiter – und wenn Ihr Vater in eigener Person, in leibhafter Gestalt jetzt – vor Ihnen erschiene und diese meine Worte mit seinem eigenen Munde bestätigte, was – was würden Sie dann sagen – was thun?«

Er hielt die blitzenden Augen fest auf sie gerichtet und sah, wie ihr ganzer Körper vor innerer Aufregung erzitterte. Aber ihre Lippen blieben krampfhaft geschlossen, sie konnte kein Wort mehr hervorbringen.

»Jane!« fuhr er mit eindringlicher Wärme und zunehmender Ruhe fort, »ich bitte Sie, bezwingen Sie sich – nur einen Augenblick. Nein, Sie brauchen nicht zu zittern, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen – im Gegentheile – Sie dürfen getrost dem nächsten Augenblick entgegensehen – denn es ist kein Schreckbild, was Sie zu peinigen kommt – es ist vielmehr ein schöner, ein großer Augenblick, der Sie erwartet – denn Ihr Vater – fassen Sie sich – ist in der Nähe – er weiß, was wir sprechen – er billigt es – er –«

Er konnte nicht weiter sprechen. Nicht allein Jane's Aussehen, das der geistigen Erstarrung glich, hinderte ihn daran, sondern auch ein äußerer Vorgang. Denn schon hatte sein scharfes Ohr einen nahenden Menschentritt auf den Steinplatten vor'm Pavillon vernommen und er konnte jeden Augenblick auf die Erscheinung Simeon Marcus' rechnen.

Er sollte nicht vergebens darauf gerechnet haben. In demselben Augenblick legte sich von außen eine Hand auf das Thürschloß des Pavillons und gleich darauf that sich die Thür auf und das ehrwürdige, von den mächtigsten Gefühlen des menschlichen Herzens gespannte Gesicht des Vaters Jane's wurde in dem Spalt sichtbar, und noch einen Augenblick, und die hagere Gestalt desselben war wie ein gleitender Schatten in den kleinen Raum getreten und stand nun mit weit geöffneten, flammenden Augen und mit erhobenen Händen vor den beiden Menschen, aber nur die Eine von ihnen mit den dunklen Augen erfassend, nach der sein Herz lechzte und seine Seele brannte.

Kaum aber war die Erscheinung sichtbar geworden, kaum hatte sie sich als eine wirkliche lebendige Gestalt den Sinnen Jane's enthüllt, so schrie sie laut auf, riß sich von Reinhold's nicht mehr widerstrebender Hand los und stürzte mit dem Ruf: »Mein Vater! Mein theurer Vater!« zu den Füßen desselben hin. Da erst kam Regung in die dunkle gespenstische Gestalt des tief bewegten Juden. Sich zu der vor ihm hingesunkenen Tochter niederbeugend, sie mit Gewalt emporhebend, hielt er sie jetzt bei

den Händen und, die Arme weit von sich gestreckt haltend, starrte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, der etwas Suchendes, Forschendes, Durchdringendes in sich schloß, in ihr lebloses Gesicht, und dann sie hastig, mit einer Art Gier an sich reißend und sie fest umschließend, schluchzte er laut wie ein Kind, das endlich in den Besitz des erstrebten Gutes gelangt ist.

Schweigend, tief ergriffen und seine wankende Gestalt auf den Marmortisch stützend, stand Reinhold daneben und blickte mit feuchten Augen auf das sich vor ihm entwickelnde Bild.

Da aber hatte sich Simeon Marcus wieder gefaßt und, seine Tochter noch immer in seinen Armen haltend, sprach er mit einer Stimme, wie sie so mild und weich lange nicht aus seiner Brust gekommen war:

»Jane, mein Kind! Da bin ich und da bist Du. O ich habe Dich wieder! Ach, als wir von einander schieden – es ist lange her – waren andere Gefühle in unserer Brust als heute. Meine Lippen sprachen keinen Segen über Dich, sondern – etwas Anderes. Dieses Andere aber hat Gott, der Herr, nur über meine Lippen kommen lassen, bis zu meinem Herzen ist es nicht gedrungen. Aber auch die Lippen nehmen dies Andere zurück und es bleibt nur – der Segen allein darauf. Jane, bist Du mit Deinem Vater zufrieden – und bist Du, wie Du es früher warst – sein gutes Kind?«

Jane vermochte nicht laut zu antworten, aber ihre Augen sprachen ihre Antwort aus und ihre Lippen, während

sie auf denen des Vaters ruhten, hauchten die Bestätigung dazu.

So blieben sie noch lange in fester Umschlingung, da aber faßte sich der stärkere Vater zuerst. Plötzlich raffte er sich auf, und Jane mit stählernem Arm von sich drängend, sagte er, den Blick langsam von ihr auf Reinhold wendend:

»So, nun bist Du wieder mein Kind – Jane, die Jüdin, das heißt, die Tochter Simeon Marcus', des Juden. Aber hier – wer ist das? Hebe die Augen auf und schau' ihn an. Es ist ein Christ, der zwischen uns steht. Sage mir jetzt aufrichtig – ich will es – wie es Dir um's Herz ist. Hat dieser Christ Dir etwas zu Leide gethan?«

Jetzt erst kam ein anderes Gefühl wieder in die leblos erscheinende Jane und dies Gefühl malte sich deutlich in ihren flammenden Augen und in ihren sprechenden Mienen ab. Sie richtete ihre Blicke langsam mit einem strahlenden Ausdruck innerer Glückseligkeit auf den schweigenden Christen, hob die Hände inbrünstig gefaltet zu ihrem Vater auf und schüttelte leise weinend den Kopf.

»Nein, mein Vater,« sagte sie fest und mit wunderbarer Ruhe, »er hat mir nichts zu Leide gethan, im Gegentheil, er hat mir nur Gutes erwiesen. Er hat mich geheilt von schwerer Krankheit und so meinen Leib errettet; aber er hat auch meine Seele behütet, mich auf Gottes allmächtigen Schutz verwiesen und mich in meinem Schmerz getröstet, indem er mir Deinen Segen verhieß.«

»Also das hat er wirklich gethan? Gut. Und Du liebst ihn dafür? Sprich die Wahrheit vor mir – ich will es!«

Jane streckte die noch immer gefalteten Hände nach Reinhold aus, und mit einem durchdringenden Blick auf ihn hin, der aber rasch wieder nach dem Vater glitt, schluchzte sie: »Ja, Vater, ich liebe ihn.«

»Gut – so wende ich mich noch einmal zu dem Christen und frage ihn: Und Du, Christ, liebst Du diese meine Tochter?«

»Ja, Simeon Marcus,« sagte Reinhold mit der ganzen Macht seiner kräftig tönenden Stimme, »ich liebe sie und werde sie ewig lieben, denn sie ist meine einzige Liebe und füllt mein ganzes Herz, meine Seele, mein Gemüth.«

»Und Du wirst sie immer an Deinem Herzen halten, so lange ein Athemzug in Deiner Brust?«

»Ja, Simeon Marcus, das werde ich.«

Der mit allen seinen Sinnen horchende und sehende Jude hatte genug gehört und gesehen. Er erhob die Augen gen Himmel, legte die flachen Hände vor der Brust zusammen und sprach mit festen und langsam sich aus seinem Herzen losringenden Worten:

»Nun denn, wenn es so ist, so sei der Gott meiner Väter mit mir und er vergebe mir, wenn ich ein Unrecht thue. Aber Gott ist groß in uns und um uns, und wir sind klein und gering vor ihm. Vater im Himmel, ich beuge mich! Gott meiner Väter, Du bist Zeuge unter uns Dreien. Hier ist Jane, meine Tochter, eine Jüdin, und hier bin ich, Simeon Marcus, ein starrer und eiserner Mann. Da aber steht ein Christ und er hat das Herz meiner Tochter gewonnen. Ich will ihre Herzen nicht auseinanderreißen, nein, ich will nicht gegen ihre Wünsche sein, obgleich

ich nie gedacht, daß es so kommen könnte. So reiche ihm Deine Hand, Jane, und sprich: ich will Dir gehorsam sein, mein Leben lang, und ich will Dir treu sein, mein Leben lang, und ich will Dir gehören, mein Leben lang!«

Jane, mehr mechanisch, als mit Bewußtsein gehorchend, denn ihre Sinne schwindelten ihr, sprach die gehörten Worte still nach. Als sie geendet, wandte sich Simeon Marcus zu Reinhold um und sagte:

»Und nun, Christ, sprich: ich schwöre bei meinem Gott, ich will sie halten an meinem Herzen, so lange ich liebe, und ich will sie lieben wie meinen Augapfel, so lange ich lebe!«

»Das will ich und ich schwöre es!« sagte Reinhold mit aufgehobener Rechten.

»Du hast es gehört, Gott meiner Väter, und ich sage Amen, Amen!« Und er wandte sein Haupt wieder gen Osten und sprach ein leises hebräisches Gebet. Als er es aber beendet hatte, kehrte er sich langsam nach den beiden ihn still beobachtenden jungen Leuten um und sagte kurz:

»Für jetzt sei es genug, ich gehe. Ihr könnt noch hier bleiben, und sprechen und thurn, wie Ihr jetzt sprechen und thun müßt. In einer halben Stunde aber werdet Ihr mich oben wiederfinden, bei meinem Freunde – bis dahin sei der Segen Gottes mit Euch!«

Gleich darauf war er aus dem Pavillon getreten und die beiden Liebenden waren allein darin zurückgeblieben.

Reinhold stand mit leuchtenden Blicken vor Jane und schaute sie verwunderungsvoll an. Sie war unbeweglich auf der Stelle, die sie vorher eingenommen, stehen geblieben, den Blick nach der Thür gewandt, dem abgehenden Vater nachsehend, nachlauschend, und glich dabei einem Bildwerk von Marmor. Erst allmählig kehrte wieder das Leben in sie zurück, ihre bleichen Wangen rötheten sich, ihr Busen lob sich tief aufathmend und ihre Augen richteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck starrer Verwunderung auf ihren Freund. Endlich bewegten sich die Lippen und sie sagte, mehr flüsternd als sprechend:

»Was war das? Ist es denn Wirklichkeit oder war es nur ein Traum?« Da streckte Reinhold seine beiden Hände nach ihr aus und zog die nun nicht mehr Widerstrebende allmählig näher an sich heran und sagte mit weicher, liebevoller Stimme:

»Ich will es Dir sagen, meine Jane. Erst hast Du es im Traum erlebt und jetzt erlebst Du es in Wirklichkeit. Hier ist eine Brust, deren Klopfen es Dir verrathen wird, wenn Du Dich ihr anvertrauen willst.«

Da hielt sie sich nicht länger mehr zurück. Einen Laut unsäglicher Wonne ausstoßend und damit die Fessel sprengend, die so lange qualvoll auf ihre Seele gedrückt, sprang sie mehr als sie glitt, zu ihm hin und sank in seine Arme. Und da hing sie lange, innig, untrennbar an seinem Halse. Ihr Herz klopfte gegen das seinige und ihre Seele floß zum ersten Mal mit der seinen in dem wonneschauernenden Gedanken zusammen.

»Ja, ich bin Dein und Du bist mein! O welche Seligkeit, welches Entzücken, welche himmlische Wonne auf Erden schon!«

»Ja, ich bin Dein, für's ganze Leben,« wiederholte sie, als sie wieder sprechen konnte, »in Freud' und Leid, in Lust und Schmerz, wie es Dein Gott, der nun auch meiner ist, es über uns bestimmen mag.«

»Wir haben ja von jeher nur einen Gott gehabt,« erwiderte Reinhold sanft, »das siehst Du wieder an unserer Vereinigung. Er allein hat die Fäden unsers Schicksals in seiner allmächtigen Hand gehalten und beide endlich an diesem Orte zusammengeknüpft.«

»Ja, ja, Du hast Recht,« rief sie, allmählig zu einem klaren Bewußtsein ihres Glücks kommend und in lebhafteren Liebkosungen sich ergehend; »aber ist es denn wahr, wirklich wahr – darf ich Dich denn jetzt küssen, wie ich will, und so viel ich will?«

Ein seliges Lächeln strömte über Reinhold's männliche Züge, als er schon fühlte, wie sie that, was sie erst thun zu dürfen fragte. »Ja,« sagte er, »wie und so viel Du willst.«

»O, dann soll mein ganzes Leben für Dich ein einziger Kuß sein, so wahr mir Gott helfe! Und diese Hand – diese beiden Hände – auch sie sind mein?«

»Wie fragst Du so seltsam?« fragte er, mit Verwunderung gewahrend, wie Jane seine beiden Hände zu ihren Augen erhob und sie dann beide gewaltsam gegen ihren Busen drückte.

»Wie ich so seltsam frage?« sagte sie in unendlicher Seligkeit lächelnd. »Das kann ich Dir jetzt nicht sagen,

aber Du wirst es erfahren, wenn Du den Brief liesest, den ich an Jenny geschrieben habe und den ich mir von ihr – jetzt für Dich – zurücksenden lassen will. Darin steht mehr, als ich jetzt sprechen kann – oder hast Du ihn am Ende doch gelesen?«

Reinhold lächelte über ihren Zweifel. »Ich lese ihn wenigstens jetzt in Deinen Augen,« sagte er, »denn Du hast mich gewiß zu gut geschildert!«

»Nur so, wie Du mir immer erschienst, wie Du mir jetzt bist und immer sein wirst!«

Und wiederum sank sie an seine Brust, hielt ihn lange und innig umschlungen und ihre Augen und Lippen sprachen genügend aus, was für ein unermeßliches Glück in ihrem Herzen aufgegangen war.

DREIZEHNTES CAPITEL.

Die halbe Stunde, welche den beiden Glücklichen bis zum Zusammentreffen mit dem Vater im Hause freigelassen war, ging ihnen nur zu bald vorüber, und diesmal hatte Reinhold nicht die Uhr nach dem Zeitverlauf befragt. Als sie endlich die Kerzen gelöscht, die ihnen eine so köstliche Stunde mit ihrem Lichte erhellt, und die Thür des Pavillons geschlossen hatten, traten sie in eine milde und ruhige Herbstnacht hinaus. Die silberne Mondsichel schwamm noch immer wie ein kleiner Kahn im blauen Aether, hatte sich aber schon stark dem in weißlichen Nebeln verschwimmenden Horizont genähert, und die Millionen Sterne flimmerten mit neidischen Augen auf die beiden Glücklichen herab. Kein Blatt rauschte in

der windstillen Luft, kein Vogel zwitscherte, kein Insect zirpte mehr, tiefe, lautlose Stille ruhte rings auf der zum Schlummer sinkenden Natur, die wie ein friedliches Gotteshaus dalag, in dem nur das ewige Licht des allmächtigen Vaters wacht und leuchtet.

Dicht an einander geschmiegt, Jane, den Kopf gegen Reinhold's Schulter gedrückt und ihren Arm um seinen Leib geschlungen, wie auch er sie innig umfaßt hielt, schritten sie langsam durch das kleine Tannengebüsch auf dem gewundenen Wege dem Herrenhause von ›Schillings-Lust‹ zu. Als sie aber die unteren Gemächer desselben glänzend erleuchtet sahen, stand Jane plötzlich still und sagte mit leiser süßer Stimme zu ihrem Geliebten:

»Halt, mein theurer Freund, laß uns noch einen Augenblick hier verweilen. In meinem namenlosen Glück und in der Hast der Aufregung habe ich noch etwas für mich Wichtiges zu fragen vergessen. Sage mir kurz und rasch: wie ist denn das Alles, was heute geschehen, möglich geworden und welche Macht hat den so schnellen und unbegreiflichen Umschwung unserer Verhältnisse bewirkt?«

Reinhold lächelte freudig, und nun berichtete er ihr Alles der Wahrheit gemäß und wie es gekommen war, daß er schon vor acht Tagen seinem Wirthe sein Herz erschlossen und wie dieser dann, nachdem er den Namen Simeon Marcus erfahren, gehandelt hatte. So erfuhr denn Jane endlich die Großmuth und den Edelsinn des wackeren alten Herrn und daß er der Mann war, der

nicht allein vor vielen Jahren ihren Vater dem Untergange entrissen, sondern demselben auch jetzt seine Tochter wiedergegeben hatte.

»Ach,« sagte Jane, als sie nun Alles wußte, »er hat nicht allein mich meinem Vater wiedergegeben, sondern ihn auch mit mir versöhnt und dadurch uns Beide so glücklich gemacht. Welche wunderbare Fügung waltet in dem Ganzen ob und wie seltsame Dinge gehen unter den Sternen vor, die da oben so wunderbar über uns leuchten!«

»Du hast Recht, Jane, ja, Du hast sehr Recht: unter den Sternen da oben geht viel Seltsames vor, aber das Seltsamste dabei ist, daß es ein so großes, unfäßbares, unbegreifliches Wesen geben kann, welches nicht nur diese Sternenwelt erschaffen hat, sondern auch die Geschicke der darunter wohnenden Geschöpfe zu leiten und zu lenken scheint. Das erkenne ich immer wieder und mehr, je älter ich werde und je weiter sich mein Auge den Ereignissen dieser Welt erschließt und je tiefer mein Herz die unergründlichen Wunder dieser Welt ergründen lernt. Auf der Erde selbst aber ist mir das größte Wunder das, daß in den Menschenherzen, die sich früher nie gekannt, plötzlich eine so seltsame Regung entwickeln kann, wie sie sich in den unsern entwickelt hat, und daß sie inbrünstig für einander schlagen und klopfen, wie es die unseren thun, als wären sie von Anfang an für einander geschaffen und könnten nicht mehr leben ohne einander. Ist das nicht auch sehr wunderbar?«

»Wenn Du es sagst, muß es wohl so sein und ich fühle, daß Du Recht hast. Aber es giebt noch viele andere Wunder auf dieser Erde und in diesen Menschenherzen, und nicht das kleinste darunter ist das, daß der gütige Schöpfer ihnen auch Gedanken, und Worte verliehen, wie Du sie besitzt und womit sie wirken und leisten, was Du bei mir gewirkt und geleistet hast.«

»Schmeichlerin! Wessen bezaubernde Macht ist größer gewesen, die Deine oder die meine?«

Sie schmiegte sich fester an ihn an, küßte seine Wange und flüsterte: »Ich habe keine Kraft neben Dir und in mir. Meine ganze Kraft ist die Liebe, die ich im Herzen trage, und die ist Dir für alle Zeiten geweiht und zu eigen. – Jetzt aber komm, sonst müssen sie zu lange auf uns warten und ihre Geduld möchte schwächer sein als unser Trieb, ewig mit einander zu reden und zu plündern. Komm!«

»Ja, aber erst weihe mich ein zu dem Eintritt in das glückliche Haus, damit ich nicht schwach werde, wenn ich so viele freundliche Worte höre, wie man sie jetzt über uns ausschütten wird.«

»Da, nimm!« Und sie umschloß ihn noch einmal mit ihren Armen, drückte ihn fest an ihre Brust, und ein langer, endloser Kuß weihte ihn, wie er es verlangte, zum Eintritt in dieses glückliche Haus ein.

In der That, man hatte sie schon lange darin erwartet. Als sie nun aber endlich kamen, flogen ihnen Alle entgegen, die Großen und die Kleinen, die Männer und die Mädchen, und der alte Herr, der heute ihretwegen so lange sein appetitliches Mahl verschoben, lächelte ihnen nicht am kältesten zu und begrüßte sie mit den nicht am wenigsten herzlichen Glückwünschen. Fast unzertrennbar aber hingen Margarethe und Bertha an Jane's Halse und alle Drei vergossen reichliche Freudenthränen, bis der Großvater der Sache ein Ende machte, indem er sagte:

»Nun aber ist es genug, Ihr kindlichen Dinger! Glaubt Ihr, daß wir alten Leute nur von Mondschein, Küssen und Freudenthränen leben, wie Ihr? – Also laßt uns zum Ende kommen. Simeon Marcus, ich sitze heut zwischen Dir und Deiner Tochter, und die Andern mögen sich die Plätze suchen, wohin sie gehören. Und nun, Ernst, mein Sohn, thue Deine Pflicht, als Hausherr, und laß mich nicht länger verschmachten, denn halbtodt bin ich vor Hunger und Durst. Der Tag war ein wenig lang und schwer für mich alten Mann, nun aber will ich auch meine Feierstunde genießen.« –

Als aber zwei Stunden später der alte Herr mit Simeon Marcus nach der Stadt gefahren war, wo derselbe seine Wohnung genommen, führte Reinhold Jane nach ihrem kleinen Hause, von den beiden Schwestern bis zum Gärtnerhause begleitet. Von hier aus gingen sie allein und diesmal schritten sie noch langsamer als früher hinab, nicht darauf achtend, daß der goldene Kahn am Himmel

schon längst in seinen fernen Hafen eingelaufen war. Als sie jedoch endlich die Thür des kleinen Hauses erreichten und Reinhold nun doch die Glocke in Bewegung setzen mußte, zog er sie so stark an, daß sie lauter als je ihren metallenen Klang durch das ganze Haus erschallen ließ.

Auf der Stelle ließ sich der Schritt Rebecca's auf der Treppe vernehmen, und diesmal rührte sie ihre alten Beine rascher als sonst. Als sie nun aber die Thür geöffnet und die beiden von Glück strahlenden Gesichter von ihrer Lampe hell beleuchtet sah, rief sie erschrocken und mit weit aufgerissenen Augen:

»Gott gerechter! Was ist geschehen? Mit solchem Gesicht hab' ich mein Kind ja noch nie gesehen!«

»Das glaube ich Dir gern,« entgegnete Jane mit glücklichem Lächeln. »Sieh her, alte, gute Rebecca, und höre das Neueste. Mein Vater ist aus Gothenburg gekommen und meinen Bund mit ›Deinem‹ Doctor gesegnet. Wünsche ihm und mir Glück dazu, denn er ist mein Bräutigam und ich bin – o mein Gott! – seine Braut!«

Rebecca hatte die kleine Lampe auf eine Treppenstufe gesetzt, denn sie konnte sie nicht mehr in ihren zitternden Händen halten. Jetzt schlug sie sie schallend zusammen und starrte mit offenem Munde bald den Einen und bald die Andere an.

»Gott gerechter!« rief sie. »Was muß die Rebecca noch in ihrem Alter erleben! Also mein Kind, mein liebes Kind ist Braut und der Herr Doctor ist der Bräutigam? Und nun ist alle Sorge und aller Kummer vorbei?«

»Ja, sie sind vorbei, Rebecca« nahm nun auch Reinhold das Wort, »das Uebrige mag Ihnen Jane erzählen. Ich aber sage: Gute Nacht! Gute Nacht, meine Jane! Heute wird sie Dir süßer und ruhiger verfließen als je!«

»Nicht süßer, mein Freund, als der morgende Tag und alle künftigen Tage. Um welche Stunde sehe ich Dich mit dem Vater?«

»Um Zehn, wie es verabredet ist!« Und noch einmal hingen sie fest aneinander, tausendmal sich die ›Gute Nacht‹ wiederholend, die nach so vielen herzlichen Wünschen ja keine schlechte sein konnte.

Als Reinhold aber seinen Rückweg schon angetreten hatte und Rebecca nun mit kurzem Athem vor Jane stand, schlug sie noch einmal die Hände zusammen und rief:

»Gott gerechter! Es ist wahr, es muß wahr sein! Sie küssen sich und nennen sich Du! O mein Kind, meine Jane; nun komm' in's warme Zimmer da oben, denn heute siehst Du ihn doch nicht wieder, und erzähle der alten Rebecca, wie das Alles hat möglich werden können.«



Jane hatte Recht gehabt – der nächste Morgen sollte nicht weniger schön werden als der Abend es gewesen war, und vielleicht noch viel schöner und genußreicher, da allmählig die Ruhe in ihr Gemüth zurückkehrte und das Bewußtsein des Geschehenen sie nur noch mehr ihr Glück empfinden ließ. Um zehn Uhr war Simeon Marcus

aus der Stadt gekommen und wenige Minuten später trat er mit Reinhold den Weg nach dem kleinen Hause an, das er nun zum ersten Male sah.

Als er die Ordnung und Zierlichkeit in der winzigen Wohnung seines Kindes gewahrte und nun erst so recht begriff, wie einsam und zurückgezogen von der Welt sie so viele traurige Jahre verbracht hatte, da wurde er tief gerührt und er dankte noch einmal Gott, daß er ihn nun von seinem geheimen Leid erlöst und so glücklich gemacht habe. Den ganzen Vormittag brachte er mit Reinhold bei seiner Tochter zu und als sie am Nachmittag wieder nach ›Schillings-Lust‹ empor stiegen, hatten sie Alles besprochen, was zu besprechen nöthig war, und bereits den Plan ihres nächsten Thuns festgesetzt. Als derselbe der Familie Schilling mitgetheilt wurde, fand er auch hier seine Billigung, nachdem der Hausherr freilich einige Bedenken darüber hatte laut werden lassen.

Dieser Plan lautete nämlich dahin, daß Simeon Marcus, Jane und Reinhold in zwei Tagen nach Gothenburg abreisen und Margarethe und Bertha sie dahin begleiten sollten. In letzteren Vorschlag fand sich der gute Vater erst nach längerem Widerstreben, da er es für eine schwere Aufgabe hielt, sich auf mehrere Wochen von seinen beiden ältesten Töchtern trennen zu müssen. Allein Jane's Bitten widerstand er endlich nicht und so kam der schnell entworfene Plan rasch genug zur Ausführung.

Schon nach zwei Tagen führte ein bequemer Dampfer die kleine Gesellschaft nach dem fernen Schweden und

hier wurde die Verlobung Jane's ist weiteren Kreisen verkündet.

Von diesem Augenblick an konnte sie über ihre Zukunft schalten, wie sie wollte; Niemand, auch ihr Vater nicht, fragte sie, ob sie Jüdin bleiben oder Christin werden wolle, sie durfte allein ihrem Herzen folgen. Am wenigsten wirkte Reinhold selbst darauf ein. Allein es war schon längst bei ihr entschieden, wohin sie sich neigen würde. Sie war ein Weib, ein ächtes Weib, und so folgte sie dem Zuge ihres Herzens und stellte sich auch im Glauben an die Seite ihres Mannes, wohin ihre Liebe schon vorausgetreten war. –

Wenige Wochen darauf führte Reinhold sie als sein junges Weib in die Heimat. Alle seine Freunde und Bekannten staunten über die schöne Schwedin, die er sich erworben und über das Meer zu ihnen geführt, Niemand aber wußte anfangs, daß sie eine Jüdin war. Erst der Professor selbst verkündete es ihnen, indem er es überall mit Freude verkündete: »Meine Jane ist eine Jüdin gewesen, und ich bin darum doppelt stolz, sie mein zu nennen und sie für mein Leben gewonnen zu haben.«

Wir sind mit unserer Erzählung zu Ende und schließen sie mit der Versicherung, daß selten die Liebe zwei Menschen so glücklich gemacht hat, wie Reinhold und Jane es sind. Aber der Leser, der gern Alles wissen möchte, fragt begierig:

»Und das kleine Haus am Elbstrande und das schöne Landhaus auf dem Berge darüber in Oevelgönne – ist es eine Dichtung, die wir diesmal gelesen?«

Leser, lieber Leser, Du kannst Dich selbst davon überzeugen, wenn Du die leichte Mühe nicht scheust, von Hamburg oder Altona aus eine kleine Wallfahrt dahin zu unternehmen. Noch heute steht das kleine Haus in dem Gärtchen am Elbstrande in Oevelgönne, wie es Jane vor kurzer Zeit verlassen, und noch heute thront mitten in seinem grünen Park, seinen Blumen der schöne Landsitz Ernst Schilling's. Noch heute pflegen seine lebenswürdigen Töchter diese Blumen und verschönern das Haus des wackeren Vaters durch Ordnung und Zier, und freuen sich mit ihm des jugendlich strömenden Lebens, welches der gütige Vater im Himmel ihnen so reich gestaltet und gesegnet hat.

Wir aber, die wir auch unter dem gastfreien Dache dieses schönen Hauses schliefen und an seinem Tische saßen, wir grüßen es und seine Bewohner herzlich aus der Ferne. Auch den alten Daniel Schilling grüßen wir und danken ihm noch heute innig und warm, daß er uns Gelegenheit bot: ›Jane, die Jüdin‹ zu schreiben, deren früheres Schicksal wir aus seinem eigenen Munde vernahmen, aber über deren jetziges Glück wir uns noch alle Tage freuen können, und sogar ein Recht haben, es zu dürfen, denn auch wir sind ihr Freund geworden und – wenn wir sie auch nur selten sehen – im Geiste sind wir oft bei ihr und genießen im Stillen die irdische Seligkeit mit, die sie

über ihren Gatten und ihre Kinder auszubreiten verstanden hat.